Das bayerische Hochland

von

Ludwig Steub.

München.

Literarisch-artistische Anstalt

der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1860.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
in Stuttgart und Augsburg.

Vorrede.

Zu dem literarischen Hausrath einer gut eingerichteten Völkerschaft gehört in unserer Zeit wohl auch die Beschreibung des eigenen Landes — ein angenehmes Handbuch, in welchem zunächst Volksleben, Geographie und Geschichte in Betracht gezogen, daher alle Gegenstände geschildert und ausgelegt werden, welche in diesem Bereiche der Aufmerksamkeit des gebildeten Eingebornen, des wißbegierigen Fremdlings würdig sind. Eine solche Schilderung fehlte bisher dem schönen Gebiet der bayerischen Alpen, die wir täglich vor Augen haben, und wenn auch die Frugalität der Landeskinder diesen Mangel leicht ertrug, so wurde es doch bedenklich, wie ihn die andern deutschen Brüder hinnehmen würden, welche in immer wachsenden Haufen unsre Berge durchziehen und dort Erholung oder Gesundheit suchen.

Um alle üble Nachrede abzuschneiden, hat sich also der Verfasser gerüstet, dem engern und dem weitern Vaterlande eine Schrift zu widmen, welche dem Programm, das oben aufgestellt, nach seinen geringen Kräften entsprechen sollte. Eine leise Mahnung, diese Aufgabe vor andern über sich zu nehmen, fand er darin, daß er aus früheren Zeiten schon einzelne Gegenden des Gebirges in eigenhändigen Skizzen vor sich liegen hatte. Im Jahre 1850 erschienen dieselben auch gesammelt unter dem Titel: Aus dem bayerischen Hochland. Dieses Werklein, ohne Zusammenhang und Vollständigkeit, konnte einen großen Erfolg nicht ansprechen und erreichte ihn auch nicht, kam mir aber jetzt doch in soferne zu Gute, als ich nicht allenthalben von vorne anzufangen brauchte. Seitdem erschienen dann noch die Berichte aus dem Leizachthale, aus Tegernsee u. dergl. Alle diese Erzeugnisse vergangener Tage sind nun aber und zumal die älteren Stücke dermaßen überarbeitet, theils abgekürzt, theils ergänzt und vermehrt worden, daß sie fast wieder als neue gelten können, und bei weitem der größte Theil des Buches ist erst seit dem letzten Herbst entstanden.

Uebrigens war die Einleitung kaum gedruckt, als sich schon zeigte, daß das Werk, wenn die ganze

Handschrift unter die Presse gehen sollte, einen ungewöhnlichen, nicht zu ertragenden Umfang erhalten würde. So blieb denn nichts übrig, als eine fortlaufende Abkürzung im Kleinen und im Großen, welche immer energischer geübt wurde, je näher das Ende herankam, welches sich doch immer wieder hinausschob. Dieser Thätigkeit sind denn nebst vielem andern auch die „Erörterungen“ zum Opfer gefallen, welche auf Seite 9 als am Schlusse bevorstehend versprochen werden. Daraus geht übrigens ferner hervor, daß ich nach Vollständigkeit eines Reisehandbuchs überhaupt nicht trachten konnte, die Verantwortlichkeit eines solchen auch nicht auf mich nehmen wollte, was jetzt um so weniger nöthig, als in dieser Richtung durch die neuerschienenen Führer von Gustav Wanderer und Th. Hartwig für das Bedürfniß der Reisenden hinlänglich gesorgt ist.

Und so entsende ich denn diese Schilderung unseres Hochlandes mit gutem Muthe in die weite Welt. Hat mir die Arbeit viele Freude gemacht, so möchte ich fast hoffen, daß die Lectüre auch Andre ergötzen werde. Da ich nur die Mußestunden eines Winters hieher zu verwenden hatte, so wird auch hie und da ein leichter Irrthum und ein kleines Versehen einer billigen Entschuldigung nicht entgehen.

Sollte es von Ungefähr so kommen, daß die erste Auflage dem Sturm und Drang der Leser nicht genügte, so würde ein neuer Anlauf zur Verbesserung und Vervollständigung dieses Versuches nicht ungern unternommen werden, und für solchen, wenigstens nicht unmöglichen Fall sind dann sämmtliche Landsleute und guten Freunde im Gebirge, die Gebildeten und Honoratioren aller Art, höflichst eingeladen, dem Verfasser mit ihren gründlichern Kenntnissen zu Hülfe zu kommen, anziehende Spenden und nöthige Berichtigungen mitzutheilen, kurz das Ihrige beizutragen, auf daß das Buch — falls es überhaupt solcher Theilnahme werth ist — mit gemeinsamen Kräften eine gediegene, nach allen Seiten befriedigende Beschreibung und Auslegung werde, wie sie nicht leicht ein anderer Landstrich so sehr verdient, als unser herrliches, nie genug zu preisendes Gebirge.

München, im Juli 1860.

Inhalt.

Einleitung.

Das bayerische Hochland ist der Saum der rhätischen Alpen, in deren Tiefen das wunderbare Land Tirol sich birgt. Dieses Gebirge steigt immer höher hinan bis zu dem ewigen Schnee der Duxer- und Oetzthaler Ferner, um sich dann wieder gegen Italien hinabzusenken, so daß man seine Häupter in den Lagunen von Venedig ebenso blau und ebenso prächtig ragen sieht wie auf der Sendlinger Heide bei München. Dasselbe weckt an schönen Sommertagen gar oft unsre Sehnsucht nach stillem Glück in friedlichen Hirtenthälern oder nach frischem Steigen in der reinen Alpenluft. Es ist reich an Gewässern, zumal an blauen, tiefen Seen und entläßt manchen Bergstrom, der selbst im flachen Lande seine wilde Natur nicht ganz verläugnen kann. Ferner mag es sich hoher Forste und fetter Auen rühmen, in denen schöne Höfe und reiche Dörfer liegen. Ueber diesen auf der weithinschauenden Höhe finden sich die grünen Almen mit ihren frohen Rinderheerden und den schalkhaften Sennerinnen, ebenda auch die kühlen Hochwälder, reich an Gemsen, aber ganz verarmt an reißendem Gethiere, da man den letzten Luchs, als er todt war, schon vor dreißig Jahren zu München sah, und seit derselben Zeit auch Bär und Wolf, selbst als Fremdlinge, nicht

wieder vorgekommen sind. Im Ganzen ist es eine milde Gattung von Gebirg, einestheils weil wenige Höhen bis an die Grenze des ewigen Schnees reichen, anderntheils weil der Landmann meist in den bequemen, fahrbaren Thälern wohnt, in denen sich fast alles Leben sammelt. Das Uebermaß der Bevölkerung hat nämlich die Menschen noch nicht gezwungen, auf steilen Bergwiesen und jähem Gesteine ihre Heimathen und ihre Dörfer zu erbauen. Den wahren Hautgout des Gebirges, Gletscher und meilenweite Felsenwüsteneien, kann man eigentlich nur an den beiden entgegengesetzten Landesmarken genießen, in den Gebieten der Zugspitz und des Watzmanns, von welchen erstere über Partenkirchen, letzterer über Berchtesgaden aufsteigt. Auf beiden kommt auch die alpenhafte Zirbelkiefer vor und am Watzmann findet sich sogar das Murmelthier. So weit es bayerisch, ist dieses Hochland übrigens ziemlich schmal; von jeder Höhe in seiner Bergkette kann man bei gutem Willen Abends wieder in der Ebene sein.

Wenn der Bayer von seinem Hochland spricht, so sagt er einfach: „im Gebirg.“ Das Gebirg ist in eine Anzahl, etwa ein Dutzend Landgerichte getheilt, und diese Eintheilung, die einzige, die man kennt, ist jetzt auch die volksthümliche. Gegenüber den Tirolern, die ihr Zillerthal, Stubai, Oetzthal, Passeier u. dergl. haben, gegenüber den Schwaben, die ihr Breisgau, Högau, Ortenau und andres noch aus alten Tagen fortführen, könnte es fast auffallen, daß die einzelnen, zusammengehörenden Landschaften nicht wie anderwärts ihre besonderen Namen tragen. Wohl war da vor Zeiten ein Hausengau, ein Sundergau, ein Amber-, ein Walchengau, aber entweder gingen diese Bezeichnungen ganz verloren

oder sie sind nur noch an einzelnen Dorfschaften hängen geblieben. Man liest zwar in den Büchern von Loisachthal, Isarthal u. s. w., aber dem Volke sind solche Ausdrücke nicht geläufig. Selbst das Innthal verliert diesen seinen Namen, so bald der Strom ins bayerische Gebiet eintritt. Nur „die Jachenau“ und „der Isarwinkel“ sind vereinzelte Versuche einer volksthümlichen Landbenamsung. Ein fühlbarer Mangel ist es, daß nicht einmal für das Land östlich der Isar und westlich derselben eine kurze Bezeichnung, ein Wort zu Gebote steht. Wir wagen es hier jenes das Oster-, dieses das Westerland zu nennen, wissen aber nicht, ob wir diese neugeschaffenen Namen durchsetzen werden. Karl Siegert hat in neuester Zeit versucht, für die Gegenden um den Chiemsee das uralte und selbst im Volksmunde noch nicht ganz erstorbene „Chiemgau“ wieder schriftmäßig zu machen, wozu ihm auch nur Glück zu wünschen ist.

Die Geschichte unseres Berglandes ist gerade keine historische Fruchtschnur, wenigstens keine reiche. Zwischen der Burg zu Schwangau und der Feste zu Hohensalzburg hat sich weiland viel weniger ereignet, als am deutschen Rheinstrom zwischen dem kaiserlichen Speier und dem heiligen Köln. Es ist weder zu Tölz noch zu Miesbach, weder zu Traunstein noch zu Garmisch je etwas Großes, Weltbewegendes vor sich gegangen. Man weiß von keiner Entscheidungsschlacht, keinem Friedensschlusse, die hier eine Stelle gefunden. Es gibt da kein Ryswick und kein Rastadt, kein Granson und kein Waterloo. Diese Gauen am Saume der rhätischen Alpen marschiren zwar immerdar in gleichem Schritt und Tritt mit den Geschicken des Herzogthums zu Bayern, aber

doch nur im zweiten Glied, in einem gewissen Stillleben und ohne viel Redens von sich zu machen, denn die wittelsbachische Geschichte hat sich von jeher mehr abwärts, von München nach Landshut gegen Ingolstadt und Straubing zu ihr Theater gesucht. Auch in den Bruderfehden, Bürgerkriegen und Erbschaftsstreitigkeiten, wenn die theuren Herzoge die Länder, die ihnen göttliche Vorsehung und kaiserliche Gnade zur Beglückung anvertraut, mit furchtbarer Verheerung schlugen, scheint sich das wilde Gejaid sehr selten bis da herauf gezogen zu haben. Nur über dem Inn, wo Chiemsee, Reichenhall und Berchtesgaden, tritt die Historie in größerer Fülle auf, obgleich sie auch hier in früheren Zeiten zumeist nur von Hader, Zweiung und Verwüstungen erzählt. Ich glaube übrigens, daß das kluge Volk des Gebirges niemals gewünscht hat, von der ernsten Clio oft sehr fühlbaren Fußtritten häufiger behelligt zu werden, nur um in der bayerischen Geschichte eine sehenswerthe Rolle zu spielen. Es paßt zu solcher Bescheidenheit, daß in diesen gesegneten Gegenden auch an historischen Charakterköpfen, an Berühmtheiten einiger Mangel zu verspüren ist, ein Ausspruch, den wir selbst auf die Gefahr hin wagen, daß bis zur nächsten Auflage aus hundert Orten die wichtigsten Personen, deren Wiege dort gestanden, uns vorwurfsvoll entgegengetragen werden, Aebte und Pröbste, Landrichter und Assessoren, Studienlehrer, Bürgermeister und andere Treffliche mehr.

Damit ist natürlich keineswegs gesagt, daß für den fleißigen Forscher, der aus interessanten Kleinigkeiten das Große zu schaffen versteht, nicht auch hier ein blumenreiches Feld sich öffne. Die Welfen auf dem Lechrain,

die Andechser im Huosigau, die mächtigen Grafengeschlechter in den Ländern am Inn und im Chiemgau geben manches zu erzählen; insbesondere aber ist die Geschichte der Abteien und der Stifter, die am und im Gebirge lagen, nicht ohne mannichfachen Reiz. Minder wird der Freund der Baukunst und der Bildnerei seine Augenweide finden, denn die alten Münster sind fast alle dahingegangen und verschwunden. Als die Klöster reicher und üppiger geworden, strebten sie nach spielender Heiterkeit und leichtem Glanze, wie im Leben so auch in ihrem Kirchenbau. Wie konnte es sonst kommen, daß der Schnörkel, der sinn- und bedeutungslose Schnörkel, die Gemüther so bezauberte, daß alle Mahnung an die vergangenen Jahrhunderte, alle Ehrfurcht vor den Denkmälern des eigenen Alterthums, alle Dankbarkeit gegen die Gründer und ihre zurückgelassenen Wahrzeichen vernichtet war? So geschah es, daß in den letzten drei Jahrhunderten fast alles zu Grunde ging, was ans ernste Mittelalter, an die Zeiten Gregors VII. und Innocenz III., an die feierliche Pracht unserer Gothik erinnerte. Die Kreuzgänge wurden eingerissen, die Grabsteine der ritterlichen Wohlthäter zerschlagen, die ragenden Thurmhüte mit zwiebelartigen Kuppeln vertauscht, die spitzbogigen Fenster ausgebrochen und geigenförmige dafür eingesetzt, das Innere farbenreich betüncht oder abgeweißt und die Decken von schlechten Pinseln aus der Nähe oder Ferne bemalt. Nur selten noch, daß ein anziehendes Monument, ein würdiges Portal oder gar ein ganz erhaltenes Gotteshaus aus früheren Zeiten den Kenner zur Beschauung reizt. Wenn man bedenkt, wie reich im Mittelalter diese Stifter, wie prächtig ihre Dome, wie bedeutsam ihre Denkmäler

gewesen, so kann man nur immer und immer wieder bedauern, wie viel Werthvolles und Unersetzliches durch den Ungeschmack der späteren Jahrhunderte vertilgt worden ist.

Uebrigens wäre es ein Irrthum, zu behaupten, es habe das ganze Gebirge immer zum Herzogthum Bayern gehört; vielmehr erfordert die Wahrheit einzuräumen, daß zwei Landschaften viele hundert Jahre hindurch ihren eigenen Bahnen folgten; und zwar die eine am östlichen, die andere am westlichen Ende des Höhenzugs. Erstere war die gefürstete Probstei zu Berchtesgaden, im zwölften Jahrhundert gestiftet und später reichsunmittelbar, bis sie endlich nach der Auflösung des deutschen Reiches an Oesterreich und später, 1810, an Bayern gerieth; letztere ist die Grafschaft Werdenfels mit den Flecken Partenkirchen, Garmisch und Mittenwald, die bis zu derselben Zeit ein Eigenthum des Hochstifts Freising war und erst damals an den bayerischen Kurhut fiel. Diese beiden Gebiete haben also eigentlich ihre eigene Geschichte, und die der gefürsteten Probstei verlauft auch nicht ohne Leben und Bedeutsamkeit, während die der Freisingischen Grafschaft nur ein dünner Faden ist, der sich still und geräuschlos um die Spule der Zeiten windet.

Wo das Volk, mit dem er hauset, seinen Ursprung habe, diese Frage möchte wohl auch dem leichtfertigen Sommerfrischgaste nicht ganz gleichgiltig sein. Die Abstammung der Bojoaren oder Bajuvaren ist aber fast ein Räthsel. In der Mitte des sechsten Jahrhunderts sind sie plötzlich da, breit und mächtig, zwischen dem Lech und der Ens, und kein Mensch weiß mit Sicherheit zu sagen, woher sie gekommen. Deßwegen denn

Vermuthungen aller Art. Daß ein so zahlreiches Volk vor seiner Namhaftwerdung gar nicht existirt habe, plötzlich aus Nichts entstanden sei, ist natürlich nicht anzunehmen, desto sicherer aber, daß es vorher sein Leben unter fremdem Namen geführt habe. Da nun nicht lange vorher, ehe der Name der Bajuvaren aufkömmt, in der böhmischen Nachbarschaft jener der Markomannen untergeht, und da man eben so wenig weiß, wo die Markomannen hin-, als wo die Bajuvaren hergekommen, so ist Caspar Zeußens Meinung, daß dieses Volk eine Fortsetzung des markomannischen sei, jetzt fast die allgemeine geworden. Auf geistreiche Weise hat in neuester Zeit Dr. Quitzmann die Lösung dahin festzustellen versucht, daß wir Markomannen und Quaden als unsre Ahnen zu verehren haben. Die Ansicht, daß die Bayern von den keltischen Boiern abstammen, hat zur Zeit nur noch einen namhaften Vertreter, den Herrn Rechtsanwalt Dr. Karl Siegert zu Traunstein. Wer über diesen Fragen ein halbes Stündchen weiter zubringen will, der findet am Schlusse noch einige Erörterungen.

Der alte Volksglaube war übrigens ein anderer und fiel mit keiner der neuern Ansichten zusammen. In früheren Jahrhunderten meinten nämlich die Bayern, sie seien eigentlich aus Armenien gekommen, eine Sage, deren wir später wohl noch einmal gedenken werden.

Uebrigens ist auch nicht alles Volk dieses Gebirgs aus dem bajuvarischen Stamm hervorgegangen. In der Grafschaft Werdenfels und an der Amper bis hin an den Ammersee wird noch heutiges Tages die schwäbische Mundart gesprochen. Auch sind diese Landschaften, die früher meist hohenstaufisch waren, erst nach dem Tode

Conradins durch Erbschaft an die Herzoge von Bayern gefallen, haben aber bis jetzt ihre altschwäbische Signatur getreulich bewahrt.

Endlich noch ein paar Worte von einem längst verkommenen Volke, von den Römern. Auch an diese mahnt noch hie und da nicht blos ein Fund, der unter der Erde gelegen, sondern auch ein lebendiger Ortsname. Zumal in der Grafschaft Werdenfels, wo ehemals das römische Partanum, jetzt Partenkirchen, stand, und in den Gegenden um das alte Juvavum, jetzt Salzburg, finden sich derartige Erinnerungen. Es sind zunächst die Orte, die von den Walen, Walchen benannt sind, wie Walgau, Walchensee, Traunwalchen, Lützelwalchen, denn Walen, Walische nannte der Deutsche dazumal die Römer, wie er noch jetzt den Italiener einen Welschen nennt. Die lateinische Sprache, obwohl jetzt längst verschwunden, lebte doch auch nach der Völkerwanderung noch eine gute Weile fort. Noch im neunten Jahrhundert und selbst später erwähnen die oberbayerischen Urkunden da und dort der provinciales romani, römischer Landleute, die bis dahin ihre Sprache erhalten hatten.

Welches ist aber der Charakter der Altbayern? In dieser Beziehung erweist sich die Nation als sehr empfindlich, und wer sich nicht der Volksrache aussetzen will, darf wohl einige Vorsicht anwenden. Lehnen wir uns daher an Vater Aventin, der sich über die heikle Frage ungefähr also vernehmen läßt:

„Das bayerische Volk — gemeiniglich davon zu reden — ist schlecht und gerecht, läuft gern Kirchfahrten, hat auch viel Kirchfahrt, legt sich mehr auf den Ackerbau und das Vieh, denn auf die Kriege, denen es nicht

stark nachläuft, bleibt gern daheim, reist nicht viel aus in fremde Lande, trinkt sehr, hat viel Kinder, ist etwas unfreundlich und einmüthig (herbe), da es nicht viel auskommt, wenig Hantierung treibt, fremde Lande und Gegenden wenig heimsucht. Es achtet nicht der Kaufmannschaft und kommen auch die Kaufleute nicht viel zu ihm. Der gemeine Mann darf sich nichts ohne Geschäft der Obrigkeit unterstehen, wird auch in keinen Rath genommen oder zur Landschaft gefordert; doch ist er sonst frei, gibt seinem Herrn, der sonst keine Gewalt über ihn hat, jährlich Zinsen und Scharwerk, thut sonst was er will, sitzt Tag und Nacht beim Wein, schreit, singt, tanzt, kartet, spielt, mag Wehren tragen, Schweinsspieß und lange Messer. Große und überflüssige Hochzeiten, Todtenmale und Kirchtage haben ist ehrlich und unsträflich, gereicht keinem zum Nachtheil, kommt keinem zum Uebel" u. s. w.

Diese Beschreibung, obwohl schon vor dreihundert Jahren abgefaßt, ist gleichwohl noch heutiges Tages sehr zutreffend. Nur wegen des Weines wäre zu bemerken, daß jetzt das Nationalgetränke ein anderes ist, welches wir hier kaum zu nennen brauchen.

Aventin geht über dieses hinweg und spricht vielmehr mit sichtbarer Liebe und Gründlichkeit von dem edlen Saft der Reben. „Wein," sagt er, „bringt man aus andern Ländern zu Land und Wasser, nämlich ab dem Rhein, Neckar, aus dem Elsaß, welschen Landen, Krain, Histerreich (Istrien), Veltlinerthal, Tramin, Franken und Oesterreich." Dieser Bericht gibt uns ein schönes, reiches Bild von den Kellerschätzen der damaligen Trinkstuben zu München und im Lande Bayern. Welche Betriebsamkeit in diesem würdigen Artikel, welche Manich-

faltigkeit der Etiquetten auf den damaligen Weinkarten! Trotz der vielgerühmten Riesenblüthe des neuern Verkehrs haben wir in diesem Stücke doch wesentliche Einbußen erlitten, denn die edlen Tropfen aus dem Elsaß, von Krain und Histerreich und aus dem Veltlinerthal sind weder bei Ott, noch bei Mittnacht oder Lungelmaier, ja selbst in der Weinhalle des Herrn Franz Miller nicht mehr aufzufinden.

Im Uebrigen aber kann man noch immer wiederholen, das bayerische Volk, d. h. das Landvolk ist schlicht und gerecht. In dieser Beziehung hat sich nichts geändert, wenigstens nicht zum Schlechtern. Der Bauer weiß wenig von der großen Welt und ihren Tücken, aber er weiß freilich auch manches andere nicht, was er wissen sollte. Bei vielen guten Eigenschaften, die seine Schlichtheit mit sich bringt,[1] fehlt überdieß meist jede Anmuth und der Reiz einer gewinnenden Menschlichkeit. Der tirolische, auch der schwäbische Landmann macht durchschnittlich einen bessern Eindruck. „Unfreundlich und einmüthig," wie zu Aventins Zeiten, sieht sich der Stamm noch heut zu Tage an. Das erklärt sich vielleicht,

[1] Als ein Beispiel von Einfalt und Herzlichkeit mag es gelten, daß mancher Handelsmann in den Landstädtchen vermöglich wurde, weil ihm die Bauern alle ihre Erübrigungen übergaben und keine Zinsen verlangten, vielmehr noch gerne ein Procent „fürs Aufheben" bezahlten. Diese Uebung ist allerdings abgekommen; man kauft jetzt schon vielfach Staatspapiere. Gegen Hypotheken gibt sich ziemliche Abneigung kund. Die Schätzungen auf dem Lande sind sehr unzuverlässig und es ist daher schon viel Geld verloren worden. Man leiht eben so gern auf Handschein. Es gibt aber auch noch viele Bauern, die ihre Ersparnisse zu Tausenden einfach zu Hause in der Truhe liegen lassen.

wenn wir uns erinnern, daß Altbayern seit tausend Jahren, von den Ungarnkriegen bis auf die Tage von Abensberg und Eckmühl, ein fortwährendes Schlachtfeld war, ewig von roher Soldatesca überzogen, zuweilen auch, wie nach dem dreißigjährigen Kriege, ein vollkommener Schutthaufen. Der beständige Zank und Hader und Streit mit den lästigen Freunden und den verhaßten Feinden oder der unmächtige Zorn über ihre Gewaltthaten und Verwüstungen mußte das Volk nachhaltig erbittern und konnte ihm kaum zu feineren Sitten verhelfen. Die Gabe der Rede ist ihm meistentheils in geringem Maße zugekommen, und wer z. B. einen einfachen Rechtshandel so darzustellen weiß, daß er halbwegs verständlich klingt, gilt schon für einen „Sprecher," ihn nimmt man mit, wenn man zu Gericht, zum Sachwalter geht, oder ein Geschäft abschließen will. An Gerechtigkeit fehlts nicht. Obgleich der Landmann mitunter gerne streitet, hört er doch auf vernünftiges Zureden und ist für Berufungen auf seine Ehre, seine Redlichkeit nicht unempfindlich. Der Beamte, der Priester, der sich sein Vertrauen erworben, kann durch verständige Leitung sehr viel Gutes wirken, obgleich man oft über die Werkzeuge, mit denen der Zweck erreicht wird, billig staunen muß; denn wenn sich die blöden Augen nicht gütlich öffnen wollen, werden sie zuweilen und namentlich in den Kanzleien mit den gröbsten Brecheisen aufgethan. Wo der Bauer nicht gerade heraus und derb sein kann, ist er schüchtern und unbehilflich; doch läßt er sich zwar, wenn es sein muß, hudeln und hunzen, aber er kriecht und heuchelt nicht. Ein Schmeichler, ein Schwätzer, ein Renommist sind Typen, die diese Natur nur sehr sparsam hervorbringt. Was die edlen Metalle

betrifft, so ist unser Landmann anständig — über einen Groschen streiten hält er nicht der Mühe werth. Er gibt zwar nicht gerne, aber er hebt auch nicht wie der Italiener und der Schweizer bei jedem mühelosen Dienstchen, das er leistet, bettelnd die Hand auf, vielmehr schweigt er oft bescheiden, wenn eine Gabe vergessen wird, auf welche er Anspruch hätte. Vorzüglich aber läßt sich sein gutes Herz verspüren, wenn in der Nachbarschaft ein Unglück, etwa durch Brand entsteht; es springt dann Alles von Nah und Fern herbei, um die Noth zu lindern und den Schaden gut zu machen.

Der häusliche Umgang zeigt selten jenen Zartsinn, jene einfache Lieblichkeit, welche uns die Dichter in ihren Idyllen schildern. Zum Unterschied von den Chinesen genießt z. B. das Alter sehr wenig Achtung. Der Bauer, der im Austrag lebt, pflegt den Tod gewöhnlich nicht zu fürchten, weil er täglich hören muß, daß er auf der Welt zu nichts mehr nutz sei. Ueber Gattentreue und Geschwisterliebe könnten wir auch nicht lauter Gutes berichten. Möglich, daß die Minne diese eckigen Herzen glättet und die Zungen beredter macht — und doch ist fast anzunehmen, daß Jungpolyphem, der sicilische Cyclope, seiner weißen Galatea, da er sie zu Butter und Käse lud, viel süßere Worte gab, als ein Dachauer Knechtlein jetzt aufwendet, wenn es sein braunes „Mensch" zum Bier führt.

Daß das bayrische Volk, wie Aventinus sagt, den Kriegen nicht stark nachläuft, ist damals, wo es nur gemiethete Landsknechte gab, wohl ein gutes Zeichen gewesen, soll aber nicht bedeuten, daß es ihm an kriegerischer Tüchtigkeit fehle. Sagt ja schon jener oft citirte Poet im dreizehnten Jahrhundert vom Bayerland:

„Vom Streite redt da mehr ein Knecht dann dreißig anderswo.“

Die Altbayern zeigten sich auch seitdem mit Ehren auf allen Schlachtfeldern und die jungen Bursche sind jetzt noch durchwegs gerne „bei der Militär.“ Ja im Oberlande tritt diese Freude am Kriegshandwerke sogar mit einer gewissen Ostentation hervor. Man findet dort nicht nur auf vielen Friedhöfen Obelisken, Pyramiden und Denksteine mit den Namen der Tapfern, die in den französischen Feldzügen gefallen, sondern auch allenthalben Veteranenvereine, die sich jährlich eine Messe lesen lassen und dann ein fröhliches Mahl begehen, im Wirthshause am „Soldatentisch,“ über welchem in gläsernem Kästchen das Handwerkszeichen schwebt, ein Hauptmann von den Grenadieren, Tambour, Fahnenjunker und Gemeine, alle sauber ausgeschnitzt zu Ammergau und dort bemalt. Leider nur, daß die Kampfeslust, die Sehnsucht nach kriegerischen Lorbeern, wenn sie am unrechten Ort, im Heimathsdörflein ausbricht, oft blutige Striche durch die grüne Idylle zieht. Mancher blühende Jüngling fällt da am heiligen Kirchweihtage durch den Schlagring und das Messer, ohne zu wissen warum — aus Muthwillen, wegen einer Albernheit. Doch ist anzuerkennen, daß die Wirthshausraufereien in manchen Gegenden ganz verschollen sind und in allen abnehmen. Nicht zu läugnen ist aber, daß der Stamm oder vielmehr die Nachtseite des Stamms zur Zeit noch überhaupt einen Hang zu rohen und wilden Verbrechen an den Tag legt. Das Schwurgericht hat da manche Enthüllung gebracht, die uns schaudern machte. Manche schwere Klage geht darüber unter den Bessern um, doch der harmlose Schilderer bricht hier

gerne ab, nicht würdig der Propheten donnernde Strafworte erschallen zu lassen.

Alles zusammen genommen, scheint es sich zu bestätigen, daß die ländlichen Tugenden, mit denen uns die Poeten so lange Zeit am Narrenseil herum geführt, nach den neuern Forschungen sich eigentlich in den Städten finden. Von Sittenreinheit ist dort keine Rede — man könnte höchstens die Sitteneinfalt rühmen, wenn diese ohne jene einen Werth hätte. Aber selbst über dieser Einfalt brütet eine unerquickliche Roheit, die nur für den verdorbenen Gaumen wunderlicher Liebhaber ihren Reiz haben mag. Es ist fast zu vermuthen, und in manchen lebt jetzt schon die Ueberzeugung, daß man am Ende, wenn die Studien geschlossen sind, den verhältnißmäßig besten Menschen im Mittelstande auffinden wird, im gebildeten Mittelstande, wo, wenn nicht überflüssiger Reichthum zu Müssiggang und Ueppigkeit führt, eine würdige Arbeit die geistigen Kräfte stählt, ein feiner Sinn für Sitte und Ehre sich ausbildet, und die Tugenden des Hauses blühen, das die Muse gerne verschönert. Es ist auch dort muthmaßlich der beste Boden und die fruchtbarste Erde, wo zuletzt noch alles eine Stätte findet, was die Weisen und die Edlen aller Zeiten und aller Länder gedacht und ersonnen haben, um den Menschen seinem Ideale näher zu bringen.

Um aber wieder auf den oberbayerischen Bauern zurück zu kommen, so sieht unser hochwürdiger Clerus bedenklich auf seinen Bruder und Landsmann, dessen Erziehung er anderthalb Jahrtausende geleitet, und scheint jetzt zur Ergänzung seiner Leistungen die Schule nicht ungern herbeizuführen. Das Schulwesen ist zwar äußerlich sehr gut organisirt, die pädagogischen Anpflanzungen

folgen sich auf dem platten Lande in ziemlich kleinem Abstande, die Gärtner sind allenthalben bestellt und nicht unfleißig, aber die Früchte wollen doch auf unsrer kalten Hochebene nicht recht zur Zeitigung gelangen. Die jungen Bajuvaren lernen etwas Schreiben und Rechnen, die Hauptsache aber ist der Religionsunterricht. Man lehrt die Kinder in sieben Tempo die heiligen Sakramente oder die Todsünden herab sagen, und alle Fragen des Katechismus mit einer Fertigkeit beantworten, welche in Erstaunen setzt. Als Paradepferd werden auf den Prüfungen auch etliche Seiten aus der bayerischen Geschichte vorgeführt. Sie werden mit großer Behendigkeit und ohne das mindeste Stocken recitirt, genau so wie sie im Büchlein stehen. Der hochwürdige Herr Schulinspektor, der auf dem Katheder sitzt, nickt huldvoll mit dem olympischen Haupte, wenn das Rädlein lustig schnurrt, bedenkt aber nicht, daß die Kinder von dem Sinn der Worte, die sie so eifrig von sich schnellen, auch nicht eine Ahnung haben. Die liebe Jugend versteht natürlich die Schriftsprache so glattweg nicht, aber es gibt sich auch niemand die Mühe, sie ihr zu erklären. Das Verständniß zu wecken, Freude an den erworbenen Kenntnissen zu erregen, Einsicht in deren Bedeutung zu schaffen, das scheint weit jenseits der Aufgabe dieses Unterrichts zu liegen. Gerade darin, mein' ich, liegt aber der Grundfehler unsrer Landschulen — sie bilden nicht — sie sind nur, „daß die Zeit vergeht" oder wie ein andrer sagte, „sie halten nur auf." Darum so viele, die in ihrem ganzen Leben nicht einsehen, wozu das Lernen gut sei, so manche, die nur das Beschwerliche fühlen, wenn sie wegen ihrer, obwohl geringen Kenntnisse so oft zu allerlei öffentlichen Diensten bei-

gezogen werden. Der Gemeindevorsteher zu ** ist nicht der Einzige, der jammernd spricht: hätt' ich nicht schreiben und lesen gelernt, braucht' ich nicht Gemeindevorsteher zu sein!

So wie die langen Jahre der Schule vorüber sind, ist das erste Geschäft, sich das Gelernte aus dem Kopfe zu schlagen. Es gibt Landleute von dreißig bis vierzig Jahren, die noch ihren Namen zu schreiben vermögen, weil sie diese Kunst doch alle Jahre etlichemale üben mußten, aber das Lesen haben sie ganz vergessen. Unter all den Schriften, die der deutsche Genius jedes Jahr hervorbringt und mitunter dem Landmann eigens dedicirt, ist nicht eine, die in diesen Gemächern Zutritt erlangte. Man findet über der Stubenthüre nur etliche alte abgegriffene Gebetbücher und den Kalender. Die ganze Weisheit des Landmanns ist daher eine rein traditionelle, es weiß durchschnittlich keiner mehr, als was er von Vater und Mutter, vom Nachbar oder im Wirthshaus gehört und behalten hat, und ungefähr einer so viel wie der andere.

Und doch ist auch in diesen Dörfern schon die Kunde erschollen, daß mancher Bauernsohn ein reicher oder vornehmer Herr geworden und vor Gott und Menschen zu Ehre und Ansehen gekommen sei, weil er ordentlich schreiben und lesen gelernt. Wären's nicht die Münchner Rusticalcelebritäten, so sind es unter andern auch die Braumeister, die jetzt mit vollen Börsen aus den niedersächsischen und scandinavischen Landen zurückkehren, „ganz tief nach der Schrift," d. h. hochdeutsch sprechen, und den Nutzen der phönicischen Erfindung ihren erstaunten Landsleuten beredsam predigen. In der That gibt es selbst im Flachlande schon einzelne

Ortschaften, welche manche Spende fließen lassen, sei es um eine Schule, wenn sie keine haben, zu erhalten oder um die bestehende besser zu begaben.

Der verständige Landmann, der etwas von der Welt gesehen, hofft überhaupt auf seine Schule wie der Deutsche im Allgemeinen auf seine Zukunft. Auch hat das Jahr achtundvierzig den Bauern wunderbar aufgeschreckt aus seinem paradiesischen Schlummer — er hat mit Erstaunen gefunden, daß er nackt sei — d. h. daß er noch verschiedene politische Gewänder, Handschuhe und Stiefel anlegen müsse, um würdig aufzutreten in der schönen Halle, welche ihm unsre Verfassung eröffnet hat. Er studirt jetzt auch die Fragen der Zeit — er liest einzelnweise schon seine Journale und wird zusehends gescheidter. Bei den Wahlen zum letzten Landtage, wo es das Ministerium Pfordten-Reigersberg galt, trat er plötzlich in einer Vollzähligkeit auf den Kampfplatz, wie nie zuvor. Die meisten wußten auch worum es sich handelte oder trafen doch sonst in ihres Gefühles dunkelm Drang die richtigen Männer, während Hr. X. an der Schrannenhalle zu München harrend stand, und als die telegraphischen Depeschen aus den oberbayerischen Städtlein einliefen, betrübt das Haupt schüttelte und ausrief: O die Simpel! Im letzten Frühjahre waren sie auch plötzlich alle in der Höhe, als die Oesterreicher nach Italien durchmarschirten. Ihrem kurzsichtigen Auge war der ganze Streit nichts anders, als ein Kampf der Deutschen gegen die Welschen. — Darum alle Liebe und jedes Opfer für die Gladiatoren, die vorüberzogen mit einem morituri te salutant. Nachher schüttelten sie freilich die Köpfe, als die armen Leute aus der französischen Gefangenschaft zurückkehrten und

berichteten, welche heillose Führung und Verpflegung sie erlitten und wie jämmerlich es zugegangen. Früher, in den Bewegungsjahren, spendete der Bauer manches Kreuzerlein, sogar für die deutschen Herzogthümer über der Elbe, so fern sie ihm auch lagen — das Hoffen und Harren auf die Weisheit und Gerechtigkeit unsrer Gewalten hat aber selbst die deutsche Geduld zu Tode geritten — man denkt nicht mehr an Schleswig-Holstein, um sich nicht schämen zu müssen, und insofern war es ganz überflüssig, daß später die bayerische Polizei alle Sammlungen für die unglücklichen Brüder verbot.

„Bleibt gern daheim, sagt unser Landsmann ferner, reist nicht viel aus in fremde Lande und achtet nicht der Kaufmannschaft," was auch sehr wahr ist. Während in Tirol so viele Thäler ihre Goldgruben in der Fremde fanden, wie die Imster mit ihren Kanarienvögeln, die Zillerthaler mit Handschuhen und Alpenliedern, die Stubaier mit Eisenbarren, die Grödner mit Schnitzwaaren, die Teferegger mit Teppichen u. s. w., ist in Altbayern wohl kein einziges Dorf zu benennen, das seine Netze auf diese Art in die weite Welt hinausgeworfen hätte. Nur die Floßleute allenfalls, die Lenggrießer und die Tölzer, die, früher wenigstens, immerdar zwischen Wien und Pesth und Tölz und Lenggrieß unterwegs waren, die Schiffleute auf dem Inn und auf der Donau vertreten den altgermanischen Wandertrieb.[1] In neuerer Zeit gibt allerdings, wie schon erwähnt, das Verlangen der Völker nach bayerischem Bier eine gute Gelegenheit fremde Länder zu sehen und der Menschen Denkungsart

[1] Auch der Hanswurst bei den Seiltänzerbanden, behaupten böse Zungen, spreche in ganz Deutschland den alten bayerischen Dialect, kann ihn aber auch sonst gelernt haben.

zu erforschen. Auch Amerika fängt jetzt zu winken an. Vor zehn oder fünfzehn Jahren war eine Wanderung übers Meer noch unerhört — jetzt ist sie nicht mehr auffallend. Obwohl schon mancher ohne Glück zurückgekehrt, erquickt doch viele die frohe Botschaft, daß dorten überm Ocean jeder seine Nahrung verdienen dürfe, wie er könne, und einen eigenen Herd gründen möge, wo er wolle. Dieß zieht manches Pärchen „ins Amerika.“

„Trinkt sehr“ ist eine Aussage, die jetzt nur mit einiger Beschränkung zu verstehen. Der Landmann lebt eigentlich in der Woche mäßig, von Mehlspeisen, Pflanzenkost, Milch und Wasser, nur an den höchsten Festtagen sieht er Fleisch und Bier auf seinem Tisch; doch ist es nicht unüblich am Sonntag ein Räuschchen aus der Schenke heimzutragen. Manche Charaktere gibt es auch, die sich absichtlich mehrere Wochen des Nationalgetränkes ganz enthalten, dann aber einmal von Weib und Kindern Abschied nehmen um etliche Tage ohne Unterbruch im Wirthshaus zu verleben. Sie bleiben da auch bei Nacht in ruhiger Entzückung auf der hölzernen Bank liegen, thun dann am Schlusse einen langen tiefen Schlaf und kehren wie von einer Badecur wieder neugestärkt in den Schooß ihrer Familie zurück. Man behauptet, diese Manier sich mit den Freuden des Trunkes abzufinden, sei gerade den tüchtigsten, kräftigsten Arbeitern, zumal den Schmieden und den Zimmerleuten eigenthümlich.

„Hat viel Kinder,“ darunter auch uneheliche, worüber sich vielleicht später zu reden Gelegenheit ergeben wird.

Schließen wir, um nicht zu lange zu werden, mit

der Vorliebe zu Wallfahrten, Hochzeiten, Todtenmahlen, deren Aventinus in kräftiger Sprache gedenkt. Auch diese Vorliebe ist dieselbe geblieben trotz der langen Zeit — es ist auch noch immer dieselbe Religion. Der Landmann liebt den Schall und die Pracht — Processionen und Wallfahrten mit goldgestickten Fahnen, schönem Chorgesang und Böllerkrachen, Hochämter mit Trompeten und Pauken sind seine Sache — bei weitem mehr als die stille Beschaulichkeit. Die Genüsse, die der Städter in glaubenslosen Concerten, Theatern und Bällen aufsucht, die findet der Bauer nur in den Hallen der Kirche. Sie bietet ihm Oper und Ballet. Er kennt keine weltlichen Festlichkeiten — nur kirchliche; selbst die mitunter unmäßigen Tafelfreuden bei Hochzeiten, Taufen und Todtenmalen sind nur eine Fortsetzung des Gottesdienstes, und an den lustigen Kirchweihtagen tanzt er eben auch wieder nur im Schutz und zu Ehren der Kirche. Um Dogmatik kümmert er sich wenig, vielleicht viel weniger, als man im Allgemeinen annimmt. Den Freudenjubel z. B., den die Gebildeten zu München an den Tag legten, als der Schöpfer durch die Kirche seine Ansicht über die unbefleckte Empfängniß kundgegeben, diese Wonne hat er kaum verstanden, so wenig vielleicht als wir seine Seligkeit verstehen, wenn ihm ein verbotener Kreuzgang, eine untersagte Leonhardsfahrt wieder frei gegeben wird.

Große und überflüssige Hochzeiten halten gilt auch heute noch für ehrlich und unsträflich. In den wohlhäbigen Ländern, die den Innstrom einsäumen, kommen an solchen Ehrentagen, wenn das Brautpaar von reichen Eltern stammt, und eine ausgebreitete Verwandtschaft hat, wohl an dritthalbhundert Gäste

zusammen. Dieß gereicht dem Wirthe zu großem Vortheil, keinem aber, wie Aventin richtig bemerkt, zu besonderm Nachtheil, am wenigsten dem Brautpaare, denn im Wechsel der Horen hat sich die Sitte so gefügt, daß jeder Gast auch seine Zeche bezahlt. In rauhern Jahrhunderten scheint dieß anders gewesen zu sein, freilich nicht zum Segen der angehenden Wirthschaft.

Uebrigens ist, was die allgemeine Physiognomie des Volkes betrifft, unbedingt anzuerkennen, daß der Landmann im und am Gebirge von dem des Flachlandes mancherlei voraus hat. Schon seine Gestalt ist größer, schlanker, edler. Das Landgericht Tölz liefert zur jährlichen Aushebung die größten Recruten des Reiches. Von hundert oberbayerischen Jünglingen, die über sechs Fuß messen, fallen auf dieß Gebiet nicht weniger als vierundzwanzig. Ihm folgen die andern gebirgischen Bezirke des Osterlandes, mit weitem Vorsprung vor den nördlichern Landgerichten, die auf hundert Mann nur drei oder vier der Riesen liefern. Die Gesichtsfarbe ist bei den jungen Leuten meist kräftig und blühend. Das unschöne Geschlecht stellt sich aber durchschnittlich als wohlgebildeter dar, denn das sogenannte schöne. Ich weiß nicht, ob es wahr ist, aber das Künstlerauge soll mit dem gegenwärtigen Mädchenflor des Hochlandes nicht recht zufrieden sein. Freilich genügt es zu solchem Urtheil kaum, wenn der Kenner sich am Sonntag zu Tegernsee oder Bayerisch-Zell vor die Kirchenpforte stellt und Musterung hält — manche edle Perle mag auf einem fernen Hofe oder auf der Alm geblieben und verborgen sein. Gleichwohl spricht Vieles dafür, daß auch weibliche Schönheit periodisch auftrete und vor fünfzehn Jahren etwa soll der Nachwuchs viel

glänzender gewesen sein, als jetzt. Man findet wohl hin und wieder ein Gesichtchen „wie Milch und Blut," aber es fehlt der Ausdruck einer höheren Idee, oft auch der Wuchs, kurz man wird selten überrascht. Dieser Zustand ist wohl auch nicht ohne seinen Vortheil — um so weniger wird der junge Wanderer abgezogen, um so ungetheilter kann er sich jetzt der geschlechtslosen Schönheit des Baumschlags, der Hörner und der Jöcher hingeben.

Als ein unangenehmer Gegensatz zum Flachlande muß dagegen hervorgehoben werden, daß Kröpfe und Blödsinn im Gebirge viel häufiger sind, als hier außen. Zumal das Berchtesgadner Ländchen ist reich an diesem Unsegen.

Ferner hat der Hochländer mehr Geschmack und Phantasie als sein nördlicher Nachbar. Seine Tracht ist malerischer, sein Häuserstyl ist reizend, während man den in der Ebene weiter unten geradezu garstig nennen darf, und endlich ist er auch Dichter und singt, während der Flachländer eigentlich nur kreischt. Allenthalben wird viel Musik betrieben und die Gebirgsschützen ziehen mit eben so geschickten Spielleuten aus, als manche Landwehrcompagnie in der Stadt. Von den dramatischen Talenten, die sich hier finden, werden wir später noch mehr, ja ziemlich vieles hören.

Nicht minder ist dem Bergler eine freundliche Offenheit und eine angenehme Umgänglichkeit zuzuschreiben. Gibts auch noch hin und wieder einen Wirth oder einen Großbauern, der seiner Grobheit einen weitverbreiteten Namen verdankt, so sind doch die jungen Leute bereits so ziemlich aus dem Rohesten herausgearbeitet. Der Schulunterricht schlägt besser an als in der Ebene und

es gibt fast in jeder Gemeinde wenigstens Einen tüchtigen Kerl, der das Gemeindegesetz und andere einschlägige Wahrheiten im Kopfe, etliche Bücher und Landkarten im Hause hat, eine Zeitung hält und seinen Nachbarn als Fackelträger der Bildung vorangeht. Ueberhaupt ist dieses Volk, wenn auch anhänglich an das gute Alte, doch nicht unempfänglich für das gute Neue. Wo Ackerbau getrieben wird, kennt man bereits den Gebrauch der Dreschmaschinen, der übrigens selbst im Unterlande nicht mehr unbekannt, und allenthalben wird auch schon die künstliche Trockenlegung versucht. Sogar die Wunderkraft, die in der Gülle waltet, ist hier kein Geheimniß mehr, während sie dem Bauer des Flachlandes zumeist noch unverstanden bleibt. Die Bereitung des Käses geht mit großen Schritten der Vollkommenheit entgegen; während der Tiroler dieses Nahrungsmittel nun erst für sich genießbar zu machen weiß, fangen da manche Wirthe (wie der von Gmund), die sich die Käser aus der Schweiz verschrieben, bereits einen Handel mit der Hauptstadt und mit der ferneren Fremde an. Die Viehzucht wird mit großer Liebe betrieben und in manchem Stalle findet man Rinder, die bis aus dem Sanenthal und aus dem Entlibuch herausberufen worden sind.

Die Sitten sind in gewisser Richtung sehr zu loben. Diebstahl, Betrug und derartiges kommt äußerst selten vor. Processe sind nicht häufig — man vergleicht das Meiste vor dem Gemeindeausschuß oder unter dem Beistande guter Freunde am Tisch des Wirths. Die Mehrzahl der Beamten gefällt sich daher sehr gut in den Landgerichten am Gebirge — man ist bei weitem nicht so angestrengt als unten im Flachlande. In andrer

Richtung, was nämlich die irdischen Freuden betrifft, möchte der Moralist manches zu tadeln finden, obwohl auch nicht mehr als in der Ebene. Der Hochländer ist nachsichtig gegen sich selbst, aber auch nicht streng gegen andre. Selbst das weise Alter erkennt dem heißen Blut der Jugend eine gewisse Berechtigung zu und entschuldigt manches, was unter dem Landvolk anderswo — ich weiß freilich kaum wo? — strenger beurtheilt wird. Wie auf alle Lust der Sinne hält man viel auf Speise und Trank, doch lebt man auch hier in der Woche mäßig und verlegt die schönen Stunden alle auf den Tag des Herrn. Bei alle dem mein' ich aber, es wird kaum ein ernstlicher Widerspruch erschallen, wenn wir die bayerischen Hochländer den liebenswürdigsten, redlichsten und achtbarsten der deutschen Stämme beizählen. Spricht ja doch ein weitgewanderter Mann,[1] der vieler Menschen Städte gesehen, von diesem Schlage fast mit Bewunderung in folgenden Worten:

„In der That, ich wiederhole es noch einmal, dieß bayerische Alpenvolk ist ein derbes germanisches Kernvolk, auf das wir Deutschen stolz zu sein, die größte Ursache haben. Denn ich glaube, daß man eine solche Grundbevölkerung nicht in sehr vielen Staaten auf der Erdoberfläche wiederfindet. Wahrlich der Himmel hat hier das Seine gethan."

Von Volkstracht und Häuserbau wollen wir nur Weniges sagen. Was hilft es dem Wanderer im Gebirge weitläufig zu beschreiben, was er täglich selbst vor Augen sieht? Unter den Trachten der Männer ist ohne-

[1] Hundert Tage auf Reisen in den österreichischen Staaten von J. G. Kohl, 5. Theil S. 348.

dem nur eine, welch den Ausschlag gibt, allen andern vorangeht und alle zu verschlingen droht. Dieß ist die graue Joppe mit dem grünen Spitzhut. Als ihr Herd und Mutterhaus ist die Gegend von Miesbach und Tegernsee zu betrachten, obwohl sie auch dorthin erst seit Menschengedenken gekommen und zwar aus Tirol, aus dem Zillerthale — oder noch genauer scheint es eigentlich die Tracht der Duxer Hirten zu sein, welche durch die Tiroler Holzarbeiter herausgebracht wurde und wegen ihrer wunderbaren Einfachheit und ihres immerhin flotten Aussehens sich bei Arm und Reich schnell Anerkennung verschaffte, ja jetzt schon so viele Herrschaft übt, daß sie nicht allein die Landleute, sondern auch die feinen Herrn aus der Stadt, die Staatsdienstadspiranten und andere Würdenträger, die Maler und die Kupferstecher sich unterthan gemacht. Selbst vor den norddeutschen Augen hat sie Gnade gefunden und man sieht manchen Berliner Geheimrath, manchen Hamburger Bankier, der sich gleich nach den ersten Tagen, von dem Reize des Gewandes angezogen, in eine Kochlerjoppe hüllt und stolz am Tegernsee hinwandelt, nicht ohne dabei sein frisch einstudirtes Schnaderhüpfel zu zirpen. (Kochlerjoppen heißen sie erst seit wenigen Jahren von einem Schneider zu Kochel, der sie besonders billig fertigt und in großen Ladungen zu München verkauft.) Uebrigens erhielt, wie die Bavaria ganz richtig bemerkt, dieses Lodenhemd, welches in seiner tirolischen Heimath ohne Knöpfe und Halskragen getragen wird, erst auf bayerischem Boden seine volle Ausbildung. Hier erst setzten die Waidmänner den stehenden grünen Kragen auf das härene Gewand und waren so stolz auf diese bedeutsame Erfindung, daß sie den einfachen

Landmann lange Zeit von deren Herrlichkeit ganz ausschließen wollten. Ja es war einmal ein jagdlustiger Landrichter zu **, der den Bauern den Gebrauch des grünen Kragens von Amtswegen verbot und dem Hennenhansel von Egern, der sich vergebens auf die Befreiungskriege und seine constitutionellen Rechte berief, die angemaßte Zier mit eigener Hand vom Rocke schnitt.

Außer dieser Tracht ist, wie gesagt, keine andere zu erwähnen vonnöthen, da alle, die noch etwas verschieden sind, in ihr aufzugehen streben. Ehemals gab es nach den einzelnen Thalschaften noch ganz hübsche Gewandungen. Zum Beispiel die Jachenauer hatten eine gar schöne — nämlich grüne Röcke, etwas altmodisch geschnitten mit gelb ausgenähten Knopflöchern, und einen grünen, niedrigen aber breitkrempigen Hut mit grünen Seidenbändern, was sich Alles zusammen sehr fein und stattlich ausnahm. Vor etwa zwanzig Jahren kam diese Tracht an Sonntagen wohl noch bei etlichen alten Bauern vor, aber seitdem ist sie sicherlich ganz verschwunden.

Immer noch hält sich dagegen der löbliche Brauch, als Knöpfe, namentlich der Westen, Silbermünzen und zwar hauptsächlich alte bayerische Halbguldenstücke zu verwenden — eine landesthümliche Art, die Sparpfennige unverzinslich anzulegen.

Was die weibliche Tracht betrifft, so war das eigentlich gerade im Hauptland, zu Tegernsee und Miesbach, bis vor Kurzem ein wahres Elend. Sie hatte in die städtischen Moden so ungeschickte Griffe gethan, daß sie wirklich nicht mehr zu ertragen war. Ich habe nämlich schon einmal die Behauptung aufgestellt (Drei Sommer in Tirol, S. 334), die seitdem auch von den

Gelehrten geprüft und gebilligt worden ist, daß die Trachten immer ihren Ursprung in den höhern Ständen haben und von diesen in die unteren und zu den Bauern herabsteigen. Die Bauerntracht ist aber wie die Aloe, die nur alle hundert Jahre blüht; der Bauer und die Bäuerin häuten sich selten früher als nach der dritten oder vierten Generation. Vieles Schöne, was die wechselnde Mode den Stadtleuten bringt, geht wieder dahin, ohne daß vom Lande her ein Auge darauf geworfen wird — manche Erscheinung aber, die gerade in die Zeit fällt, wo das Volk der Dörfer nach einem neuen Schnitte lechzet, hält sich wieder mehrere Menschenalter. Darum wäre es auch ganz grundlos in den Volkstrachten eine Antiquität zu sehen. Die meisten sind im vorigen Jahrhundert entstanden und nur wenige, wie etwa die der Passeyrer und der Meraner scheinen bis auf den dreißigjährigen Krieg zurückzugehen.

Also hatten denn auch die Tegernseer Schönen vielleicht von der höchstseligen Königin Karoline und ihren Hofdamen vor vier Decennien die kurze Taille und den langen knappen Rock angenommen, letzteren aber so verengert, daß er sich nur wie eine dünne Röhre um die Glieder spannte. Später kamen dazu die Gigotärmel die vor etwa dreißig Jahren das Neueste waren und mit mächtiger Erweiterung an den kurzen Spenser gefügt wurden. Dazu trug man wohl auch die grünen schmalgekrempten Hütchen, aber nur so verstohlener Weise, denn aus der Kirche waren sie wegen der ihnen einwohnenden Ueppigkeit verbannt und das eigentliche Feiertagsstück für das schöne Haupt wurde die „Pechhaube“ — eine schwarzwollene, dicht über den Kopf gegossene Halbkugel, sehr sittsam, aber zugleich abscheulich.

Das enge magere Gestell, die maßlose Aufblähung an den Flügeln und der kleine plattgedrückte Kopf gaben der ganzen Gestalt etwas libellenartiges — es sah zwar ziemlich plump aus, aber doch glaubte man immer, es sei aufs Fliegen angelegt. Da war es wirklich nicht so nothwendig, die „alte" Volkstracht zu erhalten, als vielmehr eine neue einzuführen. Letzteres hat sich jetzt auch von selbst gemacht — die Röcke sind in den jüngsten Jahren wieder weiter, kürzer und faltenreicher geworden, die Keulenärmel sind verschwunden, die bürgerlichen Mieder eingeführt und auf dem Köpfchen — und sogar in der Kirche — prangt unbehelligt der grüne früher excommunicirte Spitzhut mit Blumenbusch und Goldschnur. Abgesehen von letzterem ist die Tracht gerade nicht sehr charakteristisch, aber kleidsam und ausgezeichnet durch die hellen Farben, die allen andern vorgezogen werden.

Hundert Stunden wenigstens könnte man glauben gereist zu sein, wenn man von Bayerisch-Zell, wo noch das eben Beschriebene gilt, hinunter kommt ins Innthal, nach Oberaudorf, nach Brannenburg, nach Neubeuern. Dortherum findet man jetzt — aber erst seit kurzer Zeit — bei dem schönen Geschlechte schwarzlakirte niedere Hüte mit breiten Krempen, die Kleidung zwar noch ziemlich nach ländlichem Schnitte, aber mit städtischer Eleganz gearbeitet und eine entschiedene Vorliebe für dunkle Farben. Eine schwarzseidene Schürze gehört auch dazu. Das Ganze sieht zwar sehr zierlich aus, doch eben so sinnig und ernst. Die Miesbacher Tracht mit ihrem grellen Roth und Weiß, Gelb und Blau und dem verwegenen Spitzhut möchte man eine Tracht für lustige Mädchen nennen, diese andre des Innthals in

ihrer freundlichen Würde eine Tracht, die den züchtigen Frauen gewidmet ist.

Zuletzt also noch das Haus, welches dasselbe Haus ist, wie es allenthalben in den rhätischen Alpen vorkommt und das, wie Leo von Klenze nachgewiesen, im graueſten Alterthum die Idee und den Grundplan für den etruscischen Tempel hergab.[1] Es ist sehr malerisch durch die Galerie, „Laube" oder „Soler" (solarium), welche im obern Stock um das ganze Haus herumläuft, und durch das breite, sanft gesenkte Dach, auf welchem nach altväterlicher Weise schwere Felssteine liegen, um die Bretter, welche die Ziegel ersetzen, vor den Winterstürmen und ihrer fortreißenden Gewalt zu bewahren. Vom Roßkopf oder Posaunenengel am obersten Brett des Giebels bis zum ausgeschnittenen Herz und Kelch in der Scheunenwand ist allenthalben viel zimmermännische Bildnerkunst und auch viel Polychromie daran verwendet. Ursprünglich ganz von Holz ist es doch, und selbst in den ärmeren Gegenden, im Erdgeschosse schon lange zu Stein geworden. Wo der Landmann aber im Wohlstand lebt, wie zum Beispiel auf den grünen Höhen um Miesbach bis hinüber nach Reichenhall, sieht man jetzt schöne steinerne, oft mehrstöckige Gebäude, reinlich geweißt, mit dem alten Söller, mit vielen spiegelnden Fenstern, grünen Läden und den vorspringenden Dächern — ja manchmal findet man auf glücklich gewählter, weit hinschauender Lage einzelne Bauernhäuser von überraschender Zierlichkeit, mitten in ihrem Hausgärtchen, wo Rosen, Malven, Eisenhut und

[1] Versuch einer Wiederherstellung des toscanischen Tempels. München 1822.

Kapuzinerlein besonders beliebt sind, während die Nelken in kleinen tragbaren Truhen gezogen werden, welche man gerne auf die Laube stellt. Mitunter kommen auch noch ältere Gebäude vor, die ganz von Stein errichtet und von unten bis oben bemalt sind, mit den beliebtesten Heiligen oder auch mit Begebenheiten aus der biblischen Geschichte im schönsten Roccocostyl. Sonderbar, daß von den jüngern Bauherrn noch keinem eingefallen ist, die Wände seiner Heimath durch die edle Kunst zu schmücken! Nur Hr. v. Himbsel am Starnberger See hat damit einen schönen Anfang gemacht, aber das Beispiel ist leider noch nicht nachgeahmt worden.

Ueber die Sitten und Gebräuche des oberbayerischen Landvolkes fließen uns jetzt sehr reichliche Quellen. Friedrich Lentner, der früh verstorbene Freund, hat im vorigen Jahrzehnt nach dem Auftrag des Königs, der damals noch Kronprinz war, ganz Altbayern durchwandert und mit ausdauerndem Fleiß und seltener Begabung Alles zusammengetragen, was er in diesem Betreffe noch lebendig finden oder aus der Ueberlieferung retten konnte. So haben wir denn, wie vielleicht kein andrer deutscher Stamm, ein genaues und verlässiges Inventar über alle jene tausend kleinen und großen Denkwürdigkeiten, welche, wie man jetzt zu sagen pflegt, die Physiognomie des Volkes herstellen und bilden. Leider erlebte der geistreiche Sammler die Zeit nicht mehr, welche für die Herausgabe des Gesammelten bestimmt war. Seine Manuscripte liegen im Bücherschatz des Königs, bilden aber die Grundlage für die einschlägigen Ausarbeitungen, welche Felix Dahn für die Bavaria verfaßt hat.

Vieles hieher verwendbare gewährt auch Friedrich Panzers Beitrag zur deutschen Mythologie (München,

1848) und das Schmeller'sche Wörterbuch. Eine willkommene Ergänzung bildet endlich das bedeutsame Buch des Freiherrn Karl von Leoprechting: „Aus dem Lechrain; zur deutschen Sitten- und Sagenkunde.“ (München, 1855). In dem Verfasser desselben, der für derlei Dinge ein sehr scharfes Auge hat, entstand zuerst der gute Gedanke, einen Bauernkalender zusammen zu stellen, das heißt das Jahr nach allen seinen Festen und den damit verbundenen Gebräuchen zu beschreiben, was einen reichen Einblick in das Bauernleben gewährt. Dieser Kalender ist zwar zunächst nur für den Lechrain giltig, allein jene Gebräuche sind oder waren fast allenthalben die nämlichen im Lande Bayern und auch wohl weiter herum, denn das ursprüngliche Wesen der deutschen Stämme war eines und von Anfang an gewiß nicht auf die jetzige Zersplitterung in fünfunddreißig Bundesstaaten angelegt. Es entspricht daher unserm Zwecke an der Hand dieses Kalenders, mit Beihülfe der andern genannten Quellen und nach eigener Nachfrage und Erinnerung hier eine kurze Uebersicht des Bauernjahrs zu geben.

Den eigentlichen Anfang des Jahres setzt der Landmann auf den Tag der heiligen drei Könige, Caspar, Melchior und Balthasar. Dieses Fest nennt er den „obersten Tag“ oder das „große Neujahr.“ Am Vorabend nach dem Gebetläuten schreitet ein Geistlicher oder der Hausvater, weil es eine Rauchnacht ist, in der linken Hand die Glutpfanne, räuchernd durch alle Gaden und bezeichnet mit geweihter Kreide jede Thüre in Haus und Stall mit der Jahreszahl und den Anfangsbuchstaben der Königsnamen C † M † B. Dieses Zeichen hält, wie der heidnische Trudenfuß, alle Hexen, Truden und

andere böse Geister ferne. Früher war es üblich, daß die heiligen drei Könige in der Nachbarschaft auf Wanderung gingen, wobei die maskirten Potentaten einen Reimspruch von sich gaben und bewirthet wurden; daher vielleicht der alte Sang:

Die heiligen drei Könige mit ihrem Stern,
Sie essen, sie trinken und zahlen nicht gern.

Wie heilig drei König so wurde früher auch Weihnachten und Neujahr mit alten Liedern angesungen. Die Kinder der ärmeren Leute übten den Brauch von Haus zu Haus gehend noch vor dreißig Jahren. Jetzt ist fast allenthalben alles vergessen.

Ehemals hieß Dreikönigfest der Perchtentag, was mit der Frau Percht, die in andern deutschen Ländern als Frau Holle bekannt ist, zusammenhängt. Um diese Zeit wird jener alten abgewürdigten Göttin mehr als sonst im Jahre gedacht. Sie geht am dunkeln Abende im Dorfe umher, steckt den gespenstischen Kopf mit der langen Nase zum Fenster hinein, wacht über die Arbeit der Dirnen, belohnt die fleißigen Spinnerinnen und schneidet den faulen während des Schlafes den Bauch auf. Zum Schutz dagegen werden an diesen Abenden fette Küchlein gegessen, die ihr Messer glitschen machen sollen.

Drei König ist auch einer von den drei Haupttagen — die andern sind Johannes und Fastnacht — wo man die Wünschelruthe schneiden kann. Gut ist es, wenn der Mond dabei neu ist und die Stunde sei unfehlbar, da die Sonne aufgeht. Ein jähriger Trieb der Haselstaude hat die beste Kraft. Er zeigt nicht nur die unterirdischen Flüsse, sondern auch die verborgenen

Schätze an. Während des Schnittes muß man sprechen: Ich schneide dich, liebe Ruthen, daß du mir mußt sagen, um was ich dich thu fragen, und dich so lang nit rühren, bis du die Wahrheit thust spüren.

Mariä Lichtmeß (2. Februar) ist ein großer Tag für manichfachen Segen. Heute erhalten ihre Weihe die Wachsstöcke, die am Sterbebette angezündet werden, und die Wetterkerzen gegen Donner und Blitz, zumal bei Nacht; denn die nächtlichen Gewitter kommen alle aus der Unterwelt. (Anderswo gilt dagegen der Glaube, daß gerade die nächtlichen Gewitter dem Menschen freundlicher seien, weil sie keinen Hagel bringen.) Dieß ist auch der einzige Tag im Jahre, an dem man die Sonne nicht zu sehen wünscht. Der Spruch vom Dachse ist bekannt. Um diese Zeit stehen auch die Dirnen aus. Sie haben es gerne, wenn sie heimwärts gehen, daß ihnen die Lerche über's Feld singend das Geleit gibt. Um Lichtmeß tröstet man sich auch, daß die kurzen Tage zu Ende sind. Es wächst nämlich der Tag, wie es die Bauern ausgemessen haben: bis Neujahr einen Hahnschritt, bis Dreikönig einen Mannschritt, bis Sebastiani (20. Jänner) einen Hirschensprung, bis Lichtmeß eine ganze Stund.

Fastnacht beginnt eigentlich mit dem Donnerstag vor Aschermittwoch, dem „unsinnigen Pfinstag.“[1] Ehemals waren diese Tage durch allerlei Heiterkeiten geschmückt. In früheren Zeiten sah man noch, wie Hansel und Gretel, oder nach andrer Leseart Dudl und Bartl, zwei ausgestopfte Figuren von Lebensgröße auf ein Rad

[1] Nach bayerischer Mundart, aus dem griechischen πέμπτη, der fünfte Tag nach dem Sabbat.

gestellt, das ein lustiges Rößlein zog, durch die Gassen tanzten, wobei Jung und Alt im Trosse nachlief. Noch maskiren sich hie und da die Buben, schwärzen sich das Gesicht, nehmen Leintücher, Schlittenschellen um sich, zieren das Haupt mit Hahnenfedern, gehen ins nächste Dorf und sprechen da ihre Sprüche — satyrische Gemälde der Untugenden der Nachbarschaft, welche diese wieder eben so schnurrig zurückgibt. Das Meiste von diesen Dingen ist übrigens verkommen — man war froh, noch den Fastnachtstanz zu retten, der auch schon einmal bedroht war.

Am Aschermittwoch gehen die Weltkinder und die Frommen des Morgens zur Kirche, werden dort an der Stirne mit Asche bestrichen und hören den ewigen Spruch: Mensch, gedenke, daß du Staub bist. Ehemals wurde an diesem Tage auch unter unsauberm Gepränge und mit rohen Sprüchen die Fastnacht begraben, worüber der Bericht bei Leoprechting nachzulesen.

Um diese Zeit fällt auch die Drischellege oder das Drischelhänget. Wenn nämlich alles Getreide ausgedroschen, gibt der Bauer dem Gesinde und der Nachbarschaft ein Mahl. An manchen Orten, wie am Lechrain, wird der Tag überdieß mit eigenen Spässen und Neckereien gefeiert. Das Aufkommen der Dreschmaschinen dürfte aber dieser patriarchalischen Sitte, auch da, wo sie etwa noch besteht, wie an der Paar, gar bald ein Ende machen.

Der Sonntag Lätare heißt der Rosensonntag und brachte in früheren Tagen den Streit der Jahreszeiten. Zwei Knaben, der eine mit Blumen, mit Epheu, Sinngrün und farbigen Bändern geschmückt, der andere in rauhen Pelz gehüllt, jener den Sommer, dieser den

Winter vorstellend, gingen von Haus zu Haus, traten in die Stube und hoben dann einen Streitgesang an, jeder seine Vorzüge rühmend, bis sie handgemein wurden und der Sommer den Winter zur Thüre hinauswarf. Letzterer kam jedoch bald wieder demüthig zurück, erkannte die Herrschaft des Sommers an, und dieser sprach dann zur Versöhnung die milden Worte:

O du mein Winter, jetzt reich' mir die Hand;
Wir reisen miteinander ins Sommerland.

Diese Sitte, welche ehemals, wie bei Jakob Grimm zu finden, durch ganz Hochdeutschland ging, ist nunmehr auch vergessen. Nur die Ergötzlichkeit der Kinder an Maikäfern und Schlüsselblümlein begrüßt jetzt noch die Wiederkunft der schönen Zeit — wo ehemals, wer den „ersten Viol" geschaut, voll Freuden in das Dorf gesprungen kam, und dort durch die frohe Kunde alles aufregte, bis dann die Bauern die Blume auf eine Stange steckten und darum tanzten, um so „Herrn Maien zu grüßen und den Sommer zu empfahen."

Der Palmsonntag ist ein hoher Feiertag, an dem die Kirche die Palmen weiht, nämlich als Stellvertreter der Zweige des syrischen Baumes die ersten jungen Triebe der Palmweide, des Sebenbaums, der Mistel, welche besenförmig an den geschälten Stab einer Haselstaude gebunden, nach der Weihe heimgetragen und am Christusbilde in der Wohnstube als kräftiger Haussegen aufbewahrt werden. Ein Stück dieser Palmen beim Hochgewitter ins Feuer des häuslichen Herdes geworfen, schützt vor dem Blitz. Nicht zu vergessen, daß die Hasel auch für sich schon wetterkräftig ist, denn seit Maria, die Mutter Gottes, über das Gebirge gegangen und

vor einem argen Wetter unter einer großmächtigen Haselstaude Schutz gefunden hat, ist dieser für alle Zeiten jene Kraft gewährt. Sehr gut zu gleichem Ende ist freilich auch jener Ast des Welschnußbaums, der am Charsamstagsfeuer auf dem Friedhof angebrannt, dann aber sorgfältig aufbewahrt wird und bei jedem Gewitter in das Herdfeuer gelegt, durch seinen Rauch den Blitz verscheucht. Nach freundlich-ländlicher Sitte wird übrigens der obengedachte Stab von den Kindern des Hauses einsweilen im Gemüsegärtlein aufgestellt. Am Ostertage beeilen sich dann, wenn der Gottesdienst zu Ende, sämmtliche Hausgenossen recht geschwinde heimzukommen um das Gärtlein zu erreichen, denn wer den Palmen nun vollends ins Haus bringt, der hat einen Voraus an dem Osterlamm, das gewöhnlich in geweihtem Schinken und rothen Eiern besteht. Zu München, in der Stadt, wurde am Palmsonntag noch vor fünfzig Jahren ein hölzerner Esel in feierlicher Procession herumgeführt. Daher das Sprichwort: Er läßt sich alle Jahr nur einmal sehen, wie der Palmesel.

In den letzten drei Tagen der Charwoche wallfahrten die Leute zum heiligen Grab. Es liegt da in den verdunkelten Kirchen das verschleierte Bild des begrabenen Heilands in einer hellerleuchteten Tuffsteingrotte, welche mannichfaltiges Schauwerk umgibt, knieende Engel, schlafende Wächter und dergl. Oben darüber grünt der Oelberg, und hinter diesem prangt die gothische Stadt Jerusalem mit dem Münster Salomonis. Große Glaskugeln, mit farbigen Wassern gefüllt, hinter denen unsichtbare Lampen brennen, werfen seltsamen Schein auf die stillen Beter, die im Dunkel davor knieen. Die Auferstehung Christi, mit kirchlichem Jubel

gefeiert, schließt die Trauerwoche, und der Ostermorgen bringt uns, wie schon gesagt, geweihte Schinken und Ostereier. Der Ostermorgen aber, und daran denken die wenigsten großen Leute, ist auch der Schlußstein im Vierteljahr der katholischen Kinderfreuden, welches zu Weihnachten seinen Anfang nimmt. Um diese Zeit beginnen in den Kirchen und den frommen Bürgerhäusern die Krippenvorstellungen. (Eine der schönsten im Lande findet sich Jahr aus Jahr ein auf der Post zu Steinhöring.) Die Scene ist eine größere oder kleinere Brettertafel in eine Capelle oder an eine leere Zimmerwand gestellt, mit weichem Moos belegt, durch welches sich reinlich bekieste Pfade ziehen, im Hintergrunde das Hochgebirge mit verfallenen Burgen und den Cedern des Libanons. In diesen Krippen bringen die sinnigen Pfleger alle ihre poetischen Ideen plastisch an. Da sind weite Wiesen mit weißen Lämmchen und jungen Schäfern und Schäferinnen, welche die Schalmei blasen. Im abgelegenen Gebirge oben sitzt ein Einsiedler in seiner Clause und liest im Evangelium. Fleißige Landleute pflügen oder beten ihren Morgensegen auf den Feldern, während ihre Frauen vor den blanken Schweizerhäuschen die Butter rühren. Hinkende Bettler stehen an den Wegen, und in den Bosketen zeigt sich halbversteckt das abenteuerlichste Gesindel. Auch an Wasserkünsten fehlt es nicht: blitzende Cascaden rieseln über die Felsen, Mühlen klappern, Springbrunnen beleben die Gegend und in jenem Teiche schwimmen stolze Schwäne. Es ist schade, daß sich der Sinn für „Landesverschönerung,“ der in den Krippen so kräftig waltet, unter Gottes freiem Himmel im flachen Lande nur so spärlich entwickeln will. Mancher Beschauer, der Deutsch-

lands Wiedergeburt von dem Sturze unsers Idealismus erwartet, wird vielleicht mit Vergnügen wahrnehmen, daß die materiellen Interessen auch schon in den Krippen auftreten. So sah man in einer derselben, wie glaubwürdige Personen berichten, ein Dampfschiff in dem Schwanenteich vor Anker liegen, und durch die ganze Breite zog eine Eisenbahn, auf welcher zu bestimmten Stunden ein langer Wagenzug dahinrollte. In diesen reizenden Umgebungen gehen nun die heiligen Geschichten vorüber, die Geburt Christi im pittoresken Stalle, die Anbetung der drei Könige aus dem Morgenlande, die schönste Vorstellung mit orientalischer Pracht, mit dichten Heerhaufen von Schwarzen und Mameluken, mit Kamelen und Elephanten, dann der Kindermord u. s. w., bis zur Hochzeit zu Cana in Galiläa, die den Cyclus unter Musik und Tanz beschließt. Kaum sind dann aber die leckern Schüsseln des Brautmahles weggenommen, das Tischtuch abgehoben, die Gäste entfernt und der Speisesaal sammt der ganzen Gegend abgebrochen, so ist die Charwoche herangekommen, und nun werden die heiligen Gräber aufgeschlagen. Wenn aber Christus am Auferstehungsmorgen in der Strahlenkrone mit dem rothen Fähnlein und dem rothen Mantel auf dem Grabdeckel steht, dann werden auch bald die heiligen Gräber aufgehoben, zu dem Krippenzeug in die Truhen gelegt und auf den Speicher gestellt, um dort zu ruhen bis nächste Weihnachten, wo das Christkind alle diese Seligkeiten wieder mit sich bringt.

Am heiligen Ostertag that ehemals die Sonne, als sie aufging, drei Freudensprünge. Wasser, das an diesem Tag vor Aufgang in heiligem Schweigen aus dem Fluß geschöpft wird, ist ein heiliges, heilkräftiges Wasser.

Die Kinder richten am Vorabend im Garten die Nester zurecht, in welche dann die liebe Mutter die rothen Ostereier legt, was der Glaube der Kleinen dem Osterhasen zuschreibt.

Am ersten Mai wird der Maibaum aufgerichtet, nicht ohne Freud' und Jubel mancher Art. Man sieht ihn noch häufig in den bayerischen Dörfern, mit allerhand sinnigen Gebilden geschmückt, die wohl oft nur der Landmann selbst erklären kann. Die Werkzeuge zu Christi Martern dürfen nicht fehlen; dann folgen verschiedene weltliche Zierrathen, Wappenschilder, Inschriften, Fähnlein, Kränze und allerlei Symbole des ländlichen Lebens, zu unterst vier Armbrüste nach den vier Winden gerichtet, welche Lentner aus jenen Zeiten herleitet, wo der Bauer im Heerbann meist den Bogen zu führen pflegte. Einen kleineren Maien, einen grünen bebänderten Tannenschößling, erhält oft auch eine brave und schöne Dirne, die der Liebling der Gemeinde ist, von den Burschen, die ihr zugethan, vors Kammerfenster gesetzt. Dieß ist eine große Ehre.

Am ersten Mai zieht an manchen Orten auch die Jugend mit Eltern und Lehrern in den grünen Wald, um des Frühlings Ankunft zu begehen — bei schönem Wetter ein gar liebliches Fest.

In der Kreuzwoche wallen die guten Christenleute des Morgens mit dem Priester und den Ministranten, mit Fahnen und Gesang, aus dem Städtchen oder dem Dorf in eine auswärtige Kirche, die aber nicht gar ferne sein darf, so daß die Andächtigen um Mittag wieder daheim ausruhen mögen. Das heißt man „mit dem Kreuze gehen“ und ist wirklich eine schöne Gepflogenheit, wie da die frommen Seelen, singend und betend, mit

flatternden Fahnen, durch die thauigen, blumigen Auen wandeln. Da war ich selbst einst sehr gerne dabei — denn die Schulkinder halten viel auf diese sinnige Andacht. Die gute Mutter steckt ihnen dann einen Groschen bei und wenn die Kreuzfahrt in dem Wallfahrtsorte angekommen, so ergötzen das kindliche Auge die flüchtigen Buden mit Lebkuchen und Zwetschgen, die da gerade für diesen Morgen aufgeschlagen sind. Während die Alten in der Kirche etwas beten, spielen die Kinder vor ihren Pforten und fröhlich, als habe man ein gutes Werk gethan, zieht man wieder mit fliegenden Standarten zur Heimath.

An St. Johannis des Täufers Tag (24. Brachmonat) oder Sunwenden haben seit uralten Zeiten die Sunwend- (Süwend-Simmets-) Feuer gebrannt. Ehemals wurde dieses Herkommen auch in den Städten unter großem Gepränge begangen. Im Jahre 1400 tanzte Herzog Stephan zu München und sein fürstlich Gemahl und die Fräulein auf dem Markte bei der Sunwendfeier. Im Jahre 1471, auf dem Reichstage zu Regensburg, tanzte König Friedrich in gleicher Weise mit schönen Frauen um das öffentliche Feuer. Im Jahre 1497, zu Augsburg auf dem Frohnhof vor Maxen in seiner Kaiserpracht, zündete die schöne Susanna Neidhartin das Feuer mit einer Fackel an und that den ersten Reigen um die Flamme an der Hand jenes Herzogs Philipp, der nachher König von Spanien ward. Freilich regten sich auch schon in frühen Zeiten die Widersacher dieses fröhlichen Naturdienstes. Hat es doch den Anschein, als ob er selbst, wenn auch nicht ganz deutlich, schon in den Capitularien Kaiser Karls des Großen verboten und verpönt worden sei. In den letzten Jahr-

hunderten häuften sich die Verordnungen der Obrigkeit, und nicht bloß der bayrischen, gegen diese „alte, heidnische, böse Gewohnheit." Aber ihr zähes Leben war nicht ganz auszulöschen.

„Die Freude, sagt Frhr. v. Leoprechting, die sich während des Feuers bei Jung und Alt ausdrückt und die auch fremde Zuschauer unwillkürlich ergreift, bleibt wohl jedem unvergeßlich. Wenn die Flamme am höchsten lodert, bildet Alles einen großen Ring, faßt sich fest um die Hände und dreht sich nun in immer schnellerem Reigen unter dem fortwährenden Rufe: Ohoo, zuhi zum Sunwendfeuer! beständig um das Feuer herum, bis zuletzt im Taumel an einer Stelle der Ring zerreißen muß. Wer je diesem wilden nächtigen Reigen im glühendrothen Feuerschein unter dem eintönigen, aber tief aufregenden Rufe hoch oben über der Menschen Wohnungen beigewohnt hat, wird von der allgemeinen tollen Lust sicher ergriffen und zur jubelnden Theilnahme mit angeregt worden sein. Es liegt etwas ganz Eigenes, dem gewöhnlichen Leben Entrückendes in diesem Fest. Erst wenn der Reigen sich bei abnehmender Flamme geendigt, beginnt der eigentliche Sprung über das Feuer, allzeit paarweise (ein Bub und eine Dirn) von Groß und Klein, von Alt und Jung, und zwar unter lautem Gesang. Die Art, wie jedes Paar über das Feuer kommt, der Fall des Einen oder Andern erhöhen die Freude ungemein und das Volksfest endet oft lange nach Mitternacht."

Was hier Leoprechting so anschaulich beschreibt, mag übrigens jetzt schon zu den seltensten Vorkommnissen gehören. Es ist zwar richtig, daß im Gebirge und in der Ebene die Johannisfeuer noch an hundert Stellen

fröhlich auffflackern, aber der Sprung der Erwachsenen ist schon allenthalben aufgegeben; es ist das Ganze kaum noch mehr als ein Jux für die größeren Kinder.

Leider war es mir nie bescheert einem Johannisfeuer, wie es früher im Gebirge gewesen, beizuwohnen, aber an ein anderes Fest dieser Art, das im Jahre 1843 bei München gefeiert wurde, erinnere ich mich noch immer mit großem Vergnügen. Mancher, der dieß zu lesen bekommt, ist vielleicht auch dabei gewesen und freut sich ebenso an dem Gedächtniß vergangener Tage. Es sei daher erlaubt eine Schilderung hier wiederzugeben mit den damaligen Worten:

„Am letzten Donnerstag den 23. Juni war die zweite Jahresfeier der Stiftung der Münchner Liedertafel zu begehen, und damit wurde auch die altgermanische der „Sunwend" verbunden. Als der schicklichste Platz hiezu war der schöne Hain bei der Menterschwäige auserlesen. Die Menterschwaige ist eine der reizendsten Stellen in der Gegend von München, anderthalb Stunden ober der Stadt am hohen Isarrain gelegen, mit einem reichen Blick über die buschigen Niederungen, durch die der grüne Gebirgsstrom züngelnd dahinströmt, über die andern Ufer, deren Höhe eine lange Reihe von Dörfern schmückt, bis hinunter an die Stadt, die sich in dunkeln Massen stolz vom Horizonte abhebt. Eine kleine Strecke aufwärts von diesem Gehöfte, im Walde war also der Festplatz ausgewählt, eine lichte Rundung mit Kränzen abgesteckt, mit den Namen großer Tonsetzer verziert und mit wehenden Bannern festlich bezeichnet; ringsherum unter dem Laubdache waren die Bänke aufgeschlagen. Ueber fünftausend Menschen, Herren und Frauen und die fröhliche Jugend dazu gerechnet, hatten

sich zu Fuß und zu Wagen eingefunden um den Tag mitzubegehen, welcher sehr schön und warm geworden war. Um drei Uhr wurde die Feier mit der Preissymphonie von Franz Lachner eröffnet; von da an wechselten trefflich arrangirte und meisterhaft ausgeführte Productionen der Instrumentalmusik unter der Leitung Strecks, des Musikmeisters vom Regiment Kronprinz, mit schönen Liedern ab, deren Ausführung der musikalische Dirigent des Vereins, K. M. Kunz gemüthlich leitete. Arndts alte Frage: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ eröffnete den Reigen und wurde mit einhelligem Zuruf bewillkommt. Ein zierliches Band, das mehrere Fräulein von München zum Schmucke des Gesellschaftsbanners gestickt hatten, wurde darauf an diesem befestigt und von einem Mitgliede der Gesellschaft ein schönes Wort dazu gesprochen. In späterer Stunde, als alles versammelt war was erwartet wurde, eine große Zahl von Celebritäten, angesehene Herrn, schöne Frauen und Jungfrauen, als die Freude, im goldnen Schein der Abendsonne die den Hain durchleuchtete, durch frohe Lieder, durch die Reize der Geselligkeit, höher und immer höher stieg, als die aufgeschlagenen Bänke die Zahl der Lauscher schon lange nicht mehr zu fassen vermochten und der grüne Teppich des Waldes weit und breit voll bunter lagernder Gruppen sich zeigte, um diese Zeit aber lief plötzlich das düstere Gerücht durch die Menge, daß das Getränke ausgegangen, daß alle Fässer leer seien — und leider konnte es Niemand Lügen strafen. Da es nun einmal unsre Art ist, nicht mit silbernen Theekannen in die Wälder zu ziehen, sondern unser Vertrauen auf die braunen Stückfässer zu setzen, die im grünen Dunkel vielversprechend ruhen, so

stelle dir, lieber Leser, selber vor: eine ganze Regimentsmusik, hundert Sänger, mehrere tausend Gäste, so viele ausgezeichnete Trinker — und alle diese kaum in der zweiten Hälfte eines altgermanischen Festes schon vor leeren Humpen! Möge ein solcher Unstern nie wieder über uns leuchten! Dießmal gab er freilich nur Gelegenheit, des Publikums würdige Haltung zu bewundern. Man tröstete sich gegenseitig mit Scherz und Lachen, man erinnerte sich an nur zu viele ähnliche Fälle, die man auch glücklich überstanden, man that als sei gar nichts daran — und nur hier und da in einem grünen Schmollwinkel soll aus Rache ein werthloser Krug zerschlagen worden sein. Aber, wie gesagt, der Glanz des Festes wurde durch die eingefallene Trockenheit nicht im mindesten gestört; vielmehr loderte der Jubel erst recht hell auf, als im letzten Licht der Dämmerung der Priestermarsch aus der Zauberflöte durch den Hain erklang und das Zeichen gab, daß jetzo die eigentliche Sunwendfeier beginne. Der Zug der Sänger setzte sich mit gebührendem Ceremoniell in Bewegung und wandelte der Stätte zu, wo zwischen bebänderten und mit Blumen geschmückten Bogen, die Stelle bezeichnet war, auf der das Sunwendfeuer prasseln sollte. Als dieß angezündet war, erfolgte zunächst der Lasterbann; alle Untugenden, Sünden und Gebresten nämlich, welche „als antipoetisch und antimusikalisch dem fröhlichen Gedeihen einer Liedertafel hinderlich sind," als z. B. Eitelkeit, Kopfhängerei u. s. w., wurden in derben Knittelversen mit Bann belegt und in effigie dem Feuer übergeben, wobei nicht zu vergessen, daß in dem Augenblicke, als der Diabolus Antigermanicus in die Gluth geworfen wurde, ein entsetz-

liches, tausendstimmiges Pereat erscholl. Mittlerweile kamen auch wieder frische volle Fässer an, die aus tausend durstigen Kehlen mit Jubel begrüßt wurden. Nachdem aber alle Laster verbrannt waren, begann sofort der Sprung über das Sunwendfeuer, an welchem Jung und Alt, getragen von rauschenden Klängen, Theil nahm.

Dabei gab sich denn ein glühender, altheidnischer Enthusiasmus kund, der männiglich über das Feuer riß, darunter auch manchen gestandenen Mann, der sichs beim Ausgehen nicht hatte träumen lassen, daß er am selbigen Abend noch über diese Flamme setzen würde. Und endlich um Mitternacht zog Alles in größter Fröhlichkeit, singend und klingend, wieder in die Stadt zurück."

Fronleichnamstag heißt noch mit dem alten Namen Antlaß, so viel wie Entlaß, Ablaß der Sünden. Der Umgang, der am Antlaß gefeiert wird, ist so zu sagen die Prachtausgabe aller Processionen. An vier Orten in der Au oder im Wald werden Altäre errichtet und mit frischen Kränzen geschmückt, wie die Häuser, an denen der Zug vorübergeht, mit jungen Birkenstämmen; der Boden ist mit Wiesenblumen und mit Antlaßrosen (Päonien) bestreut, kurz alle Gaben der schönsten Jahreszeit finden heute ihre Verwendung zum heiligen Dienste. Der Pfarrer zieht majestätisch in seinen Mantel von Goldbrocat gehüllt, die Monstranz vor sich haltend, unter Weihrauchwolken dahin, im Schatten des Baldachins, den die angesehenen Häupter der Gemeinde tragen; dann folgen die Männer paarweise, zuletzt aber strömen die Weiber nach in buntem Gemenge. Vor jedem Altar wird ein Aufenthalt

gemacht und ein Evangelium gelesen; die ganze Pfarrei in schönster Feiertagspracht kniet rings umher auf der grünen Wiese, fromme Gesänge, Trompeten und Pauken und weithin krachende Böller erschallen. Die tugendhaften Mädchen tragen den Jungfernkranz, die andern bleiben weinend zu Hause. In hügeligem Gelände ist es wirklich schön zu schauen, wie sich dieser betende und singende Zug durch Feld und Busch und Wald dahinschlängelt, bald halb, bald ganz verborgen und nur mehr an den hohen flatternden Fahnen kennbar bis er wieder mit voller Pracht ins Freie heraustritt. Auch dieser Tag ergibt urkräftige Weihen für Kräuter und Kränze, gegen Hagelschlag und anderes Unheil. Gegen Hochgewitter schützt aber, außer den oben schon angegebenen Heilthümern, insbesondere das Wetterläuten, welches in den Zeiten der Aufklärung scharf verboten war, jetzt aber wieder überall geduldet wird. Uebrigens glaubt man auch, daß es einzelnen Geistlichen gegeben sei, durch ihre bloße Anwesenheit die Gemeinde vor Blitz und Hagel zu bewahren und diese nennt man „wettergerecht.“

An Mariä Himmelfahrt [1] (15. August) sendet jedes Haus abermals einen Büschel Kräuter in die Kirche, welche vor dem Hochamt geweiht werden. An diesem Tage beginnt auch der Frauendreißigst. Darauf freuen sich schon alle Kräuter und es blühen die Blumen da

[1] „Unser lieben Frauen Tag der Ehren“ soll man vor Alters, wie Leoprechting behauptet, diesen Tag genannt haben. Allerdings findet sich bei Schmeller (1. 596) der Ausdruck: „Unser Frauen Tag der erren,“ aber dieses hat nach der Erläuterung S. 91 der eheren, d. h. der früheren zu bedeuten, Mariä Himmelfahrt im Gegensatz zu Mariä Geburt.

am schönsten, unsrer lieben Frau zu Ehren. In dieser Zeit ist die ganze Natur dem Menschen am freundlichsten gesinnt; die Kräuter und Wurzeln haben die meiste Kraft; die giftigen Thiere, Nattern, Iltis, Fledermäuse, Kröten sind jetzt nicht giftig und daher am besten zu fangen.

Das Erntefest, „die Sichelhenk," wird an dem Abend begangen, wo der letzte Schnitt geschehen. Jeder Bauer feiert sie für sich, für seine Lieben, für seine Dienstboten und Tagelöhner. Es werden Kücheln aufgetragen und Bier geschenkt, fast nach Belieben, dabei gesungen und getanzt bis in die tiefe Nacht. Auf dem Heimwege verüben dann die Buben mancherlei Muthwillen, der zu dieser Zeit mit mehr Nachsicht betrachtet wird, als je sonst.

Der Herbst, der jetzt herankommt, bringt auch die Kirchweih mit, die wie allenthalben in Deutschland mit Tanz und Jubel begangen wird. Man ladet sich dazu liebe Gäste ein, die ein Weisat[1] bringen und namentlich mit Kirchtagnudeln bedacht werden. Die Kinder des Hauses kommen oft aus weiter Ferne, um wieder einmal in der Heimath froh zu sein. Vor allem freuen sich auf diesen Tag die Mädchen, die der Liebste dann zur Musik führt und mit Braten und Kaffee, oft auch mit Wein und Zuckerstengeln bewirthet.[2] Doch auch

[1] Weisat, ein uraltes Wort, bedeutet das durch die Sitte gebotene Geschenk bei Hochzeiten, Kirchweihen, Kindbetten u. s. w.

[2] Der Wein, der bei solchen Gelegenheiten gesetzt wird, ist gewöhnlich ein süßer, sogenannter Roussillon oder Muscat. In neuerer Zeit trinken die Bauern, zumal im Unterland, auch Champagner (Stampanier); bei besonderem Uebermuthe kömmt es da vor, daß die Pfröpfe nicht herausgezogen, sondern die Flaschenhälse abgeschlagen und später die leeren Bouteillen durch die klirrenden Fensterscheiben auf die Gasse geschmissen werden.

den ungeliebten Schönen erlaubt die Sitte, sich an dem Feste zu betheiligen. Sie stellen sich verschämt auf die Staffeln der Stiege und warten flüsternd und mit klopfendem Herzen, bis ein guter Junge, ein Schulkamerad oder Nachbarssohn sie zum Tanze hineinzieht und wenigstens für diesen Abend sich als Ritter anbietet. Nur die den ganzen Abend harrend auf der Staffel stand und nicht Eine freundliche Ansprache fand, nur diese geht zuletzt mit thränendem Auge heimwärts.

Die jetzt noch üblichen Tänze unterscheiden sich wesentlich von den früheren. Es klingt fast unglaublich, was hin und wieder ein Alter von den ehemals beliebten Sechser-, Achter- und Zwölfertänzen erzählt. Diese waren nach der Zahl der tanzenden Paare benannt, und ganz in der Weise der französischen Quadrillen mit chassé croisé, tour de main und dergleichen Figuren ausgestattet. Ob sie Vor- oder Nachbild der gallischen, oder ob beide Arten sich unabhängig von einander ausgewachsen, ist mir unbekannt. Auch weiß ich nicht, ob diese künstlicheren Tänze überhaupt noch irgendwo zu finden und zu sehen wären. Lentner, der sich genau darnach erkundigt, sagt darüber, nachdem er die Figuren beschrieben, folgendes:

„Im zweiten Theile werden dieselben Figuren mit Ländlerschritt rascher wiederholt und zuletzt die Tänzerinnen je von zwei Burschen nach der Reihe auf den verschlungenen Händen getragen, was man Engeltragen nennt. Die eigentlichen Virtuosen dieses Tanzes sind aber ausgestorben; nur noch etliche rüstige Alte wissen seine Feinheiten. Obwohl er bei Freitänzen und Hochzeiten noch manchmal von einem ehrsamen Bäuerlein begehrt wird, so erlernt die jüngere Generation schon

lange nicht mehr die zierlichen Windungen dieses Tanzes, und die wenigsten Spielleute kennen heutzutage die gerechte Weise dazu. Ueberhaupt klingt die Tanzmusik allenthalben auf dem Lande viel zu modern. Die schlichten Ländler werden hartnäckig bedrängt durch verunstaltete Wienerwalzer." Es fehlt auch nicht an Versuchen, die Polka einzuführen, selbst „der Schottische" ist bekannt, ja hin und wieder habe ich sogar schon die Wirthstöchter, die in der Stadt das Kochen gelernt, mit den Müllerburschen Française tanzen sehen.

Zur Zeit regiert auf den Tanzböden des ebenen Landes vor Allem der Walzer, der „Deutsche" genannt, welcher viel weniger eilig als in der Stadt, doch nicht ohne Geschick und Anstand aufgeführt wird. Während des Stillstands rücken die Paare immer mit kurzen Schritten vor, wobei die Bursche mit den Füßen zum Tacte stampfen. Diese Leibesübung wird mit zunehmender Lustigkeit immer heftiger. Man weiß sogar, daß es einmal auf der Post zu Steinhörnig der vereinigten Fröhlichkeit der dortigen Burschenschaft gelang, den Boden völlig durchzustampfen, so daß sich die ganze Gesellschaft zu ihrem größten Erstaunen plötzlich mitten unter dem Rindvieh des Stalles bewegte.

Am und im Gebirge ist dagegen ein andrer Tanz der übliche, welchen man Langaus, Neubaürisch, Ländlerisch, Schuhplättler oder Haxenschlager nennt. Dieser ist sehr eigenthümlich und von den sinnigen Freunden des Volkslebens schon öfter beschrieben worden. Er geht auch über das tirolische Innthal bis ins Pinzgau hinein und vielleicht noch viel weiter. Als ich ihn einst vor siebzehn Jahren in der Krimmel gesehen, gab ich davon folgenden Bericht:

„Es ist die Art des alten nationalen Tanzes im Gebirg, daß Bue und Mädel nicht unauflöslich aneinander kleben, sondern daß der Tänzer alsbald seine Dirne in die Freiheit läßt, diese dann milde lächelnd, mit gesenkten Augen sich um ihn herbewegt, er aber vor ihren verschämten Blicken die wunderlichsten Arabesken rhythmisch ausführt, wie sie Jugend, Sehnsucht und Liebesdrang nur einem jungen Aelpler eingeben können. Da dreht er sich also pfeifend, schnalzend oder singend wie ein Planet um seine Sonne, die aber auch ihre Wirbel zieht, stampft mit den Füßen, klopft mit den Händen im Takte auf Schenkeln, Knie und Fußabsätze, macht einen Burzelbaum, schlägt Räder, springt über das Mädchen hinüber, läßt sie unter seinem Arme sich durch drehen, dreht sich unter dem ihrigen durch, nimmt sie aber nur selten, wenn auch feurig, in die Arme, und zuletzt, wenn es einer ist, der alte Traditionen ehrt, und die Kraft dazu hat, schwingt er sie in die Höhe, hoch über sein Haupt und läßt sie wieder zierlich herunterflattern.“ [1]

Zur Bestätigung meiner Wahrheitsliebe will ich auch unverholen lassen, was August Lewald, der vorigen Herbst zu Gmund am Tegernsee seine Sommerfrische hielt, damals hierüber geschrieben hat:

„Vor allem andern herrlich ist der Tanz. Es ist nur ein Vorurtheil, wenn man den Tanz der Südvölker Europas graziöser nennt. Auch unser gestrampfter Gebirgsländler ist graziös, und kräftiger spricht sich gewiß keiner aus. Man kann nichts liebliches sehen, als wenn das Madl aus den Armen ihres Buben entschlüpft,

[1] S. Drei Sommer in Tirol S. 580.

sich mit niedergeschlagenen Blicken in naiver Langweiligkeit so um sich selbst dreht; während er, der Bub, im Gefühl seiner Mannesherrlichkeit und des Sieges im voraus gewiß, in die Mitte des Kreises springt, den die drehenden Mädchen bilden, und nun das Strampfen, das Klatschen, das Taktschlagen auf Schenkel und Waden, das „Juchazen,“ mit künstlerischer Sicherheit vollbracht wird, wobei der Tänzer die sich weitweg von ihm drehende Tänzerin niemals aus den Augen verliert, um im rechten Moment wieder auf sie hinzufliegen, sie in den Arm zu nehmen und mit ihr herumzuwalzen. Ehe er dieß aber wagt, stürzt er schnell vor ihr auf die Knie, und dann erst umschlingt er sie. Es liegt eine starke Sinnlichkeit darin, gleich wie im Saltarello, Fandango und Bolero. Doch tritt sie in diesen raffinirter auf und das Chevalereske fehlt.“

Vielleicht, daß sich einer der Lesenden erinnert, wie er einst mit jungen Jahren in eine einschichte Mühle an den Vorbergen gekommen. Es war Sonntag nach der Vesper, der Kuckuck an der Holzuhr schlug etwa viere und der Müllerbursche spielte zur Kurzweil die Cither am großen Ahorntisch unter dem Crucifix. Die Sonne lugte auch herein, zeichnete die Fensterstöcke auf den Boden und erhellte freundlich die ganze Stube. Zwei Schwestern, jugendlich und frisch, sitzen an der Ofenbank und flechten zum Zeitvertreib kleine Blumenkränze aus dem Flor der nächsten Wiese. Sie sind vielleicht für den Heiligen in der Hauscapelle bestimmt. Unerwartet tritt ein beliebter Jägersbursch herein, fragt zum Schein, ob kein Bier im Keller, setzt sich auf die Ofenbank, fängt mit den Mädchen zu schäkern an. Nachbars Leni geht auch vorbei, schaut zum Fenster

herein, wird nicht mehr fortgelassen. Bald kommt ein Studiosus Theologiä heran, der Stolz des nächsten Dorfes, eigentlich ein Aktienstudent, zu dessen Leibgeding die ganze Gemeinde zusammensteuert, ein wackerer Junge, nur daß er Sonntags nach der Vesper lieber den Mädchen nachgeht, als dem Brevier. Der Müllerbursch, der Sohn des Hauses, hebt ein Schnaderhüpfel an, der Jäger, selbst erfahren in der Poesei, thut darauf Bescheid und fällt mit seinen Liedlein ein; die ältere Tochter, ahnungsvoll, holt den Zumüller herbei, der nicht schwer zu finden war. Jetzt spielt aber der Sohn des Hauses seine Ländler auf; und nun gehts an und die Lustbarkeit hat bald ihren vollen Lauf. Der Jäger, der Student, der Zumüller und die drei Mädchen, lauter zierliche Paare in der heitersten Feierabendslaune, die sich drehen und schwingen und juchzen und singen wohl Stunden lang! Solche improvisirte Sonntagsfreuden auf dem Lande haben ihren unvergeßlichen Reiz — die Kirchtage und Hochzeiten sind gewiß nicht halb so viel werth. Der Tanzplatz im Wirthshaus ist nämlich nur weiter, nicht höher als eine gewöhnliche Bauernstube und erscheint daher nur um so niederer — die hereinhängende Decke also, die schlechten Talglichter mit ihrem düstern Schein, die Hitze, der Dunst und Qualm, das Drängen und Drücken, das Stampfen und Stoßen der Tänzer, das wilde Jauchzen und das furchtbare Geschmetter der Trompeten in der nächsten Nähe — dieß ist ein Ganzes, das mir die schüchterne Bemerkung aufdrängt, daß von solchen Ergötzlichkeiten mancher feinere Mensch, der's zum erstenmal versucht, viel weniger Vergnügtheit mit nach Hause tragen wird, als er sich erwartet hatte.

Das Tanzen auf dem Lande ist von Seite der

Verwaltung schon manichfach in Behandlung genommen, bald beschränkt, bald verboten, bald wieder erlaubt und wieder verboten worden, allerdings nicht ohne Rücksicht darauf, ob in einer Gegend bei solchen Gelegenheiten viel oder wenig gerauft wurde. Daß man der unschuldigen Jugend dieses Vergnügen deßwegen entzogen, weil ihre Väter zum letzten Landtag nicht im vorgezeichneten Sinne gewählt, ist wenigstens im cisrhenanischen Bayern nicht vorgekommen. Die gewöhnlichen Tanztage sind jetzt, außer den Hochzeiten, der Fastnachtssonntag, der Kirchtag und Kathrein.

Ehemals waren die Oster- und Maireigen im Freien überall üblich. Lentner fand sogar an manchen Orten noch Spuren von Tanzhäusern auf Gemeindekosten. Wahrscheinlich war der Tanzstadel auch das Gemeindehaus, wo in älteren Zeiten das öffentliche Gericht gehalten wurde, wie sich das z. B. im Bregenzerwald und im tirolischen Enneberg gefunden hat.[1]

An Allerseelen werden die Gräber auf dem Friedhof geschmückt und der Todten im Gebete gedacht. An diesem Tage wird auch der Seelenzopf gegessen, ein rautenförmiges flechtenartiges Gebäcke, das den Kindern sehr willkommen ist.

Die Nacht zwischen Allerheiligen und Allerseelen gibt die Geister frei und es dauert ihre Zeit nun bis heiligen Dreikönig. Bis dahin mögen alle Unholde und gespenstischen Wesen, Hexen und Truden ihren Spuk betreiben nach Herzenslust.

Im November beginnt das Spinnen, der Kunkelabend, „der Heimgarten, die Sitzweil." Die Bauern

[1] S. Drei Sommer in Tirol S. 55 und 467.

laden selbst zur Kunkel ein und während die Mädchen, die sich da zusammenfinden, der Spinnerei obliegen, schneiden die Buben, die aus den Nachbarhäusern gerne herbeikommen, Späne oder spielen Biergeld aus, das sie nachher gemeinschaftlich vertrinken. Dazu singt man schöne Lieder und wenn ein junges Leut der Cither kundig ist, so wird wohl auch getanzt. — In dieser Zeit, sagt Schmeller, von sechs bis neun Uhr an den Winterabenden, wo die Landleute beim Span, „Kien" oder Oellicht zusammensitzen, da vorzüglich theilt eine Generation der andern ihren Schatz von Erfahrungen und Lebensansichten mit; da wird der ganze Vorrath an volksmäßigen Dichtungen, Erzählungen, Mährchen, Liedern durchgegangen und mitunter durch neue Zugaben aus der Zeitgeschichte vermehrt. — Bei keiner andern Gelegenheit, selbst beim Bierkruge nicht so sehr als da, kommt das reiche Capital an natürlichem Witz in Umlauf mit dem das Volk ausgestattet ist. — Diese traulichen Dorfkränzchen, berichtet derselbe Autor an einem andern Orte, findet man in älteren Landesordnungen und zwar, da sie noch üblich sind und in der Natur der Sache liegen, vergebens verboten. Schon nach der Landesordnung von 1553 sind „die Kunkel nit mehr zu gestatten." Wo das in neuerer Zeit wieder eingeschärfte Verbot nach zahlreichen Gendarmerieanzeigen, Protokollen und Strafen einstweilen durchgesetzt worden, will man gleichwohl den Erfolg nicht loben. Selbst die Bavaria läßt einen Bauern sagen: „Früher sind die jungen Leute alle beim Licht zusammen gekommen, das hat das Landgericht verboten; jetzt kommen sie paarweis im Dunkeln zusammen."

In den langen Winternächten kommts auch öfter

vor, daß verschwiegene Liebe ihre süßen Stunden feiert. Die Liebende empfängt den Liebenden am Kammerfenster und sie flüstern wonnevoll so manche Zeit. Man heißt dieß Fensterln, wie es die Bregenzerwälder Stubetgehen, die Schweizer Chiltgang nennen. Eigentlich soll das in allen Ehren geschehen; doch weiß ich zwar nicht, ob man im Bregenzer Walde und in der Schweiz dieselbe Wahrnehmung macht, aber in Altbayern ist nach den Folgen zu urtheilen, die ursprünglich enthaltsame Sitte mit der Zeit sehr begehrlich geworden. Auch diese Gepflogenheit wurde, wie im Walde und in der Schweiz, schon in früheren Zeiten verboten, sie hat sich aber dennoch erhalten und einer stätig wachsenden Theilnahme zu erfreuen gehabt.

Die Nächte, welche auf die Donnerstage im Advente folgen, heißen die Klöpfelsnächte. Es ziehen da am finstern Abend die Kinder im Dorfe umher, klopfen, einen Reimspruch sagend, an den Hausthüren an und erhalten dann einiges Obst und das hochgeschätzte Kletzenbrod zum Geschenke.

Auf den sechsten Christmond fällt der Tag des heiligen Nicolaus. Ursprünglich ein frommer Bischof in Lycien erscheint dieser Heilige unter den Altbayern an diesem Tage, gefolgt von seinem Knechte Klaubauf, der in wildem Bärenpelze den Sack auf dem Rücken, die Birkenruthe in den Händen trägt, um die guten Kinder mit allerlei Gaben, zum Essen und zum Spielen, zu beschenken, die bösen dagegen mit der Ruthe, wenn auch sanft und milde, zu bestrafen. Vergoldete Nüsse, die er gespendet, werden noch lange als Schauessen aufbewahrt. Der Christbaum, welchen erst die Protestanten nach München gebracht, ist außerhalb der

Mauern der Städte noch wenig bekannt; nur einzelne Wirthe und Müller beginnen die freundliche Sitte anzunehmen.

Sanct Thomas, der ungläubige Apostel, gibt den Rauchnächten ihren Anfang. Außerdem sind es deren noch drei, nämlich Weihnachten, Neujahr und heilig Dreikönig, allemal der Vorabend. Warum sie Rauchnächte heißen, ist oben schon erläutert worden; hier wollen wir nur noch nachtragen, daß die Kräuter, die am Tage von Mariä Himmelfahrt geweiht, nunmehr mit Wachholderbeeren und Weihrauch in die Glutpfanne geworfen werden. Die Rauchnächte sind voll Schauer und voll Geheimniß und wissen junge und alte Kinder gar viel davon zu erzählen. Daß man in der Thomasnacht, soferne man ein Mädchen ist, den künftigen Bräutigam erschauen kann, ist nicht unbekannt — wie es aber zu bewerkstelligen, mag in den Quellen nachgelesen werden.

Am Christabend beginnen die Gebnächte, die zwölf Nächte bis zu heiligen Dreikönig, welche die schauerlichsten sind von allen. Namentlich das wilde Gejaid zieht um diese Zeit am liebsten aus, zuweilen von gar schöner Musik begleitet, was noch jetzt zu erkennen gibt, daß die nächtliche Jagd ursprünglich den Freudenzug des alten Wodan bedeutete. An jenem Abend selbst wird auch das Schicksal befragt, indem der Fragende in den drei höchsten Namen Blei oder Eiweiß in ein Glas Wasser gießt, das unter dem Ave Maria gefüllt worden. Die Gestalten, die da entstehen, werden ausgelegt und auf die Zukunft gedeutet.

Aber gießen, sagt Leoprechting, können viele, auslegen nur wenige.

Um Mitternacht schlägt auch die Stunde, wo die Thiere miteinander in menschlicher Sprache zu sprechen pflegen. Nach alter Sage verstehen es nur die Sonntagskinder, allein zuweilen sind die Klänge auch andern Leuten verständlich, so z. B. dem Wolfbauern in Niederbayern, dem seine beiden Ochsen, wie Panzer berichtet, den Tod voraussagten, und der auch acht Tage später sterben mußte.

Um Mitternacht wird auch seit einigen Jahrzehnten das Hochamt gefeiert, zu dem die Glocken in der Stille der heiligen Nacht mit wunderbar geheimnißvollem Klange laden. Dieser wieder erneuerte Gottesdienst schickt sich übrigens viel besser auf das Land als in die Stadt, wo der zahllose Unfug reichlich die mäßige Andacht aufwiegt.

Auf den Stephanstag zum Abend ladet das Mädel den Liebsten ein zum „Laibanschneiden.“ Sie legt den Laib von Kletzenbrod, den sie zu Weihnachten erhalten, auf den Tisch und gibt ein Glas Schnaps dazu. Der Bue muß das Brod anschneiden, ißt ein wenig davon und das „Scherzel“ nimmt er mit. Dafür hat er die süße Pflicht, das Mädchen nach heilig Dreikönig zum Tanz zu führen.

Das neue Jahr wurde früher mit Pistolen und Böllern angeschossen, auch mit manchem alten Liede begrüßt. Am Kochelsee gehen auch jetzt noch vier Mädchen, die ihre Stimmen für den Chor gebildet, von Haus zu Haus, „das Neujahr ansingen,“ wofür sie ein kleines Geschenk erhalten.

Und so schließt sich der Kreislauf des Jahres.

Es sollte nun allerdings noch eine Beschreibung dessen folgen, was bei Taufe, Hochzeit und Begräbniß

üblich ist, aber ich verzage[1] — denn leichtlich möchte der Leser schon in dem was hier geboten wurde, zu viel und daher weniger als sein Vergnügen gefunden haben. Auch ist zumal die Lehre von den Hochzeitsfeierlichkeiten ein sehr langes Capitel und dabei doch immer eine unsichere Disciplin, denn die Sitte wechselt fast von Ort zu Ort. Allenthalben wickelt sich aber dieses heilige Geschäft von seinem ersten Anfang, der Brautschau und dem Drangeld, das der Bräutigam dem Schätzlein gibt, bis zum alterthümlichen Brautlauf und zum fröhlichen Schlusse, in einer endlosen Reihe von festbestimmten Gebräuchen und Ceremonien ab, die nur zum Theil sinnreich, vielmehr jetzt noch verständlich, zum andern Theile ganz bedeutungslos geworden sind, wenigstens von den Landleuten selbst nicht mehr ausgelegt werden können. Nichts scheint übrigens weniger beneidenswerth, als die Lage und die Pflichten des ländlichen Bräutigams, der immer in Athem gehalten, immer geplagt und gehetzt wird, mit der Braut in vielen Orten an seinem Ehrentage gar nicht tanzen darf und zuletzt noch am Abend der Hochzeit selbst sich gefallen lassen muß, daß sie ihm nach uraltem Ritus die Allerliebste

[1] Was Sterben betrifft, möchte doch noch eine Sitte berührt werden, die dem Bayerlande eigen ist und dem Fremden auffallen wird. Man legt nämlich den Gestorbenen sogleich nach dem Tode auf ein Brett, Rehbrett, vom althochdeutschen reb, Leiche, wo er bis zum Begräbniß liegen bleibt. Nach diesem gibt man das Brett dem Maler, der es blau anstreicht, den Namen des Gestorbenen, eine Bitte um ein Vaterunser und R. I. P. (requiescat in pace) daraufsetzt. Diese Andenken werden dann auf der Flur oder im Walde, wo die Fußsteige vorübergehen, an Feldkreuzen oder Baumstämmen festgemacht und bleiben dort bis sie verwittern.

stehlen, die er dann wieder in demüthigender Weise mit schwerem Gelde auslösen muß. Wenn unsre gebildeten Bräutigame in der Stadt diese Prüfungen auf gleiche Weise zu überstehen hätten, so würde sich, wie man sicher annehmen darf, selbst das halbe Dutzend fashionabler Hochzeiten, das noch jährlich mühsam zusammengebracht wird, gewiß um ein Namhaftes verringern. Gerne verweisen wir daher, da ein Auszug des Wissenswürdigsten sich nicht leicht geben läßt, auf die gründliche, zunächst auf Lentners Sammlungen gebaute Darstellung der Bavaria. Dort wolle man auch Kenntniß nehmen von dem „Kuchelbrief,“ d. h. dem Speisezettel eines angesehenen Hochzeitschmauses am unteren Inn und es werden sich nur wenige finden, die nicht davon überrascht sind. Welch dehnbare Einrichtung der bäuerlichen Eingeweide, die viele Wochen und Monate lang von Nudeln, Wasser und Milch sich nur mäßig füllen und dann wieder ganze Rinder und Braupfannen verschlingen können, ohne sich beklommen oder verletzt zu fühlen! Gerade hier aber möchten einige Zweifel aufstehen, ob dieser Gebrauch, wenn er sich etwa ändern wollte, einer Erhaltung werth, vielmehr ob sein Untergang zu bedauern wäre. Mancher Unbefangene findet vielleicht einen Fortschritt in der bürgerlichen Weise, die sich von der früheren Völlerei, die auch ihr gemeinsam war, mehr und mehr abgewendet und sich nach dem Grundsatz: wenig aber gut, gerichtet hat. Und von den Erfahrnen und Weisen werden die meisten zugeben, daß an solchen Ehrentagen eine gute Flasche Wein des Menschen würdiger als zwölf Maß Bier und ein Wildentlein oder ein Stück Rehziemer wohlschmeckender, gesünder und billiger sei als sieben Teller voll Rindfleisch.

Gehen wir aber noch für kurze Zeit auf das Bauernleben zurück, wie es uns oben der Kalender vor Augen stellte. Da bemerken wir denn zuvörderst, wie immer der Jüngere betrauert, daß an Sitten und Gebräuchen, Liedern und Sagen zu seiner Zeit eine ärmere Ausbeute zu machen als da sein Vorgänger sammelte. Man findet jetzt kaum noch beisammen, was Leoprechting aufzeichnete, dieser vermißt schon manches, was noch Lentner und Panzer gesehen und gehört und letztere arbeiten auch schon auf einem fühlbar kargeren Felde, als jenes war, das noch Schmeller abernten konnte. Springen wir aber von Schmeller auf die deutsche Mythologie von Jakob Grimm und gestalten wir aus dieser ein Bild von dem, was noch vor drei oder vier Jahrhunderten vorhanden war, so ist es gerade als ob eine ganze Welt versunken wäre. Es ist kein Zweifel, der alte, duftende, poetische Wald des deutschen Volkslebens ist zum allergrößten Theile abgetrieben und man sieht an seiner Stelle nur noch hie und da etliche besonders zähe Stauden, die aber auch vielleicht schon bald an Altersschwäche zusammensinken werden. Nur was die Kirche unter ihr Dach und in ihren Ritus hineingenommen, zeigt noch ein frisches Leben, obgleich bei näherem Zusehen auch auf diesem Gebiete mancher Abgang zu entdecken sein wird.

Wer ist aber an dieser Verheerung Schuld? Vielfach wohl die Zeit allein — zumal was die Ueberlieferungen betrifft, die nur mündlich vom Vater auf den Sohn gingen. Als die deutschen Bauern aufhörten, von den Nibelungen, von König Etzel und von Dietrich von Bern zu reden, vergaßen sie wohl auch nebenher viele andre Denkwürdigkeiten aus uralten Tagen. Einen

guten Theil erstickte dann die Obrigkeit, namentlich jene Gepflogenheiten, die etwas keck und geräuschvoll in die Außenwelt traten. Die deutschen Amtleute in ihrer städtischen, zumal kleinstädtischen Langweile hatten von jeher eine Pique auf die Kurzweil der Bauern. Manchmal mochte diese auch in der That etwas polizeiwidrig ausschlagen, und zumal in neuerer Zeit kann man sich wohl denken, daß der kritisch gewordene Verstand, der an der naiven kindlichen Fröhlichkeit von ehe sein Genügen nicht mehr findet, sich durch besondre Flegelei eine modernere Freude machen will. Indessen — die Verfolgung dauert schon seit Jahrhunderten — nicht blos, wovon die obigen Beispiele sprechen, in den sämmtlichen, jetzt bayerischen Landen, sondern sicher wohl eben so gut in andern Gebieten des deutschen Reiches. Zu den Verboten, die wir bereits erwähnt, können wir hier noch nachtragen, daß auch die Maibäume „der jungen Gesellen und Mägde“ in der oberpfälzischen Polizeiordnung von 1657 als „ein unflätig, unchristlich Ding“ verboten wurden, und daß selbst der Codex Maximilianeus „dem zwar uralten, aber zu nichts als bloßem Bürger- und Bauernlust dienende Gebrauch des Maibaumschlags“ Einhalt gethan wissen wollte. So scheint es selbst unser wackrer Kreittmayr nicht für passend gehalten zu haben, wenn etwa dem Bauern für Bälle, Concerte, Theater und eine Menge städtischen Zeitvertreibs, der ihm nicht zugänglich, eine kleine Gegengabe und Entgeltung vergönnt würde.

Die lange Zeit, da Montgelas das Land verwaltete, war diesen Bauernfreuden auch nicht günstig. Für den neuzuschaffenden Staatsbürger, den man sich möglichst gebildet und vernünftig dachte, schien dieser bäurische

Firlefanz weder nothwendig noch anständig. Man schärfte daher schleunigst die alten abgekommenen Verbote wieder ein und fügte auch wohl neue hinzu. Ob sie befolgt wurden, wäre eine Untersuchung, die uns zu weit führen könnte. Jedenfalls erhielten diese Ergötzlichkeiten erst unter dem folgenden Landesherrn ein angenehmeres Dasein. König Ludwig, der wenigstens an solchen Volksfreiheiten seine Freude hatte, erlaubte schon nach zwei Jahren die Maibäume wieder,[1] und selbst das bisher unerwähnte Haberfeldtreiben, die bedenklichste von allen diesen Ueberlieferungen, wurde, wenn nicht ermuthigt, doch mit vieler Nachsicht behandelt, bis es eben doch zuletzt wieder dem Bann verfiel, vielleicht verfallen mußte. Daß neuerlich auch die Spinnstuben, diese „traulichen Dorfkränzchen“ wieder verboten worden sind, haben wir schon gesagt. Im Ganzen ist aber, wie oben angedeutet, sehr schwer herauszubringen und darzustellen, nicht so fast was und wann es verboten worden ist, als vielmehr, wie und wo diese Verbote gehalten werden. Es geht auch mit diesen Ausflüssen höherer Weisheit wie mit dem Verbot des Hazardspielens in den vornehmen Ständen oder des Tabakrauchens in den Kanzleien u. s. w.

Was soll man nun aber thun zu Gunsten jener ehrwürdigen Ueberbleibsel vergangener Jahrtausende? Ich glaube gar nichts, als ihnen die Freiheit gönnen, ruhig fortzublühen oder abzusterben. Das ganze alte Heidenleben mit all seinen Freuden und Festlichkeiten,

[1] Es gibt übrigens jetzt noch Landgerichte, wo der Maibaum wie das Maienfest der Jugend strenge verboten sind. Anderswo wird dagegen letzteres noch mit großer Feierlichkeit begangen, so namentlich zu Haslbach, Landgericht Ebersberg.

das die ganze Natur, Wasser, Feuer, Luft und Erde, Thiere, Pflanzen und Steine in seinen heiligen Kreis hereinzog, Alles belebte, poetisirte, hold oder gespenstisch macht, dieses Leben — auch ohne seine Dogmatik — wieder herzustellen, daran denkt wohl niemand. Wenn jetzt die Zahl der katholischen Feiertage, obgleich die Hälfte abgeschafft, für den Oeconomen noch immer zu groß ist, so könnte man kaum auf Beifall rechnen, wenn man noch ein halbes Hundert heidnischer zur gemüthlichen Feier vorschlagen wollte. Ohne Wiederbelebung des ganzen Baums bleibt aber auch die Gesundheit der jetzt noch grünenden Zweiglein sehr unzuverlässig — und doch ist nicht zu helfen. Diese Wahrheit mag manchem melancholisch scheinen — auch bleibt kein andrer Trost, als daß Alles vergänglich auf der Welt und daß die Menschheit — wie wir wenigstens annehmen — bei alle dem, was sie auf jedem Schritt verliert, doch in den wichtigsten Dingen vorwärts geht und gewinnt.

Bedauerlich ist es immerhin und unter allen Umständen, daß der unschädliche, der poetische Aberglaube und Zubehör, Sagen, Mährlein, Lieder, Sprüche, Sitten und Gebräuche, so rasch dahinschwindet, während der schädliche, der sich namentlich in der Heilkunde, in dem Glauben an Zaubermittel und Quacksalbereien breit macht, noch felsenfeste Wurzeln hat.[1]

Zu den Ueberlieferungen des Volkes gehören auch seine Sagen. Hiefür hat Friedrich Panzer seiner Zeit das Beste gethan — nach ihm sammelte der schon öfter belobte Freiherr von Leoprechting im kleinen Raum des Lechrains und A. Schöppner im „Sagenbuch der bayerischen

[1] S. darüber Dr. Wolfsteiner in der Bavaria. S. 458 ff.

Lande" für das ganze Königreich. Neuester Zeit hat auch Professor K. Maurer über diesen anziehenden Gegenstand eine schöne Arbeit in der Bavaria niedergelegt. Sie leidet aber keinen Auszug, und wir erlauben uns daher die Freunde der Sagenwelt lediglich dorthin zu verweisen.

Gleichwohl wollen wir die Sache nicht ganz unbesprochen lassen — wir gedenken jedoch nicht auf alle, nicht auf viele, sondern nur auf einige wenige, aber gerade auf die bedeutsamsten der bayerischen Sagen einzugehen, nämlich auf jene, die von Kaiser Karls Geburt und von seinem unterirdischen Leben im Untersberge erzählen. Ursprünglich war Alles, was wir hierüber mittheilen wollen, eine Vorlesung, welche eines stillen Abends vor einer gebildeten Gesellschaft zu München gehalten wurde. Für den Wissenden führte dieselbe nichts neues mit sich, wie sie denn überhaupt nichts anderes sein wollte, als der Versuch aus den unermeßlichen Forschungen Jakob Grimms ein kleines Stück für eine anspruchslose Zuhörerschaft zurecht zu richten. Fast aller stoffliche Gehalt und die ganze Deutung desselben ist aus jener goldreichen Fundgrube geschöpft. Es ist nun zwar seit jenem stillen Abende schon manches Jahr dahin gegangen, allein gerade in der Auffassung und Deutung der Karlssage hat die jüngste Forschung meines Wissens nichts geändert, so daß die folgende Besprechung durch den Lauf der Zeiten von ihrem geringen Werthe nicht viel verloren haben dürfte.

Beim Anfang dieser Unterhaltung kann uns aber nichts so förderlich sein, als die lebhafte Betrachtung, daß nicht immer alles so war wie jetzt, und daß es Zeiten gab, gegen welche das sogenannte graue Alterthum der

Rittergeschichten schon eine sehr moderne Epoche ist. In jenen Tagen, aus welchen wir die ersten Fäden unserer Sagen herleiten, war noch kein Stein gelegt zu unsern vielen Haupt- und Großstädten, zu den ragenden Münstern und Domen, die sich in unsern Strömen spiegeln. Das Land sah sehr ländlich aus, sehr idyllisch, oder, wie es die Römer nannten, sehr barbarisch. Schwarze Wälder rauschten auf und ab durch ganz Germanien, so daß nach uraltem Volksspruch das Eichhorn sieben Meilen weit über die Bäume laufen konnte; auf den stillen Wiesen zwischen dem Hochwald weideten die Heerden, der Reichthum unserer Ahnherren, und an der Quelle oder am Saum des Forstes oder in friedlicher Waldeinsamkeit stand das hölzerne Bauernhaus, die Heimath des blonden Deutschen.

In diesen Hütten sind vor bald zweitausend Jahren schon viele unserer Sagen erzählt worden; ja manche davon waren schon ziemlich alt, als sie auf deutschem Boden ankamen. Die ersten Anfänge der germanischen Mythologie liegen nämlich nicht innerhalb der vaterländischen Marken, sondern weit hinten in Asien, am indischen Gebirge, im Ursitz der europäischen Völker. In jenen Zeiten waren aber unsere Voreltern noch heidnisch, und also stammen unsere meisten Sagen aus dem Heidenthum.

Es ist ein tiefer Zug der deutschen Natur, daß die einheimische Gelehrsamkeit, von Griechenland und Italien angezogen, seit Jahrhunderten die gründlichsten Untersuchungen über die Mythologie der Griechen und Römer pflog, und sich um die eigene gar nicht kümmerte.

Die ersten Versuche, die deutsche Mythe wieder im Lande einzubürgern, geschahen im vorigen Jahrhundert.

Klopstock gab dem Unternehmen allen Nachdruck, den er damals als erster Dichter der Nation ausüben konnte, und der süßliche Mollton jener Zeit fand einen angenehmen Gegensatz in diesen kräftigen Gestalten einer fernen Vergangenheit. So wurde also in den Gesängen jener Barden Odin wieder angerufen als Verleiher des Sieges, die Walkyren brausten durch die Schlachten des siebenjährigen Krieges, und man glaubte Thorr mit seinem donnernden Hammer zu hören, wenn ein Gewitter über die Elbe zog.

Diese Richtung hat sich indeß nicht sehr lange erhalten, und zeigte sich nur insofern nützlich, als sie den Blick wieder über eine Vorzeit streifen ließ, an die man längst nicht mehr gedacht hatte.

Viel wirksamer und bedeutsamer dagegen trat später die romantische Schule auf. Es war ein wunderlicher Gegensatz — diese neugothischen Dichtungen, die das damals junge Deutschland in die Welt schleuderte, und die unheimlichen Himmelszeichen, die am politischen Firmament auf- und abgingen. Während die Geschichtsforscher des Rheinbundes ihren Witz und fast auch ihre Ehre dafür einsetzten, daß alle Süddeutschen, die Bayern, die Schwaben und die Franken einstens Kelten gewesen und noch Brüder der neuen Gallier seien, und sich nur zu freuen hätten, daß die verwandtschaftlichen Bande mit diesen immer enger geknüpft würden — während die Länder am Rhein und die alten deutschen Kaiserstädte schon an den befreundeten Nachbar verloren waren und in Kassel die galante Liederlichkeit eines französischen Hofes ihren Sitz aufgeschlagen hatte, zu der Zeit, als es für viele den Anschein gewann, daß, wie der Name Deutschland schon untergegangen, so auch die

deutsche Nationalität, Sprache und Sitte dem Untergang bestimmt sei, in denselben Tagen führte die Poesie mit unwiderstehlicher Aufdringlichkeit das Mittelalter herein, sprach wieder von deutscher Vorzeit, und siehe da — alle Almanache wimmelten von silbernen Harnischen und goldenen Sporen, von Helmzierden und Wappenröcken, von Banketten und Turnieren, von den kühnsten Recken und den holdseligsten Fräulein mit längstvergessenen Taufnamen, die aber seitdem ins Leben übergegangen sind; auch Riesen und Zwerge traten auf, Hampelmännchen und Wichtelmännchen, Schwanenjungfrauen, Elfen und Nixen. Kreuzgänge und Burgverließe erfüllten den Leser mit anmuthigem Schauer, und alles wurde gehoben und verklärt durch den goldigen Schein gothischer Kirchenfenster, welche in die Bücher ahnungsreich hineinstrahlten.

Anfangs ging man nun freilich nicht gar tief in die Schachten der vergangenen Zeit hinein, war vielmehr schon mit den Blümlein zufrieden, die am Eingang wuchsen, aber im Laufe der Jahre führte die Romantik zu großen und unerwarteten Fortschritten. Insbesondere leitete sie zum genaueren Studium des alten schwäbischen Minnegesangs. Etliche verwegene Männer gingen sogar an das Nibelungenlied, lasen es wirklich durch und wiederholten oft und gern was Johannes v. Müller geweissagt, nämlich: das Nibelungenlied könnte die deutsche Ilias werden.

Vom Nibelungenliede ging man zurück in frühere Jahrhunderte. Wie der Eifer wuchs, so sprudelten auch die Quellen, und über manche Dinge, die man in der Nacht des grauesten Alterthums vergraben wähnte, brach allmählich eine vielversprechende Dämmerung an. Zu

dieser Zeit traten die Gebrüder Grimm auf und gründeten sich aus der deutschen Vergangenheit einen Namen für alle Gegenwart und Zukunft. Insbesondere hat Jakob Grimm, nach bahnbrechenden Arbeiten über die deutsche Sprache und altdeutsches Recht, im vorletzten Jahrzehent die deutsche Mythologie gegründet. Ihm verdanken wir die erste umfassende Darstellung des Götterglaubens unserer Voreltern, und die erste übersichtliche Nachweisung, wie vieles aus der Gegenwart noch in jene heidnischen Urzeiten zurückzuführen sei.

Es war nun aber keine leichte Arbeit, die alten verschollenen Götter aus dem anderthalbtausendjährigen Schutt herauszugraben und ihnen wieder zu Namen und Würden zu verhelfen. Aus den Zeiten der alten Cherusker und Markomannen haben wir über vaterländische Zustände nur die dürftigen Nachrichten römischer Schriftsteller; selbst die spätern heidnischen Lieder, welche Karl der Große sammeln ließ, sind wieder verloren gegangen. Auch in den nächsten Jahrhunderten, nachdem die Deutschen das Christenthum angenommen und Lateinisch die Schriftsprache geworden war, fiel es niemanden bei, die Ueberreste der vergangenen Zeit zu sammeln und über ihr Wesen den Nachkommen Bericht zu geben.

Reichere Ausbeute schaffte der stammverwandte Norden. Dorthin ist nämlich das Christenthum um vier oder fünfhundert Jahre später gedrungen als zu den Deutschen. Im frühen Mittelalter hatten sich etliche Schaaren nordischer Männer auf der fernen Insel Island eine Freistätte gegründet, und dort zwischen Schnee und Eis blühte die alte Poesie noch manches Jahrhundert, nachdem sie in Deutschland verklungen war, ja sie

nahm sogar einige deutsche Heldenlieder in sich auf, von denen in unserer Sprache die Originale verloren sind. Auch fanden sich dortselbst nach der Bekehrung noch weise Männer, welche ihre Liebe der Vorzeit und ihren Gesängen zuwendeten. Diesen alten isländischen Archäologen verdanken wir die Sammlung der uralten Lieder und Sagen, welche man die Edda nennt. Sie ist wegen der innigen Verwandtschaft der nordischen Sprache und Mythologie mit der deutschen unentbehrlich für die Erklärung der letztern.

Ein anderes Hülfsmittel zur Einsicht in diese Dinge fand sich allmählich in der Volkssage. Je näher man diese kennen lernte, desto belehrender zeigte sie sich. Gerade dadurch aber erhielt das mythologische Studium eine praktische, für Haus und Feld verwendbare Seite, denn manche deutsche Sitte, und mancher deutsche Glaube und Aberglaube, worüber niemand Auskunft geben konnte, erklärte sich nun ganz ungekünstelt und angenehm aus irgend einem Glaubenssatze, der zwar jetzt vergessen ist, aber nichtsdestoweniger vor fünfzehnhundert Jahren noch in vollem Ansehen war.

Der deutsche Polytheismus war ungefähr ebenso eingerichtet wie der griechische. Die höchste Verehrung stand zwölf Hauptgöttern zu, aber neben ihnen lebte noch eine ungezählte Menge von halbgöttlichen Wesen. Wie bei den Griechen die Titanen und Giganten den Göttern feindlich gegenüberstanden, so im deutschen Glauben die Riesen 2c. Den griechischen Heroen gleichen die Nationalhelden Tuisko, Mannus und andere, welche göttlicher Abkunft und nach siegreichem Leben in Walhalla eingegangen waren. Die Hellenen dachten sich in Wald und Feld, in Strom und Meer ein zahlreiches

Geschlecht von schönen, wilden Jungfrauen verschiedenen Berufes, die sie Dryaden, Oreaden, Nereiden hießen, und diesen sind die Waldfrauen, die Elfen, die Nixen gleich. Den Satyrn und Faunen entsprachen etwa die Kobolde, die Zwerge u. s. w. Diese mitunter sehr menschenfreundlichen Wesen standen dem Volke viel näher, und schienen ihm um ein gutes traulicher, als die zwölf großen Götter. Auch trieben sie ihr Wesen in allen deutschen Ländern, und der Glaube an sie war überall gleich verbreitet. Unter den großen Göttern finden wir dagegen eine gewisse Auswahl getroffen, und wie in Griechenland jede Stadt ihren eigenen Schutzgott hatte, und über seiner Verehrung die andern Olympier mehr oder weniger hintansetzte, so war auch in Deutschland der eine Stamm diesem Hauptgott ergebener, der andere jenem.

Diese Landesgötter hatten ihre geheiligten Haine, ihre Priester, ihre Feste und ihre Opfer. Ihre Verehrung war eine öffentliche, vom ganzen Volke als Stammessache betrachtete. Der Cultus der andern, der halbgöttlichen Wesen war dagegen ein innerer, prunkloser, ohne Feste und ohne Priester. Als nun die Sendboten des Evangeliums auf den deutschen Boden kamen, war ihre erste Sorge die Verehrung des Landesgottes zu stürzen, denn damit war das schwerste geschehen. Als Bonifacius bei Geismar in Hessen die dem Wodan geweihte Eiche umgehauen hatte, fielen die Hessen auf die Kniee und ließen sich taufen. Wenn auf diese Weise dem Volke gezeigt war, daß sein Landesgott solche Frevel an seinem Heiligthum nicht zu bestrafen vermöge, so war der Glaube gebrochen, und es nahm — wenigstens dem größern Theile nach — willig die neue Lehre an.

Gleichwohl finden sich sogar noch heute von dieser Verehrung der Bäume deutliche Beispiele, die sicher vorchristlichen Ursprungs sind. In Niedersachsen und Westphalen pflegt die Jugend an manchen Orten des Ostersonntags unter lautem Freudengeschrei um eine alte Eiche zu tanzen. Eine heilige Eiche findet sich auch bei Planegg in der Nähe von München. Den Heidenaposteln gefiel es öfter an die Stelle solcher ausgehauener Bäume christliche Kirchen zu errichten, und so blieb die alte Heiligkeit des Orts, nur mit neuer Weihe.

In den ersten christlichen Jahrhunderten waren übrigens viele ehrbare Leute der Ansicht, die alten großen Heidengötter, denen man die Persönlichkeit durchaus nicht absprechen wollte, seien eigentlich Teufel, die die Menschen zu ihrer Zeit durch List, Trug und Gewalt vermocht hätten, ihnen göttliche Ehren zu erweisen.

So sind denn nun die großen Götter vorlängst dahingegangen und verschollen; aber die kleine, neckische und liebenswürdige Familie, die Elfen, die Nixen, die Kobolde und Zwerge, sie blieben am Leben und leben noch jetzt. Ihre Verehrung ist freilich auch schon lange einer reinern Lehre gewichen, aber es ist bei dem Landvolk von diesem Cultus ein unschädlicher Glaube an ihr Dasein übergeblieben, der sich in schönen poetischen Volkssagen fortpflanzt. Was uns also in solchem entgegenkommt, das sind zumeist die Bruchstücke einer alten, längst untergegangenen Religion.

Darin liegt denn auch der Werth, den sie für die Wissenschaft haben, und deßwegen die neuen Ehren, die ihnen zu Theil werden. Im vorigen Jahrhundert wurden sie verlacht und als abergläubischer Tand verfolgt; jetzt werden sie hervorgesucht, gesammelt, ausgelegt und

commentirt. Was früher von witzigen Leuten als grundloser Unsinn verschrieen wurde, das tritt jetzt wieder als mythisch auf und wird der Gegenstand der scharfsinnigsten Untersuchungen. So kommt es denn, daß dieselben Männer, die des Tages über hinter den gelehrtesten Folianten sitzen und den alten Völkerzügen nachgehen vom Himalaja bis nach Island, des Abends zum Heimgarten in den Kunkelstuben einsprechen, mit den ältesten Bauernweibern Bekanntschaft anfangen, und über eine neugefundene Sage sich ebenso herzlich freuen können, als ein Astronom über einen neuentdeckten Weltkörper.

In das bezeichnete Gebiet gehört streng genommen nur die mythologische Sage, die von der historischen wohl zu unterscheiden ist, obgleich sich beide Arten oft berühren und in einander übergehen. Es ist nun eine beachtenswerthe Erscheinung, daß die historische Sage in eben dem Maße an Glauben verliert, als die mythologische an Ansehen gewinnt. Die letzten Jahrzehnte haben Sagen zusammenstürzen sehen, an deren Heiligkeit einst die gefeiertsten Geschichtschreiber nicht zu rühren wagten, Sagen, welche von den berühmtesten Republiken als ihre unumstößliche Urgeschichte anerkannt wurden. Die mythologische Sage verschlingt die historische, d. h. es zeigt sich immer mehr, daß die Ueberlieferungen früherer Jahrhunderte, auch wenn sie sich an bestimmte Orte und Personen knüpfen, doch meist nur neuere Incarnationen älterer mythischer Ideen sind. So wußte z. B. die älteste deutsche Sage zu erzählen, daß Wielands, des Schmieds, jüngerer Bruder Eigel an König Nidungs Hof kam, und als ein guter Bogenschütze von diesem aufgefordert wurde, dem eigenen Söhnlein einen

Apfel von dem Haupt zu schießen. Eigel nimmt zwei Pfeile aus seinem Köcher, legt den einen neben sich, und schießt mit dem andern mitten durch den Apfel. Darauf antwortet er dem fragenden König, der andere Pfeil hätte ihm gegolten, wenn der erste das Kind getroffen hätte. Von einem solchen Pfeilschuß, wo immer er auch geschehen sein mag, war unser frühestes Alterthum erfüllt, und die Sage taucht an mehreren Orten wieder auf.

Schon im zwölften Jahrhundert wurde sie in Dänemark auf Toko und König Harald bezogen. Die Norweger setzten statt Nidung oder Harald Olaf den Heiligen, statt Eigel oder Toko einen Bogenschützen Namens Endridi. Die freigewordenen Männer in den Waldstädten sagten für König Nidung, Harald oder Olaf — Geßler, und für Eigel, Toko oder Endridi sagten sie Wilhelm Tell; nahmen auch alles mit herüber was der Erzählung einstweilen im Norden angewachsen war, nämlich Seesturm und Schuß auf den Tyrannen. Es sind Nachrichten vorhanden, daß diese Sage, die gewiß schon vor der Zeit Karls des Großen entstanden, gerade wieder im fünfzehnten Jahrhundert eine der beliebtesten Erzählungen wurde. Nun ist sie in ganz Deutschland abermals vergessen, aber dafür in der Schweiz, an den Felsen des Vierwaldstädter Sees hängen geblieben und zu welthistorischem Ansehen gediehen. Und doch hat es nie einen Geßler, nie einen Wilhelm Tell und nie ein Söhnlein desselben gegeben; er hat nie dem Hut die Reverenz verweigert, und nie auf das Haupt seines Kindes geschossen, obgleich man in Zürich noch die betreffende Armbrust zeigt; er ist nie auf dem Vierwaldstädter See im Sturm gefahren, hat nie den

Sprung auf die Tellenplatte, und weder Monolog noch Schuß in der hohlen Gasse bei Küßnacht gethan, obgleich dort noch zwei Kapellen stehen, welche diese Thaten verewigen. Johannes v. Müller, der große Geschichtschreiber, hat die Sage noch als volle Wahrheit in seinen Text aufgenommen, obwohl die gleichzeitigen Chronikenschreiber nichts von Wilhelm Tell wissen, und die ganze Geschichte erst anderthalb Jahrhunderte später sich in die Bücher einschleicht. Wir sind ihr gleichwohl dankbar für eines der schönsten dramatischen Werke in der deutschen Literatur, dem sein Werth sogar noch bleiben wird, wenn selbst einmal die Urner nicht mehr an ihren Heros glauben. Als im Jahr 1760 ein Schweizer sich vermaß, zuerst den mythischen Charakter jener Erzählung darzulegen und zwar in einer Broschüre unter dem Titel: „Wilhelm Tell, ein dänisches Märchen,“ so ließ der Landammann von Uri alle Exemplare, die man erhalten konnte, öffentlich verbrennen, und niemand weiß, was dem Verfasser begegnet wäre, wenn er zur selben Zeit an Ort und Stelle gewesen.

Die mythische Sage gewinnt an Beglaubigung, je öfter sie gefunden wird, die historische Sage verliert umgekehrt an Wahrscheinlichkeit, sobald sie mehr als einmal vorkommt. Es ist z. B. sehr bedenklich, daß die Geschichte von den Weibern von Weinsberg auch von einem Schloß im Vintschgau erzählt wird, daß die Gräfin Ida von Toggenburg im Etschland Jutta von Braunsberg heißt, und an Fräulein Kunigunde und Ritter Delorges oder vielmehr an den von letzterem aufgehobenen Handschuh wird man kaum mehr glauben mögen, wenn man findet, daß der Mönch Eckhard von St. Gallen, der erste, der sie erzählt, diese That einem

deutschen Rheingrafen, Kuno von Lahnstein, zuschreibt, und daß sie die spanischen Chroniken einem Don Manuel Ponce de Leon beilegen. Bei dem Eifer, mit dem jetzt die Geschichte in allen Richtungen revidirt wird, mag von den Historikern noch manches über Bord geworfen werden, was die Mythologen aufs beste verwenden können. Hat man doch erst vor kurzem als eine neue Entdeckung gelesen, daß die Jungfrau von Orleans nicht zu Rouen verbrannt, sondern gerettet worden sei, und bald darauf einen jungen Edelherrn geheirathet habe, auch in den Urkunden jener Zeit als Johanna, Jungfrau von Frankreich, Ehegattin des Ritter von Hermoise aufgeführt sei.

Wie sich übrigens die mythische Sage einerseits von der historischen unterscheidet, so andererseits von dem Mährchen, obgleich die Grenzen auch hier nicht genau zu ziehen sind. Das Mährchen ist nicht an bestimmte Oertlichkeiten geknüpft, während die Sage immer an einem bestimmten Orte wurzelt. Die Sage übt auch eine Reaction gegen fremdartige Zusätze; das Mährchen nimmt alles in sich auf und kann sich alles angleichen. Es ist dabei sehr kosmopolitisch und geht durch alle Zeiten; manche von den Geschichten, die jetzt noch in den Kinderstuben erzählt werden, finden sich schon bei Herodot; andere sind aus dem Orient herübergekommen, andere aus der brittischen Feenpoesie. Die Mährchen wachsen oft erst recht fröhlich auf, wenn sie in fremden Boden versetzt werden. Die Geschichte von den sieben Helden, die mit vereinigten Kräften auf einen Hasen losgehen, findet sich schon früher, als sie in Deutschland bekannt wurde, in einem altenglischen Gedichte, hat sich aber gleichwohl in ihrem Vaterlande nie zu der Volks-

thümlichkeit aufschwingen können, die sie bei uns und im Schwabenlande genießt.

Wir stehen nun an dem Versuch, in die bayerischen Sagen etwas näher einzugehen. Wer aber dabei erwartet, daß ihm überraschende Schätze eröffnet werden, der täuscht sich höchlich, denn die Kenntniß der bayerischen Sagen liegt noch schier in den Windeln. Fast alle deutschen Stämme besitzen jetzt die Sammlungen ihrer Mythen; in Bayern dagegen ist alles so beschäftigt, daß noch niemand Zeit gefunden, sie neben einander zu stellen.[1] Immerhin scheint es höchste Zeit zu sein, denn wie in ganz Deutschland die mündliche Ueberlieferung am Aussterben ist, so auch in Bayern. Je mehr durch den Schulunterricht Lesen und Schreiben unter dem Landvolke verbreitet werden, desto schwächer wird sein Gedächtniß für die ungeschriebenen Schätze, desto schneller verschwinden die Sagen. In der That muß schon in den letzten drei Jahrhunderten von solchen Dingen in Bayern sehr viel zu Grunde gegangen sein, denn unser Geschichtschreiber Aventin, der zur Zeit der Reformation gelebt, läßt darüber einige Winke fallen, die uns jetzt sehr wunderlich vorkommen. So gibt es z. B. eine zuerst im zwölften Jahrhundert im Lobgesang auf den heiligen Anno erwähnte Sage, daß die Bayern aus Armenien stammen, und in einem gleichzeitigen Berichterstatter über die Kreuzzüge findet sich sogar die Angabe, es hätten unsere reisigen Ahnherren, als sie mit Kaiser Friedrich dem Rothbart ins gelobte Land zogen, in dem Königreich Armenien, am Fuße des

[1] Bekanntlich ist diesem Uebelstande mittlerweile durch die obenerwähnten Sammlungen Friedrich Panzers, Leoprechtings und Schöppners abgeholfen worden.

Ararat, ein Volk getroffen, dessen Muttersprache bayerisch gewesen, dasselbe bayerisch wie zu Tölz und zu Plattling, welches die andächtigen Kreuzfahrer an die süßen Töne ihrer Heimath erinnert und Ursache gewesen, daß sie sofort die dortigen Armenier als die Enkel der gemeinsamen Urahnen freundlichst begrüßt und umarmt hätten. Zu Aventins Zeiten war diese seltsame Kunde noch nicht vergessen, denn er nennt sie eine Sage von der, mit seinen Worten zu sprechen, unser gemein Pöfel viel zu erzählen weiß. Ebenso auffallend ist es uns, daß dazumal die deutsche Heldensage noch unter dem Volke fortlebte. Siegfried, der Drachentödter, und die schöne Krimhilde, König Etzel und der alte Gothenkönig Theodorich von Verona, alle diese scheinen zu Aventins Zeiten dem Volke noch wohl vertraut gewesen zu sein, denn als er die Thaten Dietrichs von Bern erwähnt, fügt er bei: „Unser Leut singen und sagen noch viel von ihm; man findet nit bald einen alten Künig, der dem gemeinen Mann bei uns so bekannt sei, von dem sie so viel wissen zu sagen."

Wenn man nun in diesen Tagen bei unsern Leuten, bei dem gemeinen Mann in den Städten und auf dem Lande nachfragen wollte, was ihm von der Abstammung der Bayern aus Armenien und von dem Erzkönig Dietrich von Bern bekannt sei, was würde man wohl für Antworten erhalten?

Indessen stehen uns doch wenigstens so viele bayerische Sagen zu Gebot, um an ein paar Beispielen den Zusammenhang mit der gesammten deutschen Mythologie nachweisen zu können, ja gerade auf unserem Boden finden sich zwei so merkwürdige und belehrende Mythen, wie sie nur überhaupt auf deutscher Erde vorkommen,

nämlich die Sage von der Geburt Karls des Großen auf der Reismühle, und jene von dem unterirdischen Fortleben dieses Kaisers im Untersberge.

Was nun die erste betrifft, so ist der Schauplatz bekannt, nämlich eine kleine Mühle nahe bei Gauting, in dem freundlichen Thale der Würm. Die Ueberlieferung aber lautet ungefähr so: Die Königstochter Bertha ist zur Braut des Frankenkönigs Pipin bestimmt, und zieht aus ihrem Vaterlande, welches sich die Sage im Osten denkt, mit Gefolge gegen den Rhein. Unterwegs befällt den Marschall der Gedanke, er wolle, da Pipin seine künftige Gemahlin noch nicht gesehen, diese tödten lassen und seine eigene Tochter an ihrer Stelle nach Frankreich bringen. Er gibt also zweien Knechten den Auftrag, die Königstochter in den Wald zu führen und zu ermorden. Diese aber, gerührt von so viel Jugend und Schönheit, erbarmen sich und bringen als Wahrzeichen das blutige Oberkleid der Braut und die Zunge eines Hundes zurück. Die falsche Bertha kommt sofort nach Frankreich und wird Pipins Gemahlin, die wahre dagegen findet nach manchen schweren Leiden in der Wildniß die Reismühle auf und wird des Müllers Magd. Nach wenigen Jahren kommt nun Pipin, der zu Weihenstephan bei Freising oft sein Hoflager hielt, auf der Jagd in die Gegend des Würmsees, verirrt sich, muß über Nacht in der Reismühle bleiben, findet da die schöne Maid, erkennt sie an dem Brautring, den er ihr einst gesendet, lernt den ganzen Hergang kennen, verstößt die falsche Bertha, nimmt die wahre zur Frau, und diese wird dann die Mutter des großen Kaisers Karl.

Die ganze Erzählung ist mythisch, wie schon der

Zug von der befohlenen Ermordung im Walde und dem Erbarmen der Knechte andeutet, welcher in derselben Weise auch in andern Sagen wiederkehrt, z. B. in der Geschichte der heiligen Genofeva. Es fragt sich nun wer diese Bertha sei. Die Ueberlieferung ist über den Namen ihres Vaters nicht im Klaren, und nennt ihn bald König Dietrich von Bayern und Schwaben, bald König Florus von Ungarn. Man kann sich darauf verlassen, daß es keiner von beiden war, denn solche zwei Fürsten haben unsere Erde nie bewohnt. Indessen läßt sich dem Wesen der geheimnißvollen Jungfrau in anderer Art auf die Spur kommen. Es liegt nämlich in der Natur der Sage, daß kaum eine gefunden wird, welche nur einmal und an einem einzigen Orte vorkäme, und nicht durch diesen oder jenen Zug an andere erinnerte. Die Sage von dem Apfelschuß gibt dafür ein belehrendes Beispiel. So kommt nun auch die Geschichte von der schönen Bertha öfter und an verschiedenen Orten vor. Sie begegnet uns nicht allein in Bayern, sondern auch in Franken, in Thüringen, in Flandern und in Frankreich, und an allen betreffenden Orten werden oder wurden, ebenso wie in unserer Nähe, die Mühlen gezeigt, welche sich rühmen, die Königin Bertha als Magd beherbergt zu haben. Die dazu gehörigen Sagen gehen nun freilich in manchen Einzelheiten auseinander, allein gerade diese Abweichungen lassen errathen, wie die Sache ursprünglich beschaffen gewesen, und so hat man denn durch Vergleichung derselben auch unsere Bertha erkannt, und zwar an ihrem Fuße. In der altfranzösischen Sage heißt sie nämlich la Reine pédauque, regina pede aucae, zu Deutsch: die Königin mit dem Gänse- oder Schwanenfuß. Der

Schwanenfuß aber ist das Kennzeichen der Schwanen-Jungfrauen, die zwar ihre ursprüngliche Schwanengestalt nach Gefallen mit einer schönen und liebreizenden menschlichen vertauschen, aber zum Zeichen ihrer höhern Natur den Schwanenfuß nicht ablegen können, wie man z. B. auch die Nixen und Wasserelfen, wenn sie als wohlgestaltete Mädchen ans Land und unter die Leute gehen, an dem nassen Kleidersaum, dem nassen Zipfel der Schürze erkennt, oder den Teufel, wenn er in Menschengestalt erscheint, an seinem Pferdefuß. Bezüglich jenes Kennzeichens der schönen Bertha ist nun aber die Sage immer rücksichtsloser geworden, je weiter sie sich von ihrem Ursprung entfernte, und je undeutlicher dieser wurde. So heißt sie denn nachher „Bertha mit dem Fuße," später im Französischen: Berthe au grand pied. Noch später suchte man die Symmetrie wieder herzustellen, und gab ihr gar zwei große Füße. Aber alle Sachverständigen wissen, nur der eine große Fuß ist ächt, und auch dieser nur insoweit, als er den ursprünglichen Schwanenfuß bedeutet. Dazu stimmt denn auch der Name Bertha selbst; denn das altdeutsche peraht, später bercht, precht, bert (vielfältig in Namen wie Adalbert, Rupert u. s. w.) bedeutet dasselbe, was das englische bright, nämlich glänzend oder weiß, und nebenbei ist nicht zu übersehen, daß Bertha von Pipin in einer Mühle, also dicht an ihrem Element, gefunden wird.

Nun ist aber auch noch zu erklären, warum die Sage Veranlassung nahm, den Kaiser Karl mit diesem Mythus in Verbindung zu setzen.

Die alten germanischen Königsgeschlechter leiteten alle ihren Ursprung von dem obersten Gott Wodan oder Odin her — er war ihr ältester Ahnherr. Die

sagenhaften Stammbäume der angelsächsischen Könige von England sind uns noch vollständig erhalten; auch nordische Ahnentafeln sind vorhanden, ebenso gothische; ferner etliche Bruchstücke der longobardischen. Es fehlt in diesen Genealogien nicht an wunderbaren Uebereinstimmungen zwischen den entferntesten Stämmen. So kommen die mythischen Ahnherren Agelmund und Eadwine aus der Reihe der angelsächsischen Könige auch wieder in dem longobardischen Stammbaum vor, als Agelmund und Audoin. Auch der gothische hat mehrere Namen gemein mit dem angelsächsischen, und so läßt sich schließen, daß diese Ahnentafeln, welche übrigens nur im Gedächtniß d. h. in Liedern überliefert wurden, in eine Zeit hinaufreichen, wo die deutschen Stämme noch alle nebeneinander auf verhältnißmäßig kleinem Raume saßen, und der Sagenschatz gleichsam noch im elterlichen Haus unvertheilt beisammen war, also wohl in eine Epoche, wo die Germanen den europäischen Boden noch nicht betreten hatten. Kaiser Karl nun, der mächtigste der deutschen Könige, der bis dahin erschienen, dessen Ruhm durch alle Welt ging, er konnte auch in der Sage nicht auftreten wie ein anderer Sterblicher, sondern mußte höheren Ursprungs sein. An Wodan konnte sie ihn aber nicht mehr anknüpfen, denn der war ja nach dem damaligen christlichen Volksglauben zum Teufel geworden. Unter diesen Umständen that nun die Sage alles für ihn, was sie noch für ihn thun konnte, sie gab ihm nämlich eine übermenschliche, halbgöttliche, mythische Mutter. Es ist auch wahrscheinlich, daß zu der Zeit, als die Sage entstand, noch das Wesen einer höheren Göttin, etwa der Gemahlin Wodans, in die Schwanenjungfrau hinüberspielte, so daß

diese also vielleicht noch mehr bedeutet, als was sie scheint.

Gewiß ist aber, daß man sich die heidnische Schwanenjungfrau später als eine christliche Königin dachte, und es ist dieselbe Bertha, deren man noch jetzt in Frankreich und Italien, wenn man von uralten, glücklichen Zeiten reden will, in dem Sprüchwort gedenkt: au temps que la reine Berthe filait oder nel tempo ove Berta filava, zur Zeit als Bertha spann. Die eheliche Verbindung der Schwanenjungfrauen mit sterblichen Menschen kommt übrigens öfter vor, und es werden in Westphalen und Hessen scheinbar ganz beglaubigte Beispiele aus dem letzten und vorletzten Jahrhundert erzählt. Es entstehen daraus in der Regel sehr glückliche Ehen, nur darf sich der Mann nie nach der Herkunft der Gattin erkundigen. Wenn er ihr durch irgend eine List das Geheimniß abgewonnen, so verwandelt sie sich augenblicklich in einen Schwan, und verläßt ihn sammt den etwaigen Kindern für immer.

Bekanntlich weiß auch die hellenische Mythologie von solchen Verbindungen zu erzählen, und man kann die ganze Geschichte von der Reismühle ins Griechische übersetzen, wenn man statt Karl der Große Achilleus, statt Pipin und Bertha Peleus und Thetis sagt.

Gehen wir nun zu dem Untersberg über. Der Untersberg erhebt sich, wie jeder weiß, der ihn gesehen hat, zwischen Salzburg, Reichenhall und Berchtesgaden in düsterer Majestät. Es ist da wirklich eine grüne Oase, wo wunderbare Geschichten manichfaltiger Art noch frisch und fröhlich blühen und ohne viele Mühe zu sammeln sind.

Im Untersberg sitzt nun Kaiser Karl schlafend an einem steinernen Tisch, und sein weißer Bart ist schon

zweimal um diesen herumgewachsen. Dieß ist der Hauptzug der Sage.

Wir besitzen eine ausführliche Beschreibung des Untersberges von Lazarus Aigner, der im Jahr 1529 zu Reichenhall im Dienst des Stadtschreibers stand, an Mariä Geburt desselben Jahres von einem Mönche in den Berg geführt wurde, alle seine unterirdischen Herrlichkeiten, auch den Kaiser Karl sah, und glücklich wieder an die Oberwelt und zum Stadtschreiber zurückkam. Dieser Lazarus Aigner hat hernach seine Fahrt beschrieben und den Bericht davon 35 Jahre später veröffentlicht. Er ist sehr ausführlich, und man sollte meinen, es wäre viel schönes daraus zu lernen; allein es zeigt sich denn doch in diesen Nachrichten weniger das unbewußte Walten der Sage, als vielmehr die bewußte Absicht wundersame Geschichten zu erzählen. Ein ganz unächter Zug ist es z. B., daß Lazarus Aigner den Kaiser als einen großen alten Mann mit schneeweißem Bart auf einer Weise spazieren gehen sieht; denn nach der ächten Ueberlieferung muß der Kaiser nothwendig an dem steinernen Tische schlafen, um welchen der verhängnißvolle Bart herumwächst. Auch von den angehängten Prophezeiungen, die bis zum Jahr 1820 reichen, ist keine einzige in Erfüllung gegangen.

Im Jahr 1694 fuhr übrigens auch ein Tiroler Fuhrmann mit einem Wagen voll Wein in den Berg, und erhielt von den Bergmännlein 180 Dutzend Dukaten dafür, kam aber wieder heraus ohne den Kaiser gesehen zu haben, was in der That fast lächerlich ist. Ferner gerieth vor Zeiten einmal ein Jägerbursch dahinein, und blieb ein Jahr lang darinnen. Er erzählte aber nur dem Erzbischof von Salzburg und sonst niemanden, wo

er gewesen und was er erlebt, starb übrigens schon ein Vierteljahr darnach. Der Erzbischof soll sehr tiefsinnig und nachdenkend geworden sein über das, was ihm der Jägerbursch gesagt.

Nachdem nun aber die, welche diese unterirdische Walhalla betreten haben, entweder gar nichts oder unächtes davon erzählen, so wollen wir lieber denen glauben, welche nicht hineingekommen sind, und es bleibt also dabei, daß Kaiser Karl darinnen sitzt, und daß sein Bart schon zweimal um den Tisch gewachsen. Nun liegt aber am Fuße des Untersberges ein breites Flachland, das Walserfeld genannt, und auf diesem steht jener dürre Birnbaum, der so berufen ist in der deutschen Sage. Er ist schon dreimal umgehauen worden, aber er schlägt immer von neuem aus, wenn es Zeit ist. Im Jahr 1814, als die deutschen Völker wieder viel Glück zu erleben hofften, schickte er sich abermals an zu grünen, aber es schien ihn bald zu gereuen, und schnell kam wieder die alte Dürre über ihn. Doch wird er einst noch einmal blühen, und dann wird der Bart zum drittenmal um den Tisch gewachsen sein, und Karl der Große wird mit seinen Mannen aus dem Untersberg heraufsteigen und seinen Schild an den Baum hängen. Dann wird der Kaiser die ungeheure Schlacht schlagen, welche Deutschland wieder einig, groß und herrlich machen soll. Dabei wird ein solches Blutbad entstehen, daß den Kriegern das Blut in die Schuhe rinnt, und da werden die bösen Menschen von den guten erschlagen werden.

Auch diese Sage blüht an verschiedenen Orten; nur sind die im Berg schlafenden Helden nicht überall dieselben. Im Odenberg in Niederhessen ist es abermals Kaiser Karl. In dem Kyffhäuser in Thüringen dagegen

schläft Kaiser Friedrich von Hohenstaufen, der Rothbart. Er sitzt am runden Steintisch, den Kopf in der Hand haltend, nickend, wie ihn Rückert besungen hat. Sein Bart wächst um den Tisch, reicht schon zweimal herum, und wenn er zum drittenmal herumgewachsen, so wacht der Kaiser auf und tritt heraus — also ganz wie jener Karl im Untersberg. Auch am Kyffhäuser ist ein dürrer Baum; an diesen wird der Rothbart seinen Schild hängen, und es wird eine bessere Zeit werden. Im alten Bergschloß Geroldseck sollen Siegfried und seine Helden wohnen, und dem deutschen Volk, wenn es in höchster Noth sein wird, wieder hülfreich erscheinen. Eine Felskluft am Vierwaldstädtersee birgt die schlafenden drei Stifter des Schweizerbundes, welche auch wieder aufwachen, wenn ihrer das Vaterland bedarf. „Wie Vergangenheit und Zukunft,“ sagt Grimm, „das verlorene Paradies und das erwartete in der Vorstellung des Volkes in einander fließen, so glaubt es an ein Erwachen seiner geliebten Könige und Helden aus dem Bergschlafe.“ Karl der Große und Friedrich von Hohenstaufen, Siegfried von Nibelungen und die Männer im Grütli, sie werden alle wieder kommen. „Das ist des Epos rechtes Zeichen, daß es seinen Gestalten ewige, unvergängliche Dauer sichert.“

An manchen Orten tritt nun aber der versunkene Held in eine bedeutsame Verbindung mit dem wüthenden Heere. Zumal am niederhessischen Odenberg ist dieß der Fall. Der eingeschlossene Kaiser hat verheißen alle hundert Jahre hervorzukommen. Ist die Zeit wieder abgelaufen, so vernimmt man unverständliche menschliche Stimmen, lautes Hallohrufen, Trommelschlag, Hifthörner, Hundegebelle, Pferdegewieher und das Rasseln

schwerer Rüstwagen. Einmal gingen Leute am Odenberg und hörten Trommelschlag ohne etwas zu sehen. Da hieß sie ein weiser Mann durch den Ring schauen, den er mit seinem gebogenen Arm bildete. Alsbald erblickten sie eine Menge Kriegsvolk in Waffenübungen begriffen den Odenberg aus- und einziehen. Das ist ein uralter Zug; auch der nordische Odin wird den Menschen sichtbar, wenn sie durch den eingestemmten Arm eines andern sehen.

Bekannt ist der Auszug des gespenstischen Ritters im Odenwald, der gewöhnlich beim Herannahen eines Kriegs vom Rodenstein mit ungeheurem Getöse nach dem verfallenen Schlosse Schnellert zieht, eine Erscheinung, über welche schon so viele Protokolle aufgenommen worden, daß in den Registraturen von Darmstadt und Erbach sehr ansehnliche Aktenstöße dieses Betreffes zu sehen sind. Das wilde Gejaid kommt übrigens in verschiedenen Spielarten durch ganz Deutschland vor.

In Niedersachsen und Westphalen wird der geisterhafte Waidmann, der auf weißem Rosse um Mitternacht durch die Wälder braust, Hackelberend genannt. Er soll ein Oberstjägermeister des Herzogs von Braunschweig gewesen und vor dreihundert Jahren gestorben sein. Man zeigt noch seinen Grabstein in einem Wirthsgarten, drei Stunden von Goslar. Die Dänen lassen ihren König Waldemar das nächtliche Waidwerk führen. Auch am Untersberg ist das wilde Gejaid bekannt, und da man eine innere Verbindung der versunkenen Berghelden mit dem wüthenden Heer voraussetzen darf, so wird sich nun alles erklären lassen. Wir müssen dabei aber wieder in die frühen Zeiten zurückgehen, wo das Christenthum in Deutschland mit dem Heidenthum kämpfte, und müssen

bedenken, daß die Gesinnungen der Neubekehrten dem erstern nicht alle gleich günstig waren. Viele waren mit voller Ueberzeugung zur neuen Lehre übergetreten, andere nur mit starken heidnischen Vorbehalten. Die erstern hatten nun die Wahl, die früher verehrten Götter für leere Einbildungen zu erklären oder auch sie für Teufel zu nehmen, die andern aber, welche den Glauben an ihre göttliche Fortdauer nicht ganz los werden konnten, bildeten sich eine eigene Ansicht aus. Sie meinten nämlich, die Götter, welche an dem neuen Lauf der Welt keinen Gefallen mehr haben könnten, hätten sich selbst verwünscht oder verwunschen; sie hätten sich in die Berge entrückt, um dort zu harren bis auf einen günstigen Umschwung der Zeiten.

So z. B. ist auch die in Hessen und Thüringen sehr bekannte Frau Hulda eine verwunschene Göttin. Aus ihr ist erst seit dem fünfzehnten Jahrhundert eine Frau Venus geworden. Dieses liebliche Wesen wohnt in prächtigen Bergeshöhlen, zu welchen bisweilen ein Glücklicher oder Unglücklicher den Eingang findet. Ehemals waren mehrere solche Aufenthaltsorte bekannt, besonders in Schwaben; jetzt scheint sich die Sage nur am Hörselberge in Thüringen erhalten zu haben. (Vgl. Bechsteins Thüringische Sagen.) Man erzählt von dem edlen Tannhäuser, der da einst hinabgegangen sei, und man sang darüber vor Zeiten ein schönes Volkslied, dessen erste Strophe also lautete:

Nun will ich heben an
Von dem Tannhäuser zu singen,
Und was er hat Wunders gethan
Bei seiner Frau Venusinnen.

Herr Tannhäuser bleibt ein Jahr lang in dem Berge; dann aber nimmt er Abschied von Frau Venusen, die ihn nur höchst ungern ziehen läßt. Er sagt ihr, er fürchte bei längerm Bleiben in der Hölle Gluth auf ewiglich verbrennen zu müssen. Frau Venus, als ein unchristliches Wesen, entgegnet ihm darauf:

Ihr sagt mir viel von der Hölle Gluth,
Und habt sie nie empfunden!
Gedenkt an meinen rothen Mund,
Der lacht zu allen Stunden.

Der Tannhäuser erwiedert darauf unter anderm:

— ich hab das nicht im Sinne!
Frau Venus, edle Fraue zart!
Ihr seid eine Teufelinne.

Der edle Herr scheidet darauf aus dem Berge in Jammer und in Reue. Er geht nach Rom zum Papst Urban und beichtet diesem über das Jahr im Berge. Papst Urban aber findet die Sünde nicht zu vergeben. Er zeigt auf einen dürren Stab, den er in der Hand trägt und sagt: so wenig als dieser dürre Stab je wieder grün wird, so wenig kommst du je wieder zu Gottes Gnade.

Da zog er wieder aus der Stadt
In Jammer und in Leiden.
Maria, Mutter, reine Magd,
Muß ich nun von dir scheiden!

Er geht wieder, an seinem Heil verzweifelnd in den Berg zurück, und Frau Venus empfängt ihn mit allen Hulden:

Seid mir willkommen, Tannhäuser,
Ich hab' euer lang entboren.
Seid willkommen, mein lieber Herr,
Mein Buhle auserkoren.

Am dritten Tage aber fängt zu Rom der dürre Stab zu grünen an, der Papst sieht erschüttert dieses Wahrzeichen der göttlichen Vergebung, sendet Boten aus nach allen Himmelsgegenden, um den Ritter einzuholen und zurückzurufen, aber der Tannhäuser war schon wieder in dem Berge und ist seitdem nicht mehr herausgekommen.

Gerade also wie die weiblichen Göttinnen in der Bergentrückung fortleben, so auch die männlichen. Wer diese aber sind, zeigt eben ihre Verknüpfung mit dem wüthenden Heere. Das wüthende Heer hängt nämlich selbst mit Wodan zusammen, und hieß sogar in ältern Zeiten Wuotungsheer. Der alte menschenfreundliche Gott hatte für die bekehrten Heiden sein zutrauliches Wesen verloren, und war eine finstere, schreckhafte Gewalt geworden. Sämmtliche wilde Jäger in Deutschland sind nur mythische Personen, Substitutionen für den alten Wodan; alle sind nur für ihn eingetreten, der Rodensteiner so gut wie der herzoglich braunschweigische Oberstjägermeister Hackelberend, obgleich man seinen Grabstein zeigt. Da nun aber Kaiser Karl, wenn er aus dem niederhessischen Odenberg mit dem wüthenden Heer auszieht, nichts anders ist als Wodan, so wird wohl auch derselbe Kaiser, wenn er in demselben Berge schläft, nichts anders sein als Wodan. Es ist ein von der frühesten Sage zurückgestellter Gott, den sie aufbewahren wollte, für den Fall, daß einmal das Heidenthum wiederkäme. Selbst der weiße Bart des Kaisers

deutet auf Wodan. Da nun aber die Sage gern statt des Verwelkten und unverständlich Gewordenen das Frische und das Verständliche setzt, so trat an Wodans Stelle schon in frühen Zeiten Kaiser Karl. Wie seine Geburt mythisch war, so fiel er also auch nach seinem Tode wieder der Sage anheim. Später schien ihn Friedrich der Rothbart ablösen zu wollen, zu seiner Zeit, nach Aventins Worten, der theuerste und streitbarste Fürst in der ganzen Welt. Bekanntlich hat der greise Held in Kleinasien fern von der Heimath einen seltsamen Tod genommen. Er ertrank in einem unberühmten Flüßchen des Morgenlandes, oder, wie einige glaubten, er starb urplötzlich zu Seleucia, in der Stadt, während der Vesper betend. Das Volk glaubte, er sei gar nicht gestorben und werde wiederkommen. Ein altes Gedicht aus dem vierzehnten Jahrhundert will wissen, es gebe Bauern, denen er oft erschienen sei und gesagt habe:

Er solle noch gewaltig werden
Aller römischen Erden;
Er soll noch die Pfaffen stören,
Und er woll' noch nicht aufhören.
Er woll' mit nichten lassen ab;
Nur er bring das heilige Grab
Und dazu das heilige Land
Wieder in der Christen Hand.
Er wolle seines Schildes Last
Hängen an den dürren Ast.

Der dürre Baum auf der Walserheide kommt überall wieder mit vor. So groß war übrigens das Vertrauen auf des Rothbarts Wiederkehr, daß noch hundert Jahre

nach seinem Tode ein Betrüger, der sich zu Lübeck für ihn ausgab, die ganze Stadt bethören konnte. Dieser Volksglaube machte den Kaiser allein schon fähig als entrückter Held im Berge fortzuleben. So hat er nun im Kyffhäuser den ältern Karl ersetzt, der seinerseits wieder den noch ältern Wodan verdrängt hatte. Im Untersberg hat sich Karl der Große vielleicht nur deßwegen bis jetzt erhalten, weil ihm später Karl V. zu Hülfe kam; denn auch diesen verstehen einige unter dem verwunschenen Kaiser, und auch er hat einer solchen Annahme etwas entgegengebracht durch seine denkwürdige Abdankung, durch seinen Verzicht auf die Krone, in deren Reichen die Sonne nie unterging, und seinen Tod in einem stillen spanischen Kloster.

Was nun aber den Birnbaum auf dem Walserfeld betrifft, und die große Schlacht, so war die älteste Sage viel schwermüthiger als die jetzige. Sie läßt nämlich, wenn der Kaiser wieder kommt, das Weltende nahe sein und den jüngsten Tag anbrechen. Es erscheint dann der Antichrist und die bösen Menschen werden von den guten erschlagen werden. Wahrscheinlich lag die uralte Idee zu Grunde, daß bei Wodans Wiedererscheinen statt der alten untergehenden Erde eine neue, seligere entstehen, und sich die Götter und das Menschengeschlecht verjüngen würden.

Wenn der Kaiser seinen Schild an dem Baum aufhängt, so bedeutet dieß, daß der Weltenrichter zu Gericht sitzen wolle, denn der Schild an einem Speer aufgehängt ist das altdeutsche Symbol des eröffneten Gerichts. In der späteren gedruckten Sage heißt es: bei Anfang der Weltschlacht werde der Kurfürst von Bayern seinen Schild an den Baum hängen, und niemand werde

verstehen können, was dieß bedeuten solle. Dieß ist ein naives Geständniß der Sage, daß sie sich selbst nicht mehr verstehe; denn den Schild kann niemand aufhängen als der Kaiser, der ja den alten Wodan vertritt.

Im dreizehnten, vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert verband übrigens das Volk mit des Kaisers Wiedererscheinen die Hoffnung auf den Wiedererwerb des gelobten Landes, wie jenes Lied darthut. In neuerer Zeit legt man der Schlacht nur die Wirkung bei, daß sie Deutschland aus dereinstiger großer Trübsal erretten und schöne Zeiten herbeiführen werde. Doch spukt noch immer die alte Ansicht herein, und die wechselnde Sage behauptet auch: Karl der Große werde, wenn er einmal wieder erschienen, der letzte christliche Kaiser vor dem jüngsten Tage sein. Wer da recht hat, das wird erst die Zukunft zeigen, uns bleibt nichts über, als das Beste zu hoffen!

So viel von Karl dem Großen. Ein guter Theil der bayerischen Sagen erzählt aber auch von den drei Fräulein oder den drei Schwestern. Diese Mythen nun hat zuerst Fr. Panzer mit großem Fleiß gesammelt, ihr Wesen geistreich erkannt und sachkundig erklärt. Auch darüber wollen wir hier einiges mittheilen:

Es gibt in Altbayern und in den angränzenden Gebieten der Nachbarländer viele Ortschaften, in deren Nähe ein Hügel, nach volksthümlicher Anschauung ein „Berg" sich findet. Die obere Fläche desselben ist oft so gestaltet, daß man an einen Wall denken kann, der in uralten Zeiten die Krone des Hügels umzäunt haben mag. Gewöhnlich fließt ein Bach daran vorbei. Von solchen Hügeln geht die Sage, es sei einst ein Schloß darauf gestanden, aber in uralten Zeiten versunken.

In diesen versunkenen Burgen nun ist auch ein großer Schatz zu finden, den ein grimmiges Thier bewacht, sei es ein Drache, eine Schlange oder auch ein schwarzer Pudel mit feurigen Augen. — Man gelangt dahin durch unterirdische Gänge, die aber nicht, wie man glauben möchte, der Mythe angehören, sondern, wie wir später sehen werden, der Wirklichkeit. Allein nicht nur der Schatz ist da verwahrt, sondern es wohnen dort auch noch jene, denen er einst angehört und dieß sind die drei Fräulein. Sie sind schon oft gesehen worden und ihre Gestalt ist in der Gegend wohlbekannt. Sie erscheinen am Sunwendtage oder zu heiligen Zeiten, bei nächtlicher Weile, hinter einander gehend; die ersten beiden sind weiß von Kopf bis zu Fuß, die letzte ist es nur bis zum Gürtel, von da ab schwarz. Die ersten beiden, meint man, seien zu erlösen, die dritte nicht. — An manchen Orten will man auch bemerkt haben, daß die drei Fräulein ein Seil spannen, von ihrem Burgstall bis zum nächsten; daß aus der Tiefe des versunkenen Schlosses am Sunwendtage ein Hahn kräht, daß zur selben Zeit ein schwarzes Roß bei Nacht aus dem Berge kommt und auf die Weide geht. Dieß sind die allgemeinen Züge der Sage, die indeß an manchen Orten noch voller und reicher erscheint, während wieder in andern Gegenden der Mythus sehr verkümmert, oft nur noch eine schwache Spur seines ehemaligen Daseins vorhanden ist.

Nun tritt aber ein eigener Umstand dazu, der die drei Fräulein ganz und gar in die Geschichte einzureihen scheint, nämlich dieselben drei Fräulein, so fabelhaft sie uns vorkommen mögen, treten auch als Stifterinnen auf und ihre frommen Stiftungen haben sich bis zum

heutigen Tage erhalten. Im Wald bei Sillaching liegt ein versunkenes Schloß, das ehemals drei Fräulein bewohnten, welche drei nahegelegene Kirchen gestiftet und der Jungfrau Maria geweiht haben. Dasselbe wird zu Frauenberg bei Freysing erzählt und ähnliches an mehreren anderen Orten. Am deutlichsten aber und scheinbar ganz leibhaftig hereinragend in die Gegenwart erscheinen die drei Stifterinnen zu Igling, Landgerichts Landsberg. In einem hinterlassenen Manuscripte eines dortigen Pfarrherrn fand der Forscher folgende Stelle: „Unter den adelichen Geschlechtern, welche von uralten Zeiten die Hofmarch Igling besaßen, sind am ersten Orte die drei hochadelichen Fräulein mit Namen Heilräthinnen zu preisen, welche nach Meinung der bewährtesten Schriftsteller von Karolingischem Geblüte abstammen sollen und sich in Igling durch reiche Stiftungen an Weidenschaften und Waldungen berühmt machten.“ — Diese Stiftungen haben sich bis auf den heutigen Tag erhalten, weßwegen ihnen auch jene Ortschaft alle Jahre einen feierlichen Seelengottesdienst halten läßt. Die Ueberlieferung von den drei Stifterinnen ist dort also allen Anzeichen nach noch ganz frisch; nebenher aber geht schwesterlich und in aller Eintracht die Sage von den drei Fräulein.

Der fleißige Sammler dieser Sagen hat nun dargethan, daß die drei Fräulein nichts anders bedeuten können, als die drei altgermanischen Nornen, die Göttinnen des Schicksals, der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, der Geburt, des Lebens und des Todes. Die Edda, bei ihrem bekannten Zuge, die Mythen in's Ungeheure zu treiben, gibt den Nornen statt des griechischen Lebensfadens lieber ein langes Seil und das

spannen ja auch die drei Fräulein aus, wie am Hargenstein bei Reute oder am Rachelberge bei Flinsbach erzählt wird. Die dritte der Schwestern, die halbschwarze, die zu Igling noch heutzutage „die Held" heißt, hat aber nicht allein den Tod zu bedeuten, sondern noch etwas mehr. Es ist nämlich ganz deutlich, daß sich die alte Hel oder Hella, die Göttin der Unterwelt, mit ihr vereinigt hat. Deren Beruf war ursprünglich, die Seelen der Verstorbenen in Empfang zu nehmen und unerbittlich festzuhalten. Die Deutschen bewahrten nach ihrer Bekehrung den Namen, aber aus der Person wurde eine Lokalität, aus der Hella die Hölle. Auch in der Edda erscheint Hella halb schwarz und halb weiß. Sie reitet auf einem schwarzen Pferde durch das Land, um die ihr heimgefallenen Todten zu sammeln und somit ist uns denn auch das Urbild jenes unheimlichen Rosses gegeben, das um Mitternacht aus dem versunkenen Schlosse auf die Weide geht. Ferner verbindet die Edda mit der Hella, wie mit den Nornen, ein Hündchen, kampfgierig und bluttriefend und dieses erinnert an jenen Pudel mit seinen feurigen Augen. Was endlich den Hahn betrifft, der aus der versunkenen Burg heraufkräht, so kennt auch die Edda einen schwarzen Hahn in den Sälen der Hella. Die versunkene Burg endlich hängt mit dem Glauben an Verwünschungen zusammen. Auch die drei Fräulein, die alten Schicksalsgöttinnen, haben sich verwunschen und mit ihnen ist die Burg in den Berg versunken. Wenn die Sage behauptet, sie könnten erlöst werden, so hat das vielleicht ursprünglich bedeutet, ihre Verehrung könne einst wiederkehren. Daß dieß sehr zweifelhaft, muß aber schon der neu bekehrte Heidenchrist gefühlt haben, weil er die

Erlösung an die schwersten Bedingungen geknüpft hat. Abgesehen von den vielen, wenn auch nur scheinbaren Fährlichkeiten bei dem Unternehmen selbst, wird an manchen Orten der Bruch des Zaubers davon abhängig gemacht, daß der künftige Erlöser als Kind in einer Wiege geschaukelt worden, die aus dem Holze des Baumes gezimmert war, der jetzt erst als schwaches Reis aus der Mauer eines bestimmten Thurmes sprießt. Oder der Kirschkern, aus welchem das Holz zur Wiege erwachsen soll, muß von einem bestimmten Vogel in eine Ritze des Schloßgemäuers getragen werden u. s. w.

Jene unterirdischen Gänge aber sind zum Theil auch schon untersucht und durchforscht worden. Der Gang zu Mergenthau bei Augsburg — eines der besten Beispiele — ist in festen weißen Sand gehöhlt und verzweigt sich in mehrere Seitengänge, so daß die Gesammtlänge 225 Fuß beträgt. Er ist spitzbogig geschnitten und 6½ Fuß hoch, 3 Fuß breit. In gleichen Entfernungen sind an den Seitenwänden kleine Nischen angebracht, wahrscheinlich um Lampen einzustellen. Auch die Gänge zu Reichersdorf, Rockenstein und Almering sind bereits vermessen — eine Arbeit, die nicht ohne viel unheimliches Schliefen und Kriechen ablief — und es sind die Zeichnungen darüber dem Buche beigegeben. Der Verfasser zeigt nun, daß bei Burgunden, Franken, Langobarden, Alemannen, Angelsachsen und Friesen die Stellen, welche der Verehrung der Götter geweiht waren, als castra, als befestigte Orte erwähnt werden. Da wir nun auf vielen jener Hügel noch Spuren von Wällen und Gräben, da wir in den Gewölben selbst noch die Ueberbleibsel uralter Opfer finden, so ist es sehr wahrscheinlich, daß hier einst umfriedete oder befestigte

Opferstätten waren, deren Mittelpunkt allenfalls ein hölzerner Thurm gebildet, wie jener, von dessen Höhe herunter Veleda bei Tacitus weissagt. Die Pflege solcher Heiligthümer mögen aber wohl Priesterinnen, vielleicht gerade drei, geführt haben, und da der Ort den Schicksalsgöttinnen geweiht war, so darf man annehmen, daß dort auch das Schicksal verkündet wurde. Die unterirdischen Gänge dienten, wenn es so war, wohl zu verschiedenen Cultuszwecken, sie konnten zu mystischen Versenkungen benutzt werden oder wenn unterirdische Stimmen ertönen sollten u. s. w. Wenn nun der Nornentempel auch sein Grundeigenthum, seine Wiesen und seinen Bannwald hatte und dieser Besitz dann nach seinem Untergange an die neu erstehende Kirche oder an die Gemeinde überging, so erklärt sich auch, warum die drei Fräulein als Stifterinnen verehrt werden. Somit wäre denn die ganze Sage und Alles, was mit ihr zusammenhängt, auf glaubwürdige Art gedeutet und ausgelegt. Eigenthümlich bleibt es nur, wie deutsche Bauern, welche die größten Tage, die mächtigsten Ereignisse, die berühmtesten Könige und Kaiser in der deutschen Geschichte vergessen haben, mit ewiger Zähigkeit an dieser Sage festhalten und drei heidnische Phantome ihren Schatten über Jahrtausende hin bis in die Gegenwart hereinwerfen lassen.

Allein mit dieser sagenhaften Verewigung scheint den alten Nornen noch immer nicht genug Ehre erwiesen: die angestammte Liebe der Neubekehrten versetzte sie sogar in den christlichen Himmel. In manchen Orten nämlich, wo die Sage von den drei Fräulein auf einem nahen Hügel ruht, werden auch in der Kirche drei heilige Jungfrauen verehrt; ja die Mythe vermischt diese

beiden Dreiheiten und behauptet, die heiligen Jungfrauen in der Kirche seien gerade jene frommen drei Fräulein, die in dem versunkenen Schlosse gewohnt. Sie führen verschiedene Namen, Einpet, Vilpet, Wolpet, Gwerbet, Firpet u. s. w., die sich indessen schwer erklären lassen. Dieser Cultus geht von Meransen, das in Tirol bei Brixen liegt, bis in den Dom zu Worms, wo auch die Bilder der drei heiligen Jungfrauen aufgestellt sind. Allenthalben werden ihnen Wunder, insbesondere Heilung der Kranken zugeschrieben. Es ist bemerkenswerth, daß diese Sage gerade bei dem ernsten Altbayer einen Charakter bewahrt hat, in dem noch jetzt das düstere, schauerliche Wesen der alten Schicksalsgöttinnen durchscheint. Die heitern Franken wissen zwar hie und da auch von den drei Fräulein zu erzählen, aber die ihrigen sind meistens Wassernixen, welche sich gerne auf Hochzeiten einfinden und mit den Bauernburschen tanzen. Zwei von ihnen gehen zu rechter Zeit wieder nach Hause; die dritte aber verliebt sich gewöhnlich, versäumt die Stunde, gewahrt dann wehklagend die Verspätung und bittet ihren Jüngling, sie bis zu einer Quelle zu begleiten, wo sie zu Hause sei. Bleibe das Wasser rein, so sei ihr verziehen, wenn nicht, so sei sie bestraft worden. Sie versinkt dann in den Born und gleich darauf spritzt daraus ein warmer Blutstrahl in die Höhe.

Somit zeigt sich denn gerade im bojoarischen Heidenthum ein bisher nicht geahnter, vor Jakob Grimms Forschungen wohl auch kaum erkennbarer Cultus der Schicksalsgöttinnen und diese Entdeckung ist das ausschließliche Verdienst des Herausgebers jener Sammlung. Während die Spuren der alten Nornen im übrigen

Deutschland sehr verschwommen sind, finden sie sich gerade in reichster Fülle bei einem Stamme, welchen mehrere unter seinen eigenen Gelehrten noch in diesem Jahrhunderte gar nicht zu den Deutschen zählen wollten, sondern zu den Kelten, eine Verwandtschaft, die man damals freilich für sehr vornehm hielt.

Nachdem wir nun mit hinlänglichem Ernste die Geschichte und die Art des Volkes, seine Sitten, Gebräuche und Sagen besprochen, so glauben wir fast, ein fröhlicher Leser möchte sich vielleicht, der halbgelehrten Spannung müde, nach etwas Erholung sehnen, nach einem heitern Ausblick in das wirkliche wahre Sommerleben des bayerischen Gebirges und dieser Glaube ermuthigt uns denn hier zum Schlusse der Einleitung eine andere heiter gefaßte Betrachtung folgen zu lassen, einen Artikel aus einer bekannten Zeitung, vor kurzen Jahren dort gedruckt, fast noch neu, wenigstens in keinem Stück veraltet, welcher dazumal seiner biedern Treuherzigkeit und offenen Einfalt willen von allen Freunden des Wahren mit der ehrendsten Anerkennung aufgenommen wurde. Er beginnt, da er im Windmonat geschrieben wurde, also:

Das Rosenmärchen ist erzählt,
Und honigsatt hat sich die Biene
Das Bett zum Schlummer schon gewählt.

So sang einst ein Tiroler Dichter, Hermann v. Gilm, von dem wir vormals sehr viel, seit langen Jahren gar nichts mehr gehört, und diese schönen Worte mögen sinnig eine kleine Sommerfrischplauderei einleiten, die jetzt nach dem Schluß der Weinlese, wo der erste Schnee schon am Himmel hängt, freilich fast zu spät in die Welt tritt.

Vor allem wäre, wenn wir so viel Zeit hätten, das neue geräuschvolle, wimmelnde Leben zu schildern, das sich jetzt in unserm Gebirge aufthut. Die Eisenbahn bringt nie gesehene Schwärme deutscher Ausländer herbei, Westphalen, Niedersachsen und Friesen, Holsteiner und Mecklenburger, Pommern, Märker u. s. w., die alle freundlich aufgenommen werden, aber mitunter noch etwas ungemächliche Herberge finden. Ob dieser Strom fremder Landfahrer, der sich unaufhaltsam durch unsere keuschen Alpenthäler ergießt, der Einfachheit der alten Sitten nicht etwa gefährlich werden könne, ist nur noch eine müßige Frage, da er anerkanntermaßen gar nicht mehr aufzuhalten ist. Die Vertreter der materiellen Interessen, die Posthalter und die Wirthe, denken eher darüber nach wie man den willkommenen Zuzug festhalten, ihn der verführerischen Schweiz, der schmeichelhaften Grafschaft Tirol entziehen, und jene die einmal gekommen, auch für die nächsten Jahre wieder herbannen könne. Daß wir Münchener, ehemals Tonangeber und Herrscher im Oberland, jetzt eigentlich expropriirt sind, daß uns die Gäste mit ihrer freigebigen Hand allenthalben zuvorkommen, daß wir statt der erwünschten Einsamkeit, in der wir nach Römer Art procul negotiis zu dämmern und Bureaustunden, üble Launen der Vorgesetzten, Parteien und Clienten zu vergessen pflegten, jetzt allenthalben feine Geselligkeit, Gespräche über Literatur und Münchener Berufungen, hochschottisch aufgeputzte Kinder, zeichnende Fräulein mit grünen Augengläsern, fischende Jungen im Shawl, gelehrte Theetrinker und viele andere fremdartige Erscheinungen antreffen; daß wir, statt wie früher unsere alten Röcke sparsam auszutragen, jetzt mit eleganter neuer Gebirgs-

toilette erscheinen müssen, um nur noch gezählt zu werden, alles das sehen wir ein, ergeben uns ins Unvermeidliche, und trösten uns nur damit, daß wir unsere Alpen auch noch in ihrer Reinheit und Jungfräulichkeit, in ihrer Stille und in ihrem Frieden gesehen haben. Von jetzt an, heißt es, ist's damit vorbei, und die wehmüthigen Bergfreunde denken schon an neue Entdeckungsfahrten in ruhigere, auch wohlfeilere Länder, wie z. B. in den bayerischen Wald jenseits der Donau und in andere Gegenden, die ich nicht verrathen will, damit ihnen die neue Völkerwanderung nicht abermals nachsetze.

Sonst gehen über die „Fremden" verschiedene Meinungen, doch meistens gute. Sind auch manche abgeschmackte und hochnasige darunter, die unsere Gemüthlichkeit keineswegs erhöht haben, so vernimmt man doch wieder sehr lobende Urtheile über die Herren und Frauen aus Norddeutschland, über ihre zierlichen Manieren, über ihre gute Art sich in dieß und jenes zu schicken, auch über ihre Dankbarkeit gegen alle, welche sich um sie angenommen. Namentlich in Partenkirchen hörte ich viel angenehmes über sie erzählen. Man erinnert sich gern an die Dagewesenen, und freut sich, wenn sie wiederkommen. Man hat sich mit ihnen sogar in politischen Fragen verständigen können, und Grund zu der Annahme gefunden, daß bald durch ganz Deutschland nur eine Meinung gehen wird, nämlich daß die jetzigen Zustände erbärmlich seien.

In der That darf man aber sehr zufrieden sein, daß die Leute so vergnügt sind. In den Städtchen finden sie wohl gute Gasthöfe, aber auf dem flachen Land ist die Einfachheit noch viel größer als der Comfort. Wenn man die Nationen versuchsweise nach den

Jahreszeiten eintheilen wollte, so wären die Bayern entschieden ein Wintervolk. Der Sommer gilt auf unserer Hochebene nur als Nebensache, und alle Thatkraft ist darauf gerichtet der rauhen Jahreszeit würdig zu begegnen. Der prahlende Kachelofen steht wie ein Thurm oder Blockhaus in der Stube, die Thüren sind niedrig, die Fenster klein. Man verehrt diese engen, dumpfigen Gemächer, nennt sie „sehr gemüthlich,“ und macht daraus mit Vorzug die „Herrenstüblein.“ Ein leidenschaftlicher Hang zur Unbequemlichkeit ist den Altbayern, bei allen ihren sonstigen Tugenden, ohnedem nicht abzusprechen. Man hält viel auf Sitzbänke, die zu schmal, auf Betten, die zu kurz sind, und auch die Wohlthat einer leichten Sommerdecke schleicht sich erst allmählich ein in schwerem Kampf mit den alten winterlichen centnerschweren „Plumeaux,“ dem Stolz der Wirthinnen. Man macht sich auch wenig daraus, wenn eine Thür so krachend zufällt, daß bei Nacht alle Schläfer erwachen, wenn irgendwo ein Nagel herausschaut, an dem sich die Kleider reißen, oder ein Balken an dem man den Kopf anstößt. So z. B. findet sich beim Husarenwirth zu Garmisch im obern Stock ein Ort den man täglich besucht, und an dessen Thürpfosten ein überflüssiges Brett so weit heruntergenagelt ist, daß sich jeder der das Rekrutenmaß hat, das Haupt anrennt. Wenn dann der Unglückliche mit der Hand vor der Stirn und dem Ausdruck des Leidens im Angesicht wieder herniedersteigt, so lächelt die Husarenwirthin freundlich, als wenn etwas eingetroffen, was sie längst vorausgesehen, und sagt dann schmeichelnd: „Haben sich gewiß da oben angestoßen! Ja, ja, da stoßt sich jedermann an, das weiß ich schon!“ Weil es aber ein altes Herkommen ist, so

bleibt es bei dem Brett, und die Eingebornen, die von Jugend auf sich hier zu bücken gewöhnt sind, würden es wohl auch ungern vermissen.

Reinlichkeit gilt noch immer als eine nicht ganz werthlose, jedoch mehr facultative Tugend, die man allenfalls auch durch Treue und Redlichkeit ersetzen könne. Die Betten sind zwar sehr sauber und gut gehalten, aber die Tischtücher in der Woche öfter als einmal zu wechseln, ist auf dem Lande noch unversucht. Selten wird man auch in der Bratenbrühe eine geschmorte Fliege, noch seltener im Salat jenes Würmlein vermissen, welches uns bedeutsam an unsere Vergänglichkeit erinnert und auf das Jenseits hinweist. Noch immer werden auch die „Krügeln" nicht in laufendem Wasser, sondern in ehernem Kessel, eines in der Jauche des andern, gespült. Die wunderliche Sitte aus den verschmähten Tropfen, die etwa heikle Zecher zurückgelassen, einen neuen Trank zusammenzuschütten für den arglosen Nachfolger, und ein anderes Herkommen, kraft dessen das getrübte Naß, welches vorne vom Hahn abläuft, sammt dem Schmutz, der von den Krügen und den rauhen Händen des Schenken sich löst, wieder oben als heimliche Nachspende in das Faß gegossen wird, diese beiden Stammeseigenthümlichkeiten fristen auf dem Lande noch immer ihr Leben, obgleich die Obrigkeit in der Stadt ihnen schon vor mehreren Jahren ihr blaues Auge zugewendet hat.[1]

[1] Damit sich aber Niemand überhebe, wollen wir gleich bemerken, daß nach den verlässigsten Nachrichten die Wirthshäuser in Ober- und Unterfranken, ja, in den meisten andern Gegenden Deutschlands durchschnittlich weit hinter den altbayerischen zurückstehen. Den größten Schmutz habe ich immerhin

Im Uebrigen kann man auch jetzt noch bestätigen, was Aventin vor dreihundert Jahren gesagt: „Das ganze Land ist sehr fruchtbar, reich an Salz, Getreide, Vieh, Fischen, Wilpret und kurz, alles was zu der Schnabelweid dient, ist allda übrigs genug.“ Nur wäre gleichwohl zu bemerken, daß Fische an den Seen fast gar nicht zu haben sind, weil sie alle in die Stadt gehen, daß das Wildpret sehr selten und gemästetes Rindfleisch eigentlich auch nur an den Landgerichtssitzen vorkommt, während dagegen Salz und Brod allenthalben reichlich gefunden werden. Und wie es schon zu Aventins Zeiten „das gemeine Gerücht“ war, „nindest lebt und liegt man baß,“ so darf man dieß auch noch heute wiederholen, namentlich wenn man bei den Leistungen der Küche mehr auf die Fülle sieht, als auf die Zierlichkeit der Anrichtung und die feinere Kunst des Werkes.

Ein oft bemerkter Charakterzug ist auch eine moralische Abneigung gegen schöne Aussichten. So ein Wirth gewahr wird, daß sich die Fremden an seinem Fenster über die Aussicht freuen, so setzt er schnell, wenn er keine Holzhütte braucht, wenigstens ein paar Bäume davor. Ein ehemaliger Posthalter in Tegernsee errichtete sogar gerade zwischen dem Posthaus und dem See ein neues Wohngebäude, damit den Reisenden das herrliche Gewässer nicht zu sehr in die Augen steche. In Walchensee ist's, wenn ich mich recht erinnere, ebenso; in Seeshaupt hat man den Schirm etwas auf die Seite gesetzt; in Possenhofen legt man jetzt zu demselben Zweck einen Obstgarten an u. s. w. Es ist dieß übrigens eine

im romanischen Graubünden gefunden; sowohl in reformirten Thälern als in katholischen, obwohl sonst unreiner Glaube und reine Wäsche in einer gewissen Wahlverwandtschaft stehen.

Eigenthümlichkeit, die man bis Meran hinein verfolgen kann.

Die Höflichkeit der Bedienung in weiterm Sinne, also Hausknechte, Kutscher, Schiffer u. dgl. mit eingeschlossen, sie kann nur nach landesüblichem Maßstabe gemessen werden, und wir protestiren entschieden gegen jede Vergleichung mit dem Auslande. Auf unsrer Hochebene versteht nämlich jedermann grob zu sein; nicht bloß Landgerichtspraktikanten, Eisenbahnconducteure, Hypothekenschreiber, Theaterkassiere, Truhenlader und Postillone, sondern selbst graduirte Personen, Anwälte, Richter, Aerzte, junge und alte Professoren bedienen sich zur Sicherung und Erhöhung ihrer Bedeutsamkeit oft mit Geschick der derberen Landesmanier. Sie scheint ihnen in Friedenszeiten die beste Fahne für Mannes Muth und Kraft, und mancher dieser Tapfern blickt waffenstolz hernieder auf die feinern Leute. Wer diesen freien unverschleierten Gedankenaustausch zu schätzen weiß, der braucht nur von der Nordsee gegen den Wendelstein zu reisen, und wird finden, daß die Eindrücke immer angenehmer werden, gerade wie der, welcher vom rauhen Brenner hinunter nach dem rebenreichen Brixen und Bozen gen Italien zieht — nur darf sich jener nicht zu lang in Bamberg aufhalten, da sonst die ersten Empfindungen im Hauptland wesentlich geschwächt werden. Sollte übrigens des Guten mitunter zuviel geschehen, so ist dagegen der Pilger befreit von jener Aufdringlichkeit, die in der Schweiz so lästig fällt. Er ist immer Herr seiner selbst; es gibt keine Lohnbedienten, keine Führer, keine Schiffer, keine Schnitzwaarenhändler, keine Blumenmädchen, die ihn auf der Straße anhalten, den Weg vertreten und seine constitutionelle Freiheit

beschränken. Was der Fremde allenfalls von dieser Gattung bedarf, das läßt sich eher suchen, und ist oft schwer zu finden.

Die früheren bayerischen Kellnerinnen, die schlanken, leichten, neckischen Elfen, haben sich nahezu verloren.[1] Die schönen kann man, wie vielfache Erfahrungen gezeigt, länger als drei Vierteljahre nicht im Hause behalten, und der ewige Wechsel ist zu lästig. Man wählt jetzt lieber garstige, die über Hoffnung wie Furcht hinaus sind, und ihren Dienst oft sehr pflichtgetreu verrichten, nur daß die Grazie fehlt. Immerhin ist man noch stets viel wohliger daran als mit dem vornehmen, windigen Kellnertroß in den großen deutschen Hotels.

Außer Himmel und Erde, Wald und See wird der Reisende aber kaum etwas anderes öfter sehen, als das Bierkrüglein — zumal wenn er im Wirthshaus lebt. Der fröhliche Klang der schnappenden Deckel begrüßet seinen Aufgang und ein milder Schlaftrunk labt ihn freundlich, ehe er sich zu Raste legt. Viel weniger ist auch auf dem Lande von der Münchner Kunst, von der neuen bayerischen Wissenschaft die Rede, als von dem biedern Nationalgetränke. Wie das Gespräch von der Witterung oft landsfremde Leute zusammenführt, und

[1] Wer denkt bei deren Erwähnung nicht an die jüngsterschienenen Gedichte unsers heitern, doch tiefsinnigen Melchior Meyr, der als Junggeselle unter anderm schalkhaft singt:

Soll ein Trank uns wahrhaft letzen
Und erfreuen Herz und Sinn,
Muß ihn auf die Tafel setzen
Eine hübsche Kellnerin —

wobei wir jedoch zur Steuer der Wahrheit anmerken müssen, daß seine ernsten Lieder ebenso viel zu denken geben als seine lustigen zu lachen.

der Anfang treuer Freundschaft wird, die mitunter für das ganze Leben dauert, so leitet oft die Frage: Ists frisch angestochen? oder: Laufts schon lang? die angenehmsten Verbindungen ein. Eigenthümlich aber, daß wir noch keine Geschichte des bayerischen Bieres besitzen, während wir doch einer Geschichte der bayerischen Patrimonialgerichte und anderer Institute, die sich viel vergänglicher gezeigt, uns rühmen können. Da Vater Aventin wohl des Weines, ja des istrischen und veltlinischen erwähnt, aber des Bieres kein Gedächtniß thut, so ist es fast, als hätten die Bayern zu seiner Zeit dieß Getränke noch gar nicht gekannt; doch zerstreuen solchen Zweifel wieder mancherlei Urkunden, die vom neunten Jahrhundert anfangend des freundlichen Saftes erwähnen, wie denn z. B. im Jahre 816 eine carrada de cerevisia vorkömmt, als Abgabe von der Kirche zu Böring. Im Jahr 1293 geschah es ferner, daß die Herzoge Ludwig und Otto geboten, es solle ein ganzes Jahr hindurch in ihrem Land zu Bayern kein Bier mehr gebraut werden — eine höchst auffallende, noch lange nicht genügend erklärte Verordnung, die jetzt, wenn sie je erneuert werden sollte, die bösartigsten Erschütterungen, wenn nicht den völligen Untergang des Staates herbeiführen könnte. Eine schöne Zeit für Biertrinker war dagegen das Jahr 1542, wo der Landtag das Sommerbier auf zwei Pfennige und das Winterbier auf drei Heller die Maas festsetzte! Welche tiefsinnige Volksthümlichkeit, welch' unwiderstehliche Gewalt würde unser jetziger Landtag gewinnen, wenn er ein solches Ziel ebenfalls erreichen könnte!

Ein sprechendes Zeichen unserer edlen Einfalt war und ist es, daß wir zu allen Zeiten nur Ein Bier

brauten — eines, aber einen Löwen. Nicht ohne großes Selbstbewußtsein blickt der Bayer auf die bunte Musterkarte norddeutscher Gebräue mit ihren lächerlichen Titeln, auf den Brausegut am Harz, den Beißdenkerl zu Boitzenburg, den Hund zu Bremen, den Stürzdenkerl zu Dornburg, die Caccabulla zu Duisburg, den Krabbelanderwand zu Eisleben, den Maulesel zu Jena, den Mordundtod zu Köpenik, das Lumpenbier zu Wernigerode, und so viele andere, die sich alle nach seiner Meinung nur in so ferne unterscheiden, als sie sämmtlich mehr oder weniger ungenießbar sind.

Nur einen Gesellen und siegreichen Wettkämpfer brachten die rollenden Jahrhunderte, nämlich den Bock — doch ist es dasselbe Getränke, nur feiner und edler — das Bier in seiner Verklärung. Ihn zu keltern, war früher ein eifersüchtig gehütetes Vorrecht der kurfürstlichen, dann königlichen Hofbrauerei, aber seit mehreren Jahren ist die Befugniß allen Sudherren freigegeben. Diese Freiheit veranlaßte bereits eine anmuthige Erscheinung, welche den alten Ruhm unserer Brauerei bis in die weitesten Fernen zu tragen wohl geeignet ist. Herr Georg Pschorr, der jüngere, erfand nämlich im vorletzten Winter eine neue Spielart des beliebten Edelbieres, einen Bock für beide Hemisphären. Er wird zwar auf unserer rauhen Hochebene, jedoch mit steter Rücksicht auf die Anforderungen der tropischen Zonen, eingesotten. Diese Flüssigkeit schmeckt ernst, mild und geistreich, nicht ohne einen leisen Zug von Bitterkeit, wie es eben auch unsere Art ist. Um vor Verfälschung sicher zu sein, wird sie, wie deutscher Volksgeist, in Flaschen gefaßt, welche mit dem Silberhelm des Champagners bewehrt, mit schmucker dreisprachiger

Etikette geziert und allerwege weltläufig hergerichtet sind. Bereits ist sie mit Ehren auf hohen Tafeln credenzt worden. Viele tausend Flaschen gingen schon über das Weltmeer nach Rio Janeiro. Andere Straßen werden sich wohl auch noch finden. Und sollte dem Culturhistoriker nicht ein erfreuliches Bild entstehen, wenn er sich ausmalt wie unter andern Sternen, im äußersten Thule, an der Grenze der Kaffern und zu Adelaide, am Missisippi und zu San Francisco beim Genuß dieses geistigen Erzeugnisses der Deutsche unter exotischem Laubdach der süßen Heimath, der kühlen Felsenkeller und der warmen Herzen, der deutschen Lieder und vor allem der deutschen Freiheit gedenkt!

Vieles, ja viel Ungerechtes und Verletzendes ist den Altbayern nachgerufen und nachgeschrieben worden, wegen dieses ihres Lieblingsgetränks. Besonders die Schnapsländer haben sich stets am meisten moquirt über diese Stammeseigenthümlichkeit, obgleich sie selber, wenn sie einmal über Donau und Lech hereingebrochen, an diesem flüssigen Lotos ein tiefes Gefallen zu finden beginnen, und selbst zur Polizeistunde oft nur mit sanfter Gewalt aus den Wirthshäusern hinauszuschaffen sind. In der That ist es auch, mäßig genossen, ein lieblicher Trank, gesellig und friedlich, weil es viel langsamer als der Wein zur Berauschung, zu Lärm und Streit verführt, billig und vor allem republicanisch, da es der Fürst, der König nicht anders erhält, als der Bettler. Wenn die Altbayern auf der Leipziger Messe weniger literärische Kleinodien auslegen, als die meisten andern Deutschen, so ist dieß, wenn nicht ihrer Bescheidenheit, so sicher auch nicht ihrem Nationaltrank zuzuschreiben, sondern eher ihrer Vorliebe für Ackerbau und Viehzucht,

wie ja auch die Arcadier im alten Griechenland keinen Homer und keine Tragiker erzeugten, und auch heute noch die Pommern, die Märker, die Meklenburger dasselbe thun oder vielmehr unterlassen. Daß man manchen Schoppen Bier zu trinken und dabei doch geistreich zu sein vermöge, hat unter anderm Jean Paul nachahmungswürdig dargelebt. Mit besonderer Freude aber begrüßte ich bei Gelegenheit der vorjährigen Schillerfeier eine anziehende Notiz in Gustav Schwabs beredtem Leben des Dichters, daß nämlich derselbe wenigstens in jenen Tagen, als er mit Don Carlos umging, und schon vorher viel lieber Bier als Wein getrunken habe. Wenn nun schon das Mannheimer Bier der ihm einwohnenden Muse so gedeihlich war, was würde er erst gedichtet haben, wenn er mit unserm Münchner Nectar vertraut geworden wäre? Jedenfalls legt jene Neigung unsers unsterblichen Lieblings glänzend dar, daß du, o Leser! auch beim Biergenuß ein dramatischer Dichter sein und werden könnest. Nebenbei gesagt, hat's mir auch leid gethan, daß dazumal, als wir zu München alle mit der Säcularfeier des Heroen beschäftigt waren, kein einziger Landsmann uns erinnerte, daß Schiller auch einmal ein Bayer gewesen sei. Er selbst schreibt doch nicht ohne Stolz im Hornung 1783 von Mannheim nach Bauerbach: Jetzt bleib' ich — durch meine Aufnahme in die gelehrte Gesellschaft, deren Protector der Kurfürst ist, bin ich nationalisirt und pfalz-bayerischer Unterthan! — Das Hochgefühl, das aus diesen Worten spricht, hat den Edlen gewiß auch getröstet über den Ehrensold von fünfhundert Gulden, den ihm der kunstliebende Kurfürst, der gegen seine Schätzchen so freigebig war, gewährte. Ueberdieß hatte er noch den andern

Trost, ein Berufener zu sein, was in Bayern immer zu den ersten Lebensgenüssen gehört. Und vielleicht fand er eine weitere Beruhigung gerade wieder in jener braunen Aganippe, wo sie ja auch schon Samuel Johnson in ähnlicher Lage gefunden haben dürfte, wenn er anders den Rath befolgte, den sein alter Einsiedler in folgender Ballade zu geben wußte:

Hermit old, in mossy cell
Wearing out life's evening gray,
Strike thy pensive breast, and tell:
Where is bliss, and which the way?

Thus I spake, and frequent sigh'd,
Scarce repress'd the falling tear,
When the hoary sage replied:
„Come, my lad, and take some beer.“

Uebrigens sind Bierverhältnisse immerhin schwer zu berühren und das Juvenalische difficile est gilt hier dreifach. Den andern Deutschen gegenüber verräth es wenig Geschmack einen Gegenstand zu besprechen, der in guter Gesellschaft nicht besprochen, nur getrunken sein will, und im Inland ist das Ehrgefühl der ländlichen Brauherren so fein und reizbar, daß sie lieber das Bier zehnmal zu ätherisch machen als sich ein einzigesmal darum bereden lassen. Seitdem der Gerstenwein aus dem Waldschlößchen bei Dresden und aus andern mittel- und norddeutschen Sudstätten in dem mitternächtigen Deutschland fast alle südliche Concurrenz zu ertödten droht, scheint die Weltherrschaft unsers Arcanums überhaupt gebrochen. Wie manchen Volksstämmen gewisse universalhistorische Ideen zur Bewahrung anvertraut

waren, bis die andern Nationen herangereift, so auch den Bayern das einzige wahre, welthistorische Bierrecept, das jetzt auszugehen anfängt unter die herangebildeten Völker, unter Christen und Heiden, sogar unter die Amerikaner, die von dem bayerischen Lagerbier demnächst eine Wiederherstellung ihrer öffentlichen Mäßigkeit erhoffen, und so auch hier, wie in allem, zu den verkehrtesten Consequenzen gelangen.

Statt der frischen, lustigen, goldgelben Biere kommen jetzt auf dem flachen Lande die traurigen, brenzlichen, dunkelrothen schon mehr und mehr in Schwung, weil profitabler für die Wirthe, welche, wie man unter vier Augen gesteht, hier noch ein erkleckliches nachgießen können, ohne daß die Farbe leidet. Das scheint mir der Anfang vom Ende. Uebrigens wie im glücklichen Hellas sieben Städte um die Heimath Homers, so stritten im glücklichen Bayern sieben oder noch mehr brave Landstädtchen um den Ruhm, das beste Nationalgetränke zu brauen — ich aber lege meinen Lorbeerkranz auf das ehrenreiche Bräuhaus zu Tegernsee,[1] wo der uneigennützige Königssohn eine lautere Quelle strömen läßt, an der sich im Sommer alle deutschen Völker von Auf- und Niedergang, alle politischen Parteien mit Dank und Verehrung laben, Großdeutsche und Gothaer, wie die zukunftsvollen Anhänger der Trias, ja selbst die Demokraten, insofern man bei der letzten Volkszählung überhaupt noch Anhänger dieser widerwärtigen Sekte gefunden haben sollte. O, könnten wir doch allen, die jetzt für unsere Ehre und unsern Ruhm auf wissenschaftlichen Fahrten im Auslande sich befinden, dem

[1] Bekanntlich dem Prinzen Karl gehörig.

eoischen Forscher im Escurial, dem noch hier befindlichen hesperischen Forscher in den Londoner Bibliotheken und andern Lieben, alle festlichen Tage über Berg und Thal hinüber einen kellerfrischen Humpen zur Hand stellen! [1]

Die Preise sind wirklich noch leidlich, wenn auch nicht „fabelhaft billig," wie die Berliner allenthalben ausschreien, zum Entsetzen der Inländer, die ein solches Hetzen der Wirthe für ganz undankbare und vernunftwidrige Arbeit halten. Darum wäre es in der That zu wünschen, daß jene Reichen und Vornehmen, die ukermärkischen Granden und andere, sich endlich in die Landessitte fügen und die üblichen Zechen geduldig hinnehmen möchten, wenn sie ihnen auch ihrem Stande und ihrer Bedeutung auf dem preußischen Landtage nicht entsprechend scheinen. Neun Kreuzer rheinisch für eine Cotelette sticht allerdings sehr anmuthig ab von den zehn Neugroschen (35 kr.), die ich für dasselbe Gericht in der Stadt Rom zu L*. zu zahlen hatte, überdieß noch bei schmutzigem Tischtuch und einer Aufwartung, die alles war, nur nicht was sie sein sollte.

Haben wir nun hier nicht ungern etliche Muttermäler in unserer National-Physiognomie berührt, so muß gleichwohl auch auf das hoffnungsvolle Keimen und Sprossen hingedeutet werden, welches man im Wirthhauswesen allenthalben gewahrt. Bei neuen Bauanlagen bricht bereits die Ueberzeugung durch, daß Geschmack

[1] Unter dem eoischen Forscher dürfte hier Herr Dr. J. M. Müller, Professor der orientalischen Sprachen, verstanden werden, welcher damals im Escurial mit arabischen Manuscripten beschäftigt war; der hesperische Forscher möchte Professor Konrad Hoffmann seyn, welcher zu jener Zeit zur Benützung abendländischer Handschriften nach London abzugehen im Begriffe war.

und Bequemlichkeit nicht viel theurer kommen, als ihr Gegentheil. Der Sommer fängt allmählich an eine Hauptsache zu werden, und selbst die engen und beschränkten Herrenstüblein ringen nach Licht und Freiheit. Und in der That, da uns das letzte Jahrzehnt so vernehmlich zugesungen: „Laßt ab von großen Planen, sie sind euch nicht gesund“ — so bleibt uns fast — obwohl es noch einschichte Herzen gibt, die da trauern über gebrochene Hoffnungen und zerstörte Träume — so bleibt uns fast nichts übrig, als auf die Erhabenheit unserer frühern Gedanken zu verzichten und unser Ländchen so kalobiotisch einzurichten, als es die Segnungen der Natur, die Gemüthsart der Menschen, so wie die bestehenden Gesetze und Verordnungen erlauben.

Nun fragt sich's aber, wie sieht's mit den Handbüchern aus, denn norddeutsches Volk will lesen. Habt ihr ordentliche Beschreibungen, damit man an Regentagen auf dem Ruhebette sich unterhalten kann, damit man nicht überall hinzugehen braucht, und doch den Genuß hat, als wäre man dort gewesen? Weniges ist hier zu nennen, und von dem wenigen ist das wenigste in Gebrauch, das mehrere schon vergessen und vergilbt. Graeca sunt, non leguntur, sagt der Bojoare, wenn ein Münchener ein Buch herausgibt (oft ist's aber auch darnach). Der Altbayer glaubt sich überhaupt nicht zum Lesen geboren, sondern zum Schreiben — nur dieses hält er für nutzbringend und eines freien Mannes würdig. Die Lectüre dagegen scheint ihm unpraktisch, eine widernatürliche Nachgiebigkeit gegen das deutsche Ausland, das mit seiner überflüssigen Leserei so viel unangenehmen Wind zu machen wisse. Es gibt Leute, die mit Berichten, Tabellen, Protokollen, Recessen, Deductionsschriften,

Referaten, Erkenntnissen, ganze Riße und Ballen verschreiben, bevor sie nur eine Zeitung dazwischen lesen — manche ereilt der unerbittliche Tod, ehe sie noch das lang verschobene Vorhaben ausgeführt. Während sich so der schriftliche Geschäftsstyl zur größten Feinheit, zu einer merkwürdigen Classicität herausgebildet, schmollen die gedruckten Schriftsteller, und klagen über die Kälte der Zeit. Auch haben wir nicht einmal die gewöhnlichsten Hausmittel, um in der Nähe berühmt zu werden, denn die „wahrhaft gute“ Presse, welche die Erzeugnisse der Gerechten hinlänglich lobt, findet wenig Leser, und ein unabhängiges Literaturblatt, wie es jetzt als gleichzeitiger Annalist unseres neuen literarischen Aufschwungs sehr wünschenswerth wäre, bringt sich gleichwohl nicht fort — ich weiß auch nicht warum. Hat nicht die geistreiche Verfasserin der „Initials“ [1] Leben und Landschaft zu Seon so reizend geschildert, als wäre dort die Heimath ihrer Jugend, hat das Buch nicht in England mehrere Auflagen, in Norddeutschland eine Uebersetzung erlebt, und bin ich nicht selbst ein Zeuge, daß heuer im Bad zu Seon das Dasein dieser Verherrlichung niemand kannte? Oder wer weiß etwa, daß unser Westenrieder, dem seine „Leser“ zu München ein Denkmal gesetzt, schon im Jahre 1784, damals noch ein „Aufklärer,“ dem Starnberger See eine geringe Beschreibung, wie er sagt, in der That aber ein treffliches Schriftchen gewidmet hat, in dem er, mit der schönen Flamme, die damals in vielen bayerischen Herzen glühte, bemüht war, „das Vorzügliche und Seltene, das Schöne und Prächtige,

[1] Frau Baronin v. Tautphöus in München, eine geborne Montgommery aus Irland.

das man hier besitzt und genießt, dem deutschen" — sage „deutschen Vaterland darzulegen." In patriotischer Weihe zieht er hinauf gen Fürstenried, und besieht den Garten mit seinen melancholischen Gängen, „wo die hohe Traurigkeit wandelt;" er betrachtet den Ackerbau, die Forstwirthschaft, den Fischfang, und macht Vorschläge zu deren Verbesserung, er bespricht die Bewohner wie ihre Volksspiele, und preist die Einfachheit des bäuerlichen Lebens. Mitunter zeigen sich Stellen voll einer köstlichen Sentimentalität, die jetzt noch duftet. — Auch die kurfürstliche Lustflotte beschreibt er, und den prächtigen Bucentaur, den sich Ferdinand Maria hier erbaut. — Dann erforscht der Pilger die Geschichte der Schlösser und Landhäuser, erfreut sich an der edlen Gastfreundschaft des Herrn von Pirchinger zu Kempfenhausen, und schließt zuletzt mit einer begeisterten Apostrophe an den Mann, der das Land und den Wald und das einsame Wandeln auf heiliger Stätte liebt. Und so du, o Leser, derselben Seelenschönheit dich rühmen darfst, und so du das Land und den Wald und die heiligen Stätten liebst, so fahre nur immer hin gegen Mittag, in die blauen Alpen auf den Wegen, welche die nächsten Bücher dir weisen werden.

Uebrigens hat man sich in den letzten Jahren an allen Orten meisterhaft unterhalten. Viele gefielen sich dießseits der Isar, andere jenseits; wo eigentlich schöner zu hausen, ist eine Frage, die jeder nur aus dem eigenen Innern beantworten kann. In den Ländern gegen Abend lockt der Würmsee mit seiner landschaftlichen Pracht, der Ammersee mit seinen stillen Reizen, der Peißenberg mit seiner unermeßlichen Aussicht; die Zugspitz, die Königin der Berge im Westerlande mit dem

schönen Wiesenthal zu ihren Füßen, und endlich die Jachenau mit ihren arkadischen Recken. Doch werden auf dieser Seite neben den großen und schönen Gewässern auch viel Sumpf und Filz, viele weite morastige Waldstrecken und schlechte Heiden gefunden, auf welchen sich eine traurige Art von Menschen fristet, die „Filzler," arme verkommene Geschöpfe, meistens ehemalige Colonisten, denen der Bettel nur sehr mühsam abzugewöhnen ist. Uebrigens haben die Leute auch im Gebirge, die Jachenauer ausgenommen, auf dieser Seite nicht die frischen, freien Manieren, die heitere, muthige Lebenslust, nicht das ächte alpenhafte Wesen, wie es jenseits der Isar auftritt.

Darum möchte ich fast sagen, freudiger und lustbarlicher ist unser Osterland, die Landschaften, die gegen Aufgang, über den Inn hinaus gegen die Salzach, nach dem schönen Oberösterreich ziehen. Hier blaut zur Rechten der Wendelstein, der Hort des bayerischen Almensangs; hier leuchtet allenthalben durch die Scharten des Vorgebirges der geisterhaft weiße Venediger; hier blitzen mannigfache Seen, auch „das bayerische Meer"; hier locken stattliche Städtchen und allerlei Bäder, zu Aibling, Rosenheim, Traunstein, Reichenhall u. s. w. Der Bauer ist in dieser Gegend groß gewachsen, reich und stolz, redlich und derb; baut sich, statt in Creditactien zu speculiren, lange, große zweistöckige Häuser mit blendenden Fensterscheiben, nimmt auch die Kunst schon in Anspruch, läßt sich schöne Grabmäler setzen, und über den Pforten seiner neuerbauten Heimath einen breiten Denkstein, welcher seinen und seiner Ehegemahlin Namen selbst den kommenden Geschlechtern aufbewahren soll. Auch die Städte, wenn schon klein, haben etwas

getragenes, gediegenes in sich. Aichach, Schrobenhausen, Pfaffenhofen, Dachau, die Städtchen der Westerseite, obwohl reinlich und sauber, zeigen doch eine gewisse Zerfahrenheit. Die Häuser, bald hoch, bald nieder, stehen krumm und gerad, bald weit, bald nahe aneinander, lassen noch immer merken, daß man sie einmal vor fünf- oder sechshundert Jahren, als sie noch große Dörfer waren, plötzlich hergenommen, mit Ringmauern umgeben, und dann zur Stadt erhoben hat. In Stellung und Aussehen ihrer bürgerlichen Anwesen glaubt man den ehemaligen Bauernhof noch halbverschleiert zu erkennen. Dagegen hat der Inn, der uns seit alten Zeiten mit Wälschland verbindet, auch die Regel und das Gepräge romanischen Stadtbauwesens heraus geflötzt, und alle die Städte, welche sich in seinen und der schwesterlichen Salzach Fluthen spiegeln, wie weiter hinein die tirolischen, gewähren jene hohen, dicht aneinander gerückten, vornehmen Häuser mit hoch aufragenden, das Dach verdeckenden Stirnmauern, auf deren Simsen, falls die patriotische Kunstliebe noch weiter um sich greift, z. B. alle die Biedermänner aus der bayerischen Spezial-Walhalla bei Sendling einst bequemlich Platz finden werden. Wasserburg zumal, ein Sitz der ehemaligen bayerischen Kreistage, hat ein alterthümliches Ansehen, und wenn man auf dem Marktplatz vor dem gothischen Rathhaus steht, so fühlt man sich angeweht, wie in einer alten freien Stadt des Reiches.

In diesen Landstrichen wird man selbst die edlen Genüsse feinerer Gastwirthschaft nicht vergebens suchen. Wer möchte nicht z. B. das ehrenwerthe Schuhbräuhaus zu Aibling loben, oder die Post zu Steinhöring, Herrn Schlüsseleder zu Wasserburg, die Post zu Frabertsheim

(man lebt da wie in Hamburg und zahlt wie in London), das stille Klösterlein zu Seon, Herrn Wiespauers großes Gasthaus zu Traunstein und so manche andere gemüthliche Herberge, die dort im Verborgenen blüht.

Dieses Land ist auch reich gesättigt mit Industrie, mit Salzwerken, Sudstätten, Eisengruben, Hochöfen u. dgl. Im ganzen alten Herzogthum Bayern ist keine Gegend, in der so viel gezimmert, geschürt, gepocht und gehämmert wird, wie hier. Wer diesen vulcanischen Eindrücken entgehen und sich ganz und gar dem Hirtenleben ergeben will, dem öffnet sich dagegen das herrliche Bergland, das die Isar und der Inn bespülen. Dort liegen die wunderschönen Thäler, in denen der Tegernsee und der Schliersee blitzen und glänzen, umgeben von blühenden Dörfern, von grünen Bergen, umwohnt von guten, fröhlichen Leuten, — eines der herrlichsten Gebiete in den deutschen Alpen!

Österland.

I.

Zwischen Isar und Inn.

Auf der Eisenbahn von München nach Kufstein.

Ach, wer bekäme nicht Lust, einmal aus der Hauptstadt zu wandern? So gut da die Menschen sind, wer möchte nicht einmal auch bessere sehen oder gar keine? Und wer kehrte nicht lieber wieder heim, wenn er weder das eine noch das andere erreicht hat? Dringend empfohlen wird es zwar, Jahr aus Jahr ein vor dem Dintenzeug zu sitzen und für das häusliche Fortkommen zu sorgen, aber wer gäbe diese Sorge nicht einmal gerne dem lieben Gott anheim und sehnte sich nach einem süßen Nichtsthun? Wahrhaft kränkend ist es nur, daß Müßiggang jetzt so herabgesetzt wird, da ihn doch der weise Socrates noch so würdig zu preisen wußte, ihn als das schönste der Güter lobte und einen Bruder der Freiheit nannte. War doch auch noch Cicero der Meinung, daß keiner frei sei, der nicht zuweilen nichts thue.[1] Ich glaube fast, es ließe sich an der Hand der großen Alten darthun, daß der Müßiggang, oder sagen wir lieber die edle Muße, aller Tugenden Anfang sei. Nie und nimmer fühlt sich

[1] Lasaulx, Leben Sokrates, S. 50: *ἐπῄνει σχολὴν ὡς κάλλιστον κτημάτων — ἔλεγεν ὅτι ἡ ἀργία ἀδελφὴ τῆς ἐλευθερίας ἐστίν.* Eben dort Cicero: mihi liber esse non videtur qui non aliquando nihil agit.

der Mensch so erhaben und so vornehm, als wenn er nichts zu thun hat, und während er selbst nicht arbeitet, mag ihm gar leicht träumen, es arbeiten alle nur für ihn — ein wahrhaft fürstlicher Traum! Nur in der Muße gelangen wir zur Selbsterkenntniß. Wer immer sich am Schreibtisch quält und niemals Urlaub nimmt, läuft stets Gefahr, sich für viel größer und bedeutender zu halten, als er wirklich ist. Nur in der Muße gelingt es endlich, die Heerschau unserer Tugenden vorzunehmen, deren Präsentstand zu mustern und unsern Abstand von dem Ideal zu prüfen. Am stillen Haupt der heiligen Quelle, in göttlichem Nichtsthun empfängt der Lyriker auch die unsterblichen Gedichte, die er morgen durch die Stadtpost der Geliebten sendet, und im duftenden Fichtenhain, in heiliger Ruhe denkt der Dramatiker jene großartigen Spiele aus, die im kommenden Winter ganz Deutschland beklatschen soll, — beide in ihrer Unschuld unbekümmert um den Recensenten, der vielleicht schon im nächsten Busche lauert und sie zu erschlagen wünscht.

Also fort mit thränenlosem Auge aus dem Staube der Stadt, fröhlich fort nach dem Bahnhofe, durch das eingebrochene Karlsthor und durch die Schützenstraße, wo uns links ein Schaufenster bedeutsam anglänzt. Gar sinnig hat Herr Hofrath Hanfstängl sein photographisches Haus an die Straße gestellt, die den Pilger entführt und den Gast hereingeleitet, denn hinter jenem Fenster winken, täglich anzuschauen und ganz vertraulich, unsre geistigen Potentaten alle oder fast alle, die besten wenigstens, sämmtlich zum Sprechen getroffen, mit den humanen geistreichen Zügen, die uns, wenn wir gehen, freundlichen Abschied zu bieten, wenn wir wiederkehren, heitern Willkomm zu sagen scheinen.

Bald sitzen wir in einem kurzweiligen Abschnitt (Coupé) des Wagens und fühlen uns gelöst vom Banne der Stadt. Die Riesenkeller auf der nahen Anhöhe fast streifend, hinter dem breiten Rücken der Bavaria dahin, an dem schlachtberühmten Sendling vorbei, endlich durch jungen Laubwald rollend wird die Station Hesellohe erreicht.

Als unwürdiger Liebhaber der Sprachwissenschaft kann ich mich nicht enthalten, hin und wieder auch Etymologien anzubringen, welche, wie ich hoffe, zumal wenn unter dem Texte mit Bescheidenheit vorgetragen, die rasche Fahrt des Reisenden nicht aufhalten werden. Auch dürfte der erste Versuch schon ein ziemlich gelungener sein, zumal da er nicht mein Werk ist, denn nach Schmeller ist Hesellohe so viel wie Hesilin Loh und ersteres ein altsprachiges Adjectiv von Hasel, letzteres ein vergessenes Wort für Hain und Wald, das bis in den Niederlanden, bis in dem allgemein bekannten Namen Waterloo wiederhallt. Auch unsre Allach, Hoflach, Straßlach, Sauerlach bewahren es noch. Manche meinten auch schon, es sei jener Ort nach einem Hezilo benannt, unter dem man sich einen biedern aber unbekannten alten Deutschen vorstellte, also Hezilos Lohe, doch ist dieß unrichtig und wird nur erwähnt, auf daß sich der flüchtige Reisende, unfähig die Sache näher zu untersuchen, nicht in der Eile bethören lasse.

In Hesellohes Buchenhainen, die etwas aufwärts am hohen Ufer der Isar liegen, ist schon manches schöne Fest begangen worden, und noch immer gilt die alte ehrwürdige Sitte, daß am Pfingstmontag Tausende hier die Kirchweih feiern und nach zerschlagenen Krügen aus Waldesgrün in seliger Trunkenheit wieder nach Hause wallen.

Auf der andern Seite des Stromes, etwas abwärts, liegt die Menterschwaige, zu der die Münchner gerne des Nachmittags auf der Eisenbahn und zu Fuß heranziehen, um der freien Luft hier froh zu werden und ihre Großstadt von der Ferne zu beobachten. Auch hier ist schon mancher schöne Nachmittag, manches Festdiner dahingegangen und in dem Walde, der linker Hand seine grünen Aeste bis an die Bahn ausstreckt, wird noch der Platz gezeigt, wo damals jenes Sonnwendfeuer brannte, dessen wir weiter oben gedacht haben.

Sehr zu loben und zu preisen ist aber die Aussicht von der Brücke, die auf drei thurmhohen schmalen Pfeilern äußerst künstlich über die Isar setzt. Diese selbst fließt als ächter Bergstrom in tiefer, bewaldeter Schlucht daher, in einem wilden malerischen Abgrund, dessen Betrachtung dem trefflichen Ludwig Schwanthaler so theuer geworden war, daß er nicht weit ober Hesellohe, dicht an dem Rande, sich eine alte Burg erbaute, ganz neu aus dem Boden heraus, in der er mit einer gemüthlichen Tafelrunde von Humpenrittern des Lebens Unverstand zu vergessen liebte.

Abwärts aber von der Brücke führt der Blick hinaus in die weiche grüne Niederung, an deren Ende prachtvoll auseinander gezogen, reich bethürmt und stattlich, mit seinen Obelisken, Propyläen und Pittipalästen, unser deutsches Memphis, Athen oder Florenz thront. Noch ein Gruß an die Metropole des Geschmacks, und der rasende Wagen reißt uns unerbittlich weiter durch Wald und Heide, unter anderem auch an Deisenhofen vorbei, welches nur bemerkenswerth ist wegen seiner zwei wohl erhaltenen Römerschanzen, welche etwas außerhalb des Oertleins rechts an der Bahn liegen. Hier durch

ging die Straße, welche einst von Augusta Vindelicorum nach Pontes Oeni bei Rosenheim und von da nach Juvavum führte, jetzt noch allenthalben in ihren Bruchstücken kennbar, durch Schanzen und Brückenköpfe reichlich bezeichnet. Sie wurde zuerst 1764 von dem verdienten Akademiker Limbrun bei Grünwald entdeckt und aufgezeigt. Auch alter Hünengräber findet man viele in dieser Gegend, welche seit jener Zeit ein gern betretenes Feld der bayerischen Archäologie ist. Manche der Grabhügel sind vor fünfzig Jahren geöffnet und als germanische befunden worden. Im selben Jahrzehent, wo man die reichen Schätze des Mittelalters, die in den Klöstern über dem Boden vorhanden waren und so viele schöne Baudenkmale jener Zeit mit der tiefsten Unwissenheit mißhandelte und vertilgte, grub man unter die Erde und war glücklich, ein paar räthselhafte Scherben zu finden. Nur in den seltensten Fällen war die Ausbeute etwas lohnender, denn die meisten dieser Gräber waren schon in viel früheren Zeiten aus Habsucht geplündert worden.

Endlich landen wir vor Holzkirchen, einem nicht unansehnlichen Orte, von dem aber sonst nichts weiter zu sagen, als daß er ein bayerischer Marktflecken ist. Allerdings rühmt er sich jetzt noch gerne, daß Ludwig das Kind, der Karolinger letzter, einst Domschüler zu Freising, hier öfter seinen Hof gehalten. Er liegt in einem weiten, freien, wasser- und schattenlosen Gefild, das gegen Süden von waldigen Vorbergen begrenzt wird, über welche die Alpen schon mit Macht emporsteigen.

Hier gehen viele Wege auseinander — fahrbare zunächst nach Tölz, nach Tegernsee, nach Miesbach und Schliersee. Die Bierstube des Bahnhofes ist daher immer

ein geräuschvolles Stelldichein von Oberländer Bauern und Bäuerinnen, sowie von Reisenden städtischer Art, die nach den Bergen oder nach der Hauptstadt gehen. Wir fahren für's erste weiter gegen Aufgang, nach Rosenheim.

Denkwürdig für alle, die gerne über den Geheimnissen der Vorwelt brüten, ist die Schlucht, in welche die Bahn sich demnächst einläßt, die sie auch schon vor Holzkirchen auf einem Damm überschritten hat. Man nennt sie den Teufelsgraben und es geht dieselbe von der Isar aus und reicht bis an die Mangfall, welche in den Innstrom fließt, so daß das Bett dieser letzteren nur die Fortsetzung jenes ersteren ist. Kein Wunder, daß die Sachverständigen behaupten, in uralten Zeiten, lange vor dem Thurmbau zu Babel, sei durch diese Rinne, deren Breite und Tiefe in Erstaunen setzt, die Isar in den Inn geflossen, ohne München zu berühren. München ohne die Isar — ein wunderliches Bild! Die Ueberfälle, der Wachtposten an der Brücke und der Lieutenant am dortigen Dachfenster, der grüne Baum und Madame Hitzelsberger, alles gleichsam undenkbar! Wie dann später die Isar ihren Weg geändert, ob aus freiem Willen, ob unter andern Einflüssen, das ist nicht bekannt.

Die Schlucht führt also in rascher Senkung zur Mangfall hinab, einem Gewässer, das bei Gmund aus dem Tegernsee kömmt oder fällt,[1] dann mehrere

[1] Den Namen Mangfall deuten deßwegen Einige als Gmundfall, was jedoch irrig ist, wie so viele Auslegungen, welche ohne Kenntniß der früheren Formen unternommen werden. In den ältesten Tegernseer Urkunden liest man Manachvalta, Manicvalt, nach Schmeller vermuthlich als eine Vereinigung von

Stunden, gerade gegen Mitternacht, gleichsam zur Donau läuft, hier aber plötzlich eine rasche Wendung macht und in seinem tiefen Einschnitt gegen Osten zieht, um sich bei Rosenheim mit dem Inn zu vereinigen. Das schmale Thal, das sich der Fluß erwählt, ist reizend anzusehen, mit manchem niedlichen Häuschen, mit mancher rauschenden Mühle besetzt, mit Obstbäumen verziert und voll schöner, aber enger Landschaftsbilder. Links auf sonnigem Hügel zeigt sich nur flüchtig das Schloß Altenburg.

Alsbald fährt man an Vagen vorbei, einem freundlichen baumreichen Dorfe, jenseits der Mangfall, mit einem alten Ansitze, zu den Füßen des Irschenberges, einer vorgeschobenen bewaldeten Höhe, die zwar nicht bedeutend ist,[1] aber eben als eine abgelöste Vorwacht der Alpen weitherum sieht und gesehen wird. Oben an dem Gipfel liegt das Dorf, mit Pfarrhof und Kirche.

Die zwei Heiligen Marinus und Anianus, wenig bekannt in der großen Christenwelt, doch wackere Fürbitter für die Gläubigen des Gaus, etwa wie St. Nantwein[2] zu Wolfratshausen und St. Winther zu

verschiedenen Moorwässern und Bächen, ähnlich wie die Zwiefalt in Schwaben. Da es wenigstens bei Rosenheim noch einen römischen Namen gibt, nämlich Pfunzen, pontes (Oeni), so wäre es vielleicht nicht gar zu verwegen, bei Mangfall an magna valle zu denken. Die obigen Altformen wären dann allerdings schon eine deutsche Sinneinlegung. So könnte vielleicht auch Fagana ebenso von ad fagum abstammen, wie Puntena von ad pontem.

[1] 2160′, etwa 600′ über der Mangfall.

[2] Dieser Heilige führt einen Namen, der noch stark an die alte Heidenschaft erinnert. Win ist Freund, also Nantfreund, Nanda aber ist die Gemahlin Balders. Die Legende von Marinus und Anianus findet sich bekanntlich im ersten Band der boischen Monumente. Das damit in Verbindung gebrachte und

Neuhausen, sollen im siebenten Jahrhundert am Irschenberg gelebt, vierzig Jahre gewirkt, viele Heiden bekehrt, endlich, nachdem der erstere von den Vandalen (Wenden) gemartert worden, in dem Kirchlein zu Wilpating ihr Grab gefunden haben. Dort wird es wenigstens gezeigt und gilt jetzt für ächt, nachdem das Kloster Rot seine Berühmung, die Gebeine dieser Heiligen selbst zu besitzen, im vorigen Jahrhundert aufgegeben hat.

Nach Vagen an dem Irschenberge verlegt man gerne das alte Vagana, Fagana, einen der frühesten Namen in der Geschichte der Bayern. Ihre Gesetze nämlich, die der austrasische König Dagobert um 630 gegeben, erwähnen nach dem Herzogshaus der Agilolfinger noch fünf Geschlechter als die edelsten und sie heißen: Huosi, Vagana, Hahilinga, Trozza, Aeniona. Wo diese Geschlechter der Strom der Zeiten hingespült, weiß kein Mensch zu sagen — sie erscheinen nur einmal und nicht wieder. Wo ihre Güter, ihres Stammes Ursitz und Heimath, die Marken ihres Eigenthums und ihrer Gewalt gewesen, ist ebenso wenig bekannt. Nur von den Huosi gilt es für gewiß, daß sie in dem Huosigau, der an der Amper lag, gewaltet, für wahrscheinlich, daß aus ihnen die Grafen von Andechs hervorgegangen. Die Trozza sucht Karl Siegert, vielleicht zu sehr eingenommen für seine zweite Heimath, in dem Markte Trostberg an der Alz; die Vagana endlich glaubt der bayerische Historiker in Vagen wieder zu finden, glücklich auch nur den Klang des Namens noch zu hören.

bisher nicht gefundene Aurisium scheint der Irschenberg, welcher damals Ursenberg hieß, selbst zu sein. Die erste Silbe urs eignet sich wenigstens ganz gut zu einer latinisirenden Verschönerung in Aurisium.

Nicht lange mehr und der Weg führt hinaus aus dem Thale der Mangfall in das Heufeld, in die schöne Fläche von Aibling, wo die Wallfahrtskirche von Weihenlinden mit ihren zwei Thürmen und über diese hinaus das dicke Schloß von Maxelrain[1] den Blick auf sich zieht. Von letzterem wird unsere Muse wohl noch später sprechen. Zur rechten erheben sich die neuen und schönen Gebäude eines segensreichen Unternehmens. Es soll hier nämlich unter anderm künstlich jener köstliche Stoff bereitet werden, welchen die Vögel der Südsee mühelos und in glücklicher Unbewußtheit seit Jahrtausenden für den Böblinger Repsbauern[2] und andere rationelle Landwirthe hinterlegt haben.

Auf jenes Heufeld aber verlegt die fromme Gläubigkeit bayerischer Geschichtsfreunde noch mitunter eine von den neun großen Schlachten, welche Herzog Theodo „der Große, aus Scheyerns königlichem Hause," laut Vater Aventin gegen den hochberühmten Dietrich von Bern siegreich geschlagen haben soll, und es scheint dabei keineswegs beschwerlich, daß der König der Ostgothen bereits im Jahre 526 starb und der erste geschichtliche Theodo nicht früher als hundert Jahre später auf die Welt kam.

Die Gegend von Aibling verdient die Anerkennung, die ihr gezollt wird. Nur jenseits der Mangfall liegt eine ausgedehnte Moorfläche, die Eulenau, die sich bis ans Gebirge zieht. Außerdem laufen die bewaldeten Hügel in langem Wellenschlag dahin, schließen eine fruchtbare Gegend ein und gegen Mittag stehen schon

[1] Vor Alters Machsminrain, wovon der erste Bestandtheil auf den römischen Namen Maximinus zu gehen scheint.

[2] Anspielung auf ein geistreiches Gedicht von J. V. Scheffel.

in voller Pracht die Alpen, zumal der gewaltige Wendelstein (5600' Pariser Fuß).

Aibling, ein schöner Markt und Landgerichtssitz, an eine Höhe gelehnt, die Schloß und Kirche trägt, auch große Aussicht bietet, ist jetzt ein Badeort geworden und verdankt dies zumeist den Bestrebungen des Herrn Dr. Desiderius Beck, eines sehr gebildeten Mannes, dessen Bekanntschaft gewonnen zu haben Niemanden reuen wird. Die von ihm gegründete Badeanstalt selbst, jetzt in andern Händen, gewährt dem Leidenden Bäder von der mannichfachsten Zusammensetzung. Sehr gut zu hausen ist bei Hrn. Wild, dem Schuhbräu, ja mir dünkte von jeher dieses Gasthaus eines der angenehmsten in den Vorlanden des Gebirgs zu sein. Ruhmwürdig streitet mit ihm auch Hrn. Duschels Wirthschaft zur Post, was ich gerne anerkenne, obgleich der liebenswürdige Posthalter nicht immer gerne Extrachaisen gab und ich deßwegen noch an einer alten Spannung mit ihm leide, über die ich mich aber vor dem großen Publikum nicht verbreiten will. Neuerdings vergebe ich ohnedem allen Widersachern, und Hrn. Duschel um so lieber, als er keinen Eilwagen mehr zu beherrschen hat. Schenken wir überhaupt all den Wackern, die uns einst auf den staubigen Landstraßen weiter halfen, ein freundliches Gedächtniß, obwohl die Engel des Verkehrs gewiß immer einen lieblichen Lobgesang anstimmen, so oft sich wieder ein Posthalter in Nichts auflöst.

Die Geschichte von Aibling, erst neuerlich von Joseph Grassinger beschrieben, bietet nicht viel Erhebliches. Einige verlegen, doch ohne Grund, das römische Albianum hieher, aber gewiß ist, daß den Markt ein Römerthurm schmückte, der erst vor zwanzig Jahren abgetragen

worden. Eben so sicher ist es, daß der Ort schon unter den Agilolfingern als Eipilinga vorkommt. Auch von Ludwig dem Deutschen weiß man, daß er seiner Zeit in der Pfalz zu Aibling Herberge genommen und über die Bischöfe von Freising und Trient, welche sich wegen ihrer Weingüter in Etschland zankten, allda des Richteramts gepflogen habe. Kaiser Arnulf erwies dem Oertlein sogar die Ehre, einst auf einem Römerzuge das Weihnachtsfest allhier zu begehen. Später gehörte der Flecken oder wenigstens die Vogtei daselbst zu den Gütern der Grafen von Neuburg und Falkenstein, deren Name uns in dieser Landschaft überall entgegen kommt. Nachdem diese Herren im dreizehnten Jahrhundert ausgestorben, fiel er an die Landesfürsten und lebte von da an alle guten und schlimmen Zeiten des Herzogthums Bayern getreulich mit.

Am 6. December 1832 trug es sich zu, daß Therese, die Königin von Bayern, von ihrem Sohne Otto, dem ersten Könige von Griechenland, hier Abschied nahm. An der Stelle dieser schmerzlichen Trennung erhob sich bald außerhalb des Marktes, bei der Mangfallbrücke, von Bayerns Frauen errichtet, ein schönes, in altdeutscher Art erbautes Denkmal.

Von Aibling kommen wir etwa in einer Viertelstunde durch waldige, wenig bewohnte Gegend nach dem Markte Rosenheim.

Rosenheim — Heimath der Rosen! ein poetischer Name, der schon manchem zu denken gegeben hat. Reiste doch einmal ein solcher Denker eigens nach Rosenheim, um die Berechtigung zu prüfen, fand zwar die Gärten wohl gepflegt, aber keine Rosen darin, dachte daher an jene andre zartere Hälfte der Menschheit, die

schon der Dichter himmlische Rosen ins irdische Leben flechten läßt, und glaubte sich auf einem Gange durch die Gassen zu überzeugen, daß diese gemeint sein müßte, was aber freilich auch nur ein Beispiel ist, zu welchen Verirrungen der Müssiggang sonst gute Touristen verleiten kann. Aeltere dachten an einen Rosenhain, den schon die Römer gepflanzt. Landrichter Klöckl, der einst hier gewaltet und selbst eine Geschichte des Markts geschrieben, verwarf jene duftige Etymologie und dachte lieber an die Rosse, die er täglich auf der Weide sah. Sebastian Dachauer endlich bringt eine nobilis matrona Ruza bei, eine geborene Preising, die schon vor neunhundert Jahren hier begütert gewesen, und nach dieser soll der Ort dann Ruzenheim, Rosenheim genannt worden sein. Die Heraldik hat sich aber trotz alle dem für die duftende Ableitung entschieden, denn der Markt führt eine weiße Rose auf rothem Felde im Wappen.

Die Rosenheimer behaupten, ihr Markt sei der schönste im Lande Bayern. Viel wird auch nicht fehlen, und besonders der Schrannenplatz mit seinen hohen Häusern und seinen Laubengängen, viel städtischer als die „finstern Bögen" zu München, gewährt einen würdigen, ja stattlichen Anblick. Die Häuser sind, wie in allen Städten am Inn, der Art gebaut, daß die Mauer der Vorderseite hoch über das Dach hinaufgeht und dieses verdeckt, woraus dann leicht der Wahn entstehen kann, die Dächer seien flach, wie hinten im Orient.

Aber diese stolzen, breiten, wohnlichen Häuser mit der ragenden Hochmauer sprechen wohl auch von altem Reichthume, wie ihn der italische Handel, der ehemals den mächtigen Inn belebte und diese Bauart mit sich brachte, als angenehmen Niederschlag hier sitzen ließ.

Doch mag schon eine gute Zeit vergangen sein, seitdem der Fluß sein Gold hier anspülte, und in unsern Tagen hatte dieser Markt auch nicht viel mehr Handel und Wandel, als ein anderes bayerisches Städtchen. Von jetzt an aber ist der Umschwung wieder merklich — Rosenheim ist ein Knotenpunkt der Eisenbahnen geworden — der Eisenbahn, die von Paris nach Wien und der andern, die von Frankfurt über Innsbruck nach Venedig führt. Auch die Dampfschifffahrt auf dem Inn, die jetzt nach kurzer Dauer wieder aufgegeben, wird später vielleicht zum zweitenmale und mit besserem Glücke unternommen werden. Die Gegend selbst ist sehr schön, die Unterkunft gut, die Einwohner strebsam und so ist schwer einzusehen, warum das Versprechen, das ich der Gemeinde voriges Jahr gegeben, nämlich daß sie in fünfzig Jahren dreißigtausend Menschen zählen werde, nicht in Erfüllung gehen soll.

Auch zu Rosenheim ist, etwas außerhalb des Orts in schöner Lage, von einem reizenden Garten umgeben, ein Bad, dessen Heilkraft durch das milde Klima wesentlich unterstützt wird. Die Saline kommt den asclepischen Bemühungen weidlich zu Hülfe und ermöglicht das Angebot von Soolen- und Mutterlaugen-, von Salzdampfbädern, von Chlorgasinhalationen und andern wunderthätigen Anstalten, deren Beschreibung man hier nicht suchen wird.

Die Saline zu Rosenheim ist eine mächtige Ansiedelung von mancherlei Gebäuden und das Getriebe im Innern wohl eines Besuches nicht unwerth. Es werden da die Salzwasser versotten, welche die von G. Reichenbach erbaute Soolenleitung bis von Reichenhall und Berchtesgaden hieher führt. Diese Leitung zweigt sich

in Siegsdorf von jener ab, welche nach Traunstein geht und läuft am südlichen Rande des Chiemsees einher, bis sie dann über die Hügel der Priener Gegend nach Rosenheim gelangt. Es werden daraus alljährlich etwa 200,000 Centner Salz erzeugt. Den Bedarf des Holzes liefern die Berge vom Chiemsee an bis gegen den Tegernsee hinüber. Das Meiste wird auf der Mangfall herbeigetriftet, weßwegen an derselben mannichfache Wasserbauten ausgeführt sind, welche der Sachverständige mit Theilnahme betrachten wird.

Alterthümler werden übrigens das freundliche Rosenheim ohne innere Vorwürfe nur dann verlassen können, wenn sie erst die am linken Innufer nahe gelegenen Dörfer Pfunzen und Westerndorf besucht haben. Ersteres ist das römische ad Pontes, althochdeutsch Puntena, letzteres gibt jetzt noch Zeichen seiner uralten Betriebsamkeit, da sich allenthalben die Scherben sogenannter samischer Geschirre finden, die auf blühende Töpfereien hinweisen. Ja, vor fünfzig Jahren hat man einst unter der Erde ein ganzes Lager römischer Vasen entdeckt.

Unter den berühmten Männern Rosenheims wird nicht mit Unrecht als einer der ersten genannt des Kurfürsten Maximilian geheimer Kanzler Johannes Adlzreiter, der hier am Lichtmeßabend 1596 geboren ward und als er zu seinen Tagen gekommen, in den bayerischen Urkundenkammern das Zeug zu seines Vaterlandes Geschichte zu sammeln begann, diese auch endlich im Druck herausgab. „Dem was er gegeben," sagt Zschokke, „lieh Verveaux, ein Jesuit aus Lothringen und der Kurfürstin Beichtvater, die blühende Schreibart und mönchische Wohlredenheit, in welcher jedoch die Geschichte oft zur feilen Schmeichlerin der Fürsten, oft zur klösterlich erbauenden

Heiligensage entartete.“ Es ist nicht mein geringster Stolz, sein Geschichtswerk auch in meiner Bücherei zu wissen, obgleich mich die Unbill der Zeiten bisher nachhaltig verhinderte, es zu lesen. Das Haus seiner Geburt steht in einer Seitengasse und ist mit einer Gedenktafel bezeichnet.

Mein lieber Freund Melchior Meyr hat den biedern Kanzler, den Sprossen Rosenheims, so bedeutsam gefunden, daß er ihm gerne eine poetische Ehre anthat und ihn mit gutem Wissen über Stock und Stein in ein ganz anderes Jahrhundert vertrug, da er in seinem Trauerspiele „Herzog Albrecht“ im Weinmond 1435, als Herzog Ernst, der strenge Vater, Frau Agnesen die Bernauerin von der Straubinger Brücke in die Donau stürzen ließ, auch als Kanzler dieses Fürsten auftritt und wacker mitspielt, so keck und lebendig, daß man meinen sollte, er sei in diesem Jahrhundert fast besser zu Hause, als in seinem eigenen.

Von Rosenheim zieht die Eisenbahn, die erst im letzten Winter vollendet wurde, alsogleich auf einer herrlichen Brücke über den Inn, dann am südlichen Ufer des Chiemsees hin nach Traunstein und von da nach Salzburg. Diesen Zug werden wir im Anfang des folgenden Abschnitts näher betrachten. Ein anderer Arm geht gegen Süden, den Inn entlang nach Kufstein und nach Innsbruck. Auf der andern Seite des Stromes beginnt hier schon Gebirgslandschaft. Zuerst hohe Hügel, dann der Samerberg, der Heuberg, das Grenzhorn und zuletzt der hohe Kaiser. Einer sehr schönen Lage auf den waldigen Uferbergen erfreut sich **Neubeuern**, der Markt, mit seiner alten Römerwarte, die späterhin eine Burg wurde und verschiedenen Geschlechtern,

zuletzt mit dem ganzen Lande bis zum Chiemsee den Grafen von Preising gehörte. Das Gebäude prangt jetzt wie eine fürstliche Residenz auf der herrschenden Höhe.

Rechter Hand zieht sich das flache, doch baumreiche Land etwa zwei Stunden lang hin, bis plötzlich ohne alle Vorhügel das Gebirge aufspringt. In dieser Gegend liegt Brannenburg, ein schönes, jetzt wieder erneuertes Schloß, nahe an den Berg gestellt, doch mit weitem Ausblick in die Runde. Hier lebte einst das Geschlecht der Brannenburger; nach deren frühem Abgang zogen die Herren von Hund, welche 1570 das jetzige Schloß erbauten, die Grafen von Preising, die Grafen von Arco ein und neuester Zeit ging das Besitzthum an den italienischen Markgrafen Pallavicini über.

Das Wirthshaus zu Brannenburg ist schon seit vielen Jahren eine gernbesuchte Herberge der Münchner Maler, namentlich der Landschafter. Wenn gerade muntre Geister hier zusammentreffen, so gibt es sehr lustige Tage, und Abende, die oft noch spaßhafter sind. Eine besondere Achtung und einen wirklichen Ruf genießt überdieß der Baumschlag um Brannenburg. Nicht leicht anderswo, sagen die Maler, findet man so üppige, prachtvolle Waldbäume wie hier. Auch die Obstzucht ist in gutem Schwunge und gibt ansehnlichen Ertrag.

Es ist übrigens noch nicht lange her, daß man von diesem Dorfe in allen bayerischen Zeitungen las. Hinten nämlich im Gebirge, wo der Bach heraus kömmt, lag auf weichem Schiefer leicht zerstörbare Rauhwacke, welche sich auflockerte und eines schönen Morgens in unüberwindlichen Geschieben zu Thale ging. Dies nennt man im gewöhnlichen Leben einen Bergsturz. Brannen-

burg war damals (August 1851) in großer Noth und Gefahr — etliche niedliche Häuschen wurden weggerissen und andere peinlichst bedroht. Drei Tagwerk Fichtenwaldung wurden aufrechtstehend durch die Schlammfluth abwärts getragen. Die Spuren der Vergewaltigung wird man noch in Jahrtausenden gewahren.

Schon lange winkt uns aber die hochgelegene Ruine Falkenstein entgegen, zumal ein alter gezinnter Thurm, nach dem allgemeinen Glauben ein Werk der Römer, das mit der Veste zu Neubeuern, welche in einiger Ferne, doch sehr gut sichtbar ist, in Verbindung und Vertheidigungsbrüderschaft gestanden haben soll. Von dem Wohnhause, das in dem Burgraum stand, sind noch die Mauern und der hohe First geblieben, das Dach und alles andere ist zerstört.

Also wie gesagt, schon die Römer haben diese Thalenge mannichfach befestigt, um den mitternächtlichen Völkern den Eingang in Rhätien und den Gedanken an Italien zu verleiden. Ueber der späteren Burg zu Falkenstein stand in früheren Zeiten, doch vor zwei Jahrhunderten noch kennbar, eine andere uralte, hoch oben auf der Rachelwand. Auch Altenburg und Hölnstein, jetzt friedliche Bauernhöfe, waren einst ritterliche Vesten. Ebenso ist das Margarethenkirchlein an einen streitbaren, uralten Thurm angebaut und eine halbe Stunde oberhalb Falkenstein, am Inn, sind jetzt noch die Ruinen von Kirnstein zu sehen. Auch jenseits des Stromes, gerade auf der Grenze zwischen Bayern und Tirol, steht eine ausgebrannte Klause.

Jene Veste „auf Madron," wie man den Berg ehemals genannt, war also der eine Hauptsitz der Grafen von Neuburg und Falkenstein, deren wir schon einmal

erwähnt, der andre, die Neuburg, lag oberhalb Vagen an der Mangfall, ist aber schon vorlängst verschwunden. Ihr letztes Gestein ist 1653 zum Bau der Kirche von Weihenlinden verwendet worden. In dem verschollenen Schlosse zu Neuburg war auch ein zu seiner Zeit berühmtes, im Falkensteinischen Codex abgebildetes Gotteshaus, das Bischof Adalbert von Freising am 6. September 1164 zu Ehren der heiligen Dreifaltigkeit eingeweiht hatte. Es wurden dort hochschätzbare Reliquien aufbewahrt, von dem Rocke Mariens, von dem Holz des Kreuzes, von der Krippe und dem Grabe des Herrn, dann Gebeine verschiedener Heiligen, darunter auch der seltenen Tripolis und Vandalus — wo mögen sie hingekommen sein?

Ueber Ursprung und Wiege der ersten Herrn von Falkenstein liegt dasselbe Dunkel, welches überhaupt die Anfänge der alten bojoarischen Grafengeschlechter bedeckt. Vor achthundert Jahren erscheint in den Urkunden zuerst mit Sicherheit ein Pato und nach ihm ein anderer gleichen Namens. Auf diese Patone folgen dann etliche Sibotone. (Uebrigens ist Sigipoto und Pato wohl auch der gleiche Name?) Sie kommen in den Briefereien sehr oft als Schenker vor oder als Zeugen bei andern Handlungen der freiwilligen Gerichtsbarkeit. Das Kloster Weiern haben sie allein gestiftet; auch die Gründung von St. Georgenberg wird ihnen zugeschrieben und manche andere Freigebigkeit gegen die Kirche und ihre Heiligen. Von ihren sonstigen Großthaten ist uns nicht viel überliefert worden. So oft sie genannt werden, so wenig weiß man von ihnen zu sagen. Höchstens kommt zu erwähnen, daß ihrer drei einmal Aebte zu Tegernsee gewesen oder daß einer der Sibotone, der

zu Hademarsberg gesessen, eines Tages einen heimlichen Brief an den Ritter von Merchenstein in Oesterreich geschrieben und ihm goldene Berge versprochen habe, wenn er ihm seinen Feind, Rudolf von Piesnich, unaufsichtlich aus dem Wege schaffe[1] oder daß ein späterer Graf Siboto von dem bayerischen Herzog gefangen worden und 1249 in der Haft zu Burghausen gestorben sei.

Die Grafen von Falkenstein waren einst unermeßlich reich an Liegenschaften. Ueber ihre Güter und Einkünfte haben wir eine merkwürdige Urkunde, nämlich den schon erwähnten Codex Falkensteinensis, der früher im Kloster Weiern aufbewahrt wurde, jetzt aber zu München im Reichsarchive liegt. Er ist theils Testament, theils Salbuch, Inventar und Einschreibheft. Man sieht daraus den weiten Umkreis der Besitzungen, die von der Ostmark bis ins Etschland reichten, wo auch die Falkensteiner ihre Weingüter hatten, wie fast

[1] Der Brief ist merkwürdigerweise hinter dem Codex eingeheftet, gleich als enthalte er ein glorreiches Familiensouvenir. Er ist interessant und lautet: „S. Graf zu Hademarsberg O., seinem lieben Mann zu Merchenstein Heil und alles Gute und was einem Freunde zu wünschen. Den Auftrag, welchen wir in Geheim ertheilen, wenn Ihr ihn in Treue ausführt, werde ich Euch alles thun, was Euch nur immer lieb ist. Meinen Feind, den Rudolf von Piesnich, der mich viel belästigt hat, wenn Ihr den abthut, so will ich Euch leisten, was Ihr nur immer wollt. Ich übertrage Euch demnach auch das Gut, wo der Panzenbach in den Piesnich fällt. Jenes Wort und Geheiß, wenn es vor dem Feste des heiligen Michael vollzogen wird, soferne er wenigstens die Augen verliert, damit er weder Euch noch sich mehr sieht, so wird Euch jenes Alles gewiß sein. Wenn aber jenes nicht geschieht oder geschehen kann, so bitte ich wenigstens, daß es gleichsam im Herzen begraben sei.“

alle bayerischen Klöster und Dynasten der damaligen Zeit. Vom Bischof von Passau hatten sie vierhundert Mansus zu Lehen, von den Grafen zu Burghausen, von denen zu Sulzbach, vom Bischof zu Trient je eben so viele, ferner große Lehenschaften von andern Herren, alles zusammen, abgesehen von dem Allod, wenigstens gegen 25,000 Tagwerke. Was an Schweinen, Schafen, Gänsen, Hennen, Eiern, an Getreide, Gemüse, Rüben, Bohnen und Erbsen eingedient werden mußte, ist genau verzeichnet, aber kaum zu zählen. Selbst die Menge des Käses, 1700 Stücke, ist erstaunlich und der jetzt noch berühmte oder berüchtigte Jochberger tritt ebenfalls auf in dreihundert Laiben. Aber auch viel baares Geld floß in die gräfliche Truhe. Die Bauern in den näheren Ortschaften hatten manchen Saum Wein zu steuern, der wohl auch über den Brenner [1] kam. Des Biers wird nur einmal gedacht. Der Maier von Audorf (Urdorf, sicher von den Auerochsen benannt) hatte nämlich die Auflage, jährlich dem Herrn zehn Mutt des besten Bieres zu liefern — doch scheint es aus Haber gebraut worden zu sein, was jetzt kaum mehr Anklang fände. Die Domänenkanzlei war zu Audorf auf dem Schlosse und es stand derselben ein Präpositus, ein Probst vor, der wohl seiner Zeit ein sehr angesehener Mann gewesen.

Für Essen und Trinken, für „Schnabelweide" war also vollauf gesorgt, und da der Reichthum den Luxus gebiert, so darf man wohl denken, daß auch in andern Stücken so viel Comfort und Eleganz vorhanden war, als die rauhe Zeit überhaupt mit sich brachte.

[1] Ueber den Wibetwald — hieß es damals — jetzt Wippthal, Val Vibitina. Der Bozner Wein hieß vinum latinum, wälscher Wein.

Anziehend ist in diesem Betreffe eine Illustration, welche der Codex bietet, das Schloß Hademarsberg (Hartmannsberg) am Chiemsee, eine der Burgen der Falkensteiner darstellend. Wir sehen da über dem See, der voller Fische, einen mächtigen Grundbau aus regelmäßigen Quadern aufsteigen, und über diesem erhebt sich ein stolzer Porticus oder Veranda aus romanischen Säulen und Rundbogen, sehr stattlich anzuschauen. Innerhalb unter dem Bogengange erscheint das Burgfräulein und beschäftigt sich zur Kurzweil mit der Angel. Daß es überhaupt nicht an werthvoller Einrichtung gebrach, gibt der Codex ganz bestimmt zu erkennen. Es fehlte weder zu Neuburg, noch zu Falkenstein an silbernen und goldenen Geschirren. Graf Siboto hatte zur Auswahl fünfzehn Panzerhemden, acht eiserne Beinschienen, zwölf eiserne Stiefel und vier Helme; auch vier Schlachthörner hingen an der Wand. Sechzig Spieße standen zu Neuburg und dreißig zum Bärenfang auf Falkenstein. Bei andern Dingen geht die lateinische Sprache der Urkunde in das gemüthliche Deutsch der Hausfrau über und erwähnt zwanzig „Federpete" zu Neuburg und zehn zu Falkenstein; ferner an beiden Orten „Wurfzabel" und „Schachzabel" nebst elfenbeinernen Steinen, die zu diesen Spielen gehörten.

Siboto, der letzte der Falkensteiner, nahm übrigens schon 1272 einen unnatürlichen Tod. Er wurde nämlich von seinem Lehensmann, dem Ritter Otto von Prantberg (Brannenburg) im Bade erschlagen. Man weiß zwar, daß es auf der Veste zu Neuburg geschah, aber der Anlaß des Mordes ist der Geschichte unbekannt.

Damals gerieth der Besitz der Falkensteiner wie

der der Brannenburger an die Herzoge von Bayern, die ihn dann wieder stückweise zu Lehen gaben oder verkauften. In mannichfachem Wechsel kam dieses Schloß an die verschiedensten Herren. Im vorigen Jahrhundert stand es noch in gutem Ansehen und die Aussicht aus seinen Fenstern über den mächtigen Inn, der in weitem Bette zwischen hundert buschigen Eilanden dahinströmt, muß wirklich reizend gewesen sein. Um diese Zeit wohnten daselbst die Grafen von Ruepp, eine jüngere Münchner Familie, die sich erst im dreißigjährigen Kriege hervorgethan. „Sechs dänische Rappen wieherten in dem Marstall des schönen Schlosses, ungeduldig, die hochangesehene gräfliche Herrschaft in prächtigen Carrossen zu den frohen Festen und Vergnügungen der wunderschönen Nachbarschaft zu bringen.“ Die Burg war mit Prunkzimmern und Speisesälen trefflich eingerichtet, um einem hochadelichen Hauswesen zur Wohnung zu dienen, hatte auch, wie bei Wening[1] zu sehen, einen schön angelegten Ziergarten. Aber im Jahre 1768 starb der letzte Graf von Ruepp und seine Schwester und Erbin verkaufte den Besitz an die Grafen von Preising, welche gleichwohl nach kurzer Wahl die bequemer gelegene Brannenburg zum Aufenthalte vorzogen und die hohe Veste räumen ließen. Vor achtzig Jahren brach dann zu wiederholten Malen Feuer aus und durch dieses wurde die Burg noch ganz verödet, so daß sie nunmehr „nur in ihren schönen Ruinen den Wanderer an das Ende eines großen und berühmten Geschlechtes mahnt.“

[1] Wening, Beschreibung des Kurfürstenthums Bayern. 1701.

Auf einem schroffen Felsenkopfe rechts, hoch ober Falkensteins Trümmern, steht eine braune Kirche vom höchsten Alter. Man glaubt, sie sei von allen in der Gegend die früheste, ein Mutterhaus des Christenthums, wie man auch in Tirol manche alte Kirche, welche wie diese in sicherer Lage auf hohen Bergen steht, den Zeiten der ersten Glaubensprediger zuschreibt. Ueberhaupt ist jene Gegend am Anfang des rhätischen Gebirges sehr reich an Erinnerungen an die frühesten Zeiten, besonders für den, der sie so gut zu erkennen versteht, wie der hochwürdige Herr Sebastian Dachauer. Anziehend zumal sind seine Nachweisungen, daß sich Familien- und Hofnamen nicht blos aus dem späteren Mittelalter, sondern aus den ersten Jahrhunderten der bajuvarischen Herrschaft bis heute erhalten haben. Ueberhaupt hat dieser Forscher im oberbayerischen Archive sehr viel Neues und Anziehendes über dies Bergland am Innstrome, seine alten Herren, seine Schlösser und Kirchen mitgetheilt, und wir sind ihm für diese Arbeiten, die wir bescheidentlich benützten, viel Dank schuldig geworden.

Indessen auch die frühere Geschichte jenes Gotteshauses auf dem Petersberge oder „auf Madron“ ist aus den spärlichen Quellen nicht mehr herzustellen. Sicher scheint, daß sie von den Ungarn zur Zeit ihrer großen Verheerungen zerstört und dann von drei flüchtigen Mönchen aus dem ebenfalls verbrannten Kloster Wessobrunn wieder erbaut worden ist. Es siedelten sich neuerdings Benedictiner an, doch wollte das Stift nicht recht gedeihen und die Würde einer Abtei hat es niemals erreicht. Später noch zweimal verwüstet, wurde es endlich (1297) als Probstei für Weltgeistliche dem

Domcapitel zu Freising einverleibt. Im Jahre 1804 sollte die alte Kirche dem Verfall überlassen werden, wurde aber von etlichen Nachbarn losgekauft und 1826 sogar wieder mit einem Geistlichen versehen. Dieselben Nachbarn bauten auch fast aus eigenen Mitteln das Haus des Priesters wieder auf, als es 1832 vom Blitz getroffen, ausgebrannt war. Es war keine kleine Arbeit, Balken und Steine da hinauf zu tragen, doch fanden sich hunderte von Menschen, die es zu Gottes Ehre freiwillig thaten.

Anderthalb Stunden weiter oben finden sich in kleiner Entfernung von einander die beiden Dörfer Ober- und Niederaudorf. Sie nehmen noch redlich Theil an jener schönen Alpenlandschaft, die den Innstrom von seiner Quelle an begleitet, um nun bald in die Ebene abzufallen. Letzteres ist ein gewöhnliches Bauerndorf und zeigt nichts Bemerkenswerthes, als etwa seitwärts, zwischen dem Ufer und der Eisenbahn, das kleine, jetzt wieder bevölkerte Kloster Reisach und den Herrensitz Urfar. Ersteres ist fashionable und es sind da im Sommer stets etliche Stadtfamilien auf dem Land.

Im Thale fließt der Inn durch weite Erlenauen mächtig, aber regellos daher. Es gab eine Zeit, wo er mit täglich wachsender Spannung seine Correction von der k. bayerischen Regierung erwartete. Damals wollte auch er gar schnell ein namhafter Strom werden unter seinen deutschen Brüdern und völkerverbindende Dampfschiffe tragen, worüber ihm die zukunftsvollen Herren zu Innsbruck schon die schönsten Versprechungen gegeben. Jetzt ist dies Wasser wieder etwas kleinlauter geworden. Da sich gezeigt hat, daß es wegen seines

ungestümen Wesens und wohl auch wegen anderer Hindernisse die Dampfschiffe nicht einmal ganz ordnungsgemäß nach Rosenheim verbringen kann, so wird wohl einige Zeit vergehen, bis man wieder von der Fahrt nach Innsbruck spricht, sofern diese überhaupt neben der Eisenbahn noch einen Werth haben sollte.

Oberaudorf ist gegen Süden ganz und gar von einem Felsen eingefaßt, der nur für die Straße nach Kufstein ein enges, überbautes Thor läßt, sich aber dann wieder zu einer Höhe erhebt, auf welcher einst die ehemals Falkensteinische Auerburg stand. Nach alten Bildern muß diese gegen Tirol gerichtete Grenzfeste zu ihrer Zeit sehr groß und stark gewesen sein. Sie war in spätern Zeiten der Sitz eines Pfleggerichts, ging aber 1743 im österreichischen Erbfolgekrieg in Feuer auf und wurde dann von Bayern ganz geschleift. Einige Mauertrümmer erhalten noch ihr Gedächtniß.

Eine besondere Berühmtheit zu Oberaudorf hat der Weber an der Wand erlangt. Auf der andern Seite des erwähnten Felsens ist nämlich gegen Mittag eine ansehnliche Höhle in das nackte Gestein gerissen, wo vor Zeiten sich ein Einsiedler seine Klause gebaut hat. Der letzte, der dort seinen Lebensfaden in frommen Uebungen abspann, war der Frater Hieronymus, dessen man noch jetzt gedenkt. Wenn des ehrwürdigen Bruders schmale Vorräthe zu Ende gingen, so zog er nur nach Eremitenart die Glocke, und die Nachbarn kamen dann besorgt herbei, um mit freiwilligen Gaben sein Leben weiter zu fristen. Im Jahre 1794 hörten sie aber auch einmal, obwohl nur schwach, das Glöcklein klingen, und als sie in die Zelle traten, fanden sie den Einsiedler an Altersschwäche sterbend auf seinem Lager.

So verödete die Klause; später aber erhielt sie neues Leben, da eine Zeit lang die Dorfschule darin gehalten wurde, und endlich, 1809, erwarb die Stelle ein Weber, woher der jetzige Name kommt. Der Weber legte dann ein Wohnhaus, einen schönen Garten und ein kleines Glashaus an, welches jetzt auch als Trinkstube dient. Das Ganze zusammen — die nackte Felswand, die oben einen dichten Wald trägt, das weiße Haus und der kleine Ziergarten, die in den Felsen hineingesteckt sind, gewähren einen phantastischen Anblick. Mehr als alles dies zieht aber die Aussicht an. Für diese Gegend ist der wilde Kaiser, der hinter Kufstein aufsteigt, der große Meister unter den Bergen, ein zerrissenes Ungeheuer, besonders schön, wenn an warmen Abenden das Alpenglühen kommt. Diesen Kaiser nun, dessen oberste Spitze 7246 Fuß hoch ist, übersieht man fast nirgends so gut, wie beim Weber an der Wand. Mit Recht wird daher dieser Ort, wenn man die schönen Aussichten im Hochland zusammenzählt, mit unter den ersten genannt.

Die Einwohner des Dorfes verlegen sich viel auf Gewerbe und leben um ein gut Theil städtischer, als z. B. die Bayerisch Zeller. Sie lesen stellenweise Bücher und kümmern sich auch um die Weltereignisse. Sehr wohl geneigt sind sie den schönen Künsten, wie sie denn namentlich die Kirchenmusik mit Eifer pflegen. Wenn diese an hohen Feiertagen mächtig vom Chor herunterbraust, glauben die Kenner in dem vermischten Schall noch immer den alten Ton der Trompete in Es [1] heraus zu hören.

[1] Vergl. Die alte Trompete in Es. Oberbayerische Dorfgeschichte u. s. w. München 1849. Nicht mit Unrecht vielleicht behaupten die mündlichen Commentatoren, daß der Schauplatz dieser seltsamen Geschichte in Oberaudorf zu suchen sei.

Eine besondere Vorliebe haben die Oberaudorfer zu allen Zeiten für dramatische Darstellungen gezeigt. Schon vor dreißig und vierzig Jahren spielten sie, wetteifernd mit ihren tirolischen Nachbarn, alle drei, vier Wochen, und nicht bloß selbstgedichtete Stücke, wie z. B. die Hochzeit auf der Alm, worin „Galatea und Phyllis, zwei Sennerinnen," oder die Geschichte von St. Georg und dem Lindwurm oder die Marter des heiligen Laurentius, sondern auch Johanna von Montfaucon, Otto von Wittelsbach, Schillers Räuber und sogar Hamlet, Prinz von Dänemark oder Denemarkt, wie der Zettel lautete. Vor etwa zwanzig Jahren wurde aber das Schauspielhaus von Landgerichts wegen geschlossen, und die Histrionen von Audorf bemühten sich lange Zeit vergebens durch Schriften und die eindringlichsten Vorstellungen, ihre alten Freiheiten wieder zurückzuerhalten. Endlich nach dem Jahre Achtundvierzig gelang ihnen auch dieses, und sie spielten nun mit großem Eifer fort und fort bis zum Jahre 1857, wo der Brand leider die hölzerne Bühne, die Decorationen und die Garderobe verzehrte. Der Hofwirth, Balthasar Greiderer, war ein großer Freund und Förderer der dramatischen Muse — nachdem dieser aber auch gestorben, so weiß man nicht, ob sich Thaliens Tempel zu Oberaudorf je wieder aus seiner Asche erheben wird oder nicht.

Doch laßt uns wieder weiter ziehen.

Kiefersfelden, rechts von der Bahn, besitzt ein Hüttenamt, dessen schwarze Gebäude ihre Bestimmung selbst verrathen. Dort steht auch am äußersten Rand des Königreichs die Ottokapelle, ein zierliches, auf eine Felsenbalustrade gesetztes Heiligthum gothischer Art, welches den Abschied verewigt, den einst Otto, der

König der Hellenen, am 6. December 1832 von seinem bayerischen Vaterlande hier genommen hat.

Hier tritt auch die Feste **Kufstein** ins Auge, als ein hohes, vieldächeriges, schmalfenstriges Gebäude auf einem einschichten Felsenschopf. Unten liegt das bescheidene Städtlein. Um diese Mauern ist schon viel Blut geflossen, bayerisches und österreichisches, beides Völkerschaften angehörig, die aus einem Stamme sind und dieselbe frühere Geschichte, die gleiche Sprache, die gleichen Sitten und die gleiche Gemüthsart haben — alles gleich, bis auf die Regentenhäuser. Und doch haben sie seit fünfhundert Jahren einander so schonungslos zerfleischt!

Tölz und Lenggries.

Als wir vor kurzem in Holzkirchen waren, ließen wir das Auge alpenwärts nach drei Richtungen sich ergehen, nämlich gegen Tölz, gegen Tegernsee und gegen Schliersee. Diese drei Wege gedenken wir nun einen nach dem andern aufzunehmen, und zwar zuvörderst den nach Tölz. Alle dreie haben den besondern Reiz, daß sie dem Gebirge immer näher führen, daß die Ansicht mit jeder Viertelstunde bedeutsamer, großartiger wird.

Die Straße nach Tölz geht auf und ab über Berg und Thal, an wenigen Ortschaften, an dem Klösterlein Reutberg vorbei, das auf buschiger Höhe liegt und von etlichen frommen Franziskanerinnen, welche die Kinder lehren, bewohnt wird.

Tölz,[1] der Markt, „an der Pforte der schöngeschmückten Alpenkammern, in denen die jungfräuliche

[1] Tölz (urkundlich Tollinse, Tollinze) und Schliers (Sliers) sind wohl kaum deutsche Namen, scheinen mir eher desselben Ursprungs wie Tils, Schiers und viele hundert andre in Tirol und Graubünden, die ich für altrhätisch ansehe. Eigenthümlich, daß sich auch in Pommern ein Fluß vorfindet, der jetzt noch wie in alten Urkunden Tollense heißt. Dort haben aber Slaven gewohnt, und Prof. Sepp nimmt daher auch an, daß Heinrich der Löwe slavische Tollenser hieher verpflanzt habe.

Isar aufwuchs zu dem lachenden, frischen Leben, mit dem sie hier in die Welt tritt," unser Tölz also wird von manchem Wanderer gar freundlich begrüßt, weil es mehr als ein anderer Hauptort des Hochlandes in seiner langen, breiten und schönen Straße den Styl der Alpen beibehalten hat. Fast alle Häuser zeigen nämlich die sanftabfallenden und vorspringenden Dächer, die uns immer an idyllische Einfalt und Gutmüthigkeit der Bewohner denken lassen. Vor dreißig Jahren sah man auch noch allerlei Malereien auf der Vorderseite — jetzt sind sie zum größeren Theile verschwunden. Dagegen hat man in der Pfarrkirche neuester Zeit unter der Tünche alte Wandbilder entdeckt, mehrere Einzelnheilige und zwei schöne Gruppen, die Anbetung der Weisen und das Martyrium des heiligen Sebastians vorstellend. Man schreibt sie dem Hofmaler Herzog Albrechts IV. († 1508) zu, dem Meister Gabriel Mächselkircher, demselben, der die neuentdeckten Bilder im alten Hof zu München gemalt haben soll. Die Kirche enthält auch schöne Denkmäler aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, namentlich einen großen marmornen Grabstein, auf dem sich ein geharnischter Ritter zeigt. Dieser ist Caspar Winzerer, seiner Zeit ein guter Degen, weiland Herr zu Brannenburg. Dort stellte er einst auf einem Anger vor dem Schlosse mit Georg von Frundsberg, dem jüngern, zur Kurzweil ein Waffenspiel an. Die Frauen und die Fräulein standen an den Fenstern der Burg und schauten neugierig zu. Herr Caspar turnierte erst ganz jugendfrisch, trotz seiner 77 Jahre. Plötzlich aber drang durch eine Spalte der Rüstung die Waffe des Freundes in seinen Hals. Der Greis starb bald darnach (1543) und wurde zu Tölz begraben.

Einen großen Ruhm genoß dieser Ort fast bis auf unsre Zeit wegen der Vortrefflichkeit des Getränks. Tölzer Bier hatte einen Namen, dem nicht leicht ein andrer gleich kam. Es wurde im Spätherbst, wenn zu München die letzten Tropfen versiegt waren, selbst in der Hauptstadt mit Sehnsucht erwartet und, wenn angekommen, an wenigen auserwählten Plätzen zwar um erhöhte Preise, aber auch mit erhöhtem Behagen getrunken. Die Uebung ist jetzt nahezu abgekommen und der Ruhm des Tölzerbieres vergangen — ich weiß kaum selbst warum.

Herr v. Reindl, Bürgerbräu zu Tölz, nicht bloß Gastwirth, sondern auch gebildeter Mann, gewährt den Fremden unter seinem Dache gute und heimliche Unterkunft. Man sagt, die Berliner hätten das Haus so lieb gewonnen, daß sie oft zu dreißig oder vierzig an der Table d'hote sitzen und ihren Geist erglänzen lassen. Auch finden sich hier sogar einige nichtbayerische Zeitungen und Literaturblätter — vielmehr ein Lesezimmer, das recht leidlich ausgestattet ist und von Geistlichen, Beamten und andern Honoratioren des Gau's unterhalten wird. Es wäre wirklich zu wünschen, daß auch noch in andern Städtchen am Gebirge die Gebildeten derlei Anstalten, wo sie fehlen, errichteten, da sie der Fremde, den man durch alle Zeitungen herbeiruft, bei schlechtem Wetter so peinlich vermißt.

Berühmt ist auch Herrn v. Reindls Bürgergarten mit seinen hundertjährigen Linden. Er liegt gerade dem Thale von Lenggries gegenüber und genießt einer herrlichen Aussicht in den grünen, schmuckreichen Winkel der Isar hinein und auf die Berge, die das Isarthal gestalten. Zumal die Benedictenwand ist da eine groß-

artige Erscheinung. Hier gibt es auch ein gut Glas Wein und einen Gerstensaft, der noch immer des alten Ruhmes würdig ist. Wer ihn versucht, meint Lentner, wird sich auch zu erklären wissen, warum die Männer dieser Landschaft so schwer bestimmen können, wenn es sie nicht mehr dürste. Wer dieselbe Aussicht in den Isarwinkel hinein, nur von höherer Stelle und mit reizendem Vordergrunde, genießen will, der soll sich einen Gang auf den Calvarienberg mit seiner seltsamen Kirche nicht gereuen lassen. Am nördlichen Abhang desselben wird neuester Zeit auch ein Braunkohlenflötz abgebaut.

Indessen, Friedrich Lentner hat nicht nur die oben verzeichneten Worte über den Garten des Herrn Bürgerbräu gesagt, sondern noch mehreres, was hierher und zu unsrem Zwecke paßt. Es ging derselbe nämlich, als er das Bayerland durchforschte, im Jahre 1846, auch durch das Gebirge und schrieb über diese Fußreise einige liebenswürdige Berichte in die Allgemeine Zeitung. Dort liegen sie jetzt in den großen Quartanten vergessen und es ist daher wohl erlaubt, sie wenigstens stückweise wieder in Verkehr zu bringen. Sehr anmuthig wird z. B. der Leser schon finden, was er wohlwollend über Tölz gesagt:

„Märkte wie Tölz sind eine Eigenthümlichkeit des Bayerlandes: in Schwaben und Franken hieße eine Doppelreihe solch' anständiger Häuser, die doch so lange ist, daß man mit der Hand noch nicht nach einem Thore langen kann, während man mit dem Fuße das andere schließt, auf alle Fälle eine Stadt, und der Reichsadler flatterte sicher überm Thorbogen. Ernsthaft genommen liegt ein Fonds der nachhaltigsten und lebenskräftigsten

Productivität an brauchbaren Menschenkindern für Bayern gerade in diesem Kleinbürgerthum. Da gibt es Talente nach oben und unten hin, in den Wipfeln der nationalen Entwickelung rauschen Geister aus diesen Regionen, und jene unentbehrliche Grundsuppe des Philisterthums wird nur an diesem Herd gekocht. Im Qualm einer Gerberstube speculirt ein seltener Kopf über wichtige Fragen unserer Zeit,[1] und im Nachbarhause schafft die unermüdlichste Hand selbst bei beeinträchtigtem Gewerbe einer Familie den ehrlichen Unterhalt. Dies Leben voll gesunden Blutes und gestählter Sehnen grüßt uns aus den reinlichen Wohnstuben, in der geräuschlosen Regsamkeit der Werkstätten und Kaufgewölbe, es lacht unterm silbernen Riegelhäubchen aus den frischen Augen des Bürgertöchterleins, und prangt als schwerbeschlagener Rosenkranz in der Hand der Matrone. Deßhalb mag man gerne ein paar Tage hinbringen bei solchen Marktbürgern des Oberlandes, wenn auch noch benachbarte Naturschönheiten auf unsern pflichtschuldigen Tribut warten."

Nicht zu vergessen sind hier auch die jod- und schwefelhaltigen, doppelt kohlensauren Natronquellen zu Krankenheil, welche der Leser wohl schon aus den breiten Placaten in den Zeitungen kennt. Dies Wasser ist der Tod der Kröpfe und sprudelt also hier in glücklichster Lage, gerade an den Pforten der strumatischen Zone, die sich bis gegen Hesperien ausdehnt. Wer wird da nicht den Weltgeist bewundern, der dort in den Ländern der Giftschlangen immer auch die Kräuter

[1] Hier scheint Herr Professor Sepp, ein geborner Tölzer, gemeint zu sein.

wachsen läßt, die ihre Bisse heilen, und hier für die Satthälse, die er in seinem Organismus vielleicht nicht entrathen konnte, jene Wässerlein spendet, die sie so leicht wieder ungeschehen zu machen vermögen! Die besagten Quellen entspringen aber am Abhange des Blomberges, auf einer wunderschönen Stelle, wo man weit ins Land und in die Berge schauen kann. Von dort laufen sie bergab nach dem Zollhaus, einer freundlichen Wirthschaft in einem idyllischen Winkel, mit sehr zu empfehlender Küche. Sie liegt eine halbe Stunde von Tölz, bietet ziemlich geräumige Unterkunft für Badegäste und ist vornehmlich von Berlinern, Hanseaten und Russen besucht.

Der guten Gelegenheit willen wollen wir hier auch Heilbrunns gedenken, obwohl es näher bei Benedictbeuern liegt, als bei Tölz. Dort fließt die jod- und bromhaltige Adelheidsquelle, wohl die wirksamste ihrer Art auf dieser Erde. Sie ist, wie die Najade von Adelholzen, in die bayerische Geschichte einverwebt, da wir's außer Gott nur ihr zu danken haben, daß uns die Kurfürstin Adelheid, des frommen Ferdinand Maria liebenswürdige Gemahlin, den theuren Maximilian Emanuel bescheeren konnte. Die meiste Flüssigkeit dieser Quelle geht in die weite Welt; was an Ort und Stelle zu Trunk oder Bad verwendet wird, ist kaum der Rede werth. Deßwegen sind auch Wirthshaus und Wohnungen, mit wenig Ausnahmen, mehr als patriarchalisch. Nur gut, daß das gastliche Bichel nicht ferne ist, wo sich die Betheiligten bei angenehmer Verpflegung in Liebe und Frieden sammeln. Dort leben sie in der Landschaft, die einst St. Bonifacius gesegnet, die frohesten Tage. Hat sich doch selbst Enzenau, der nahe Weiler, aufgemacht

und den Nothleidenden aus Europa seine kleinen, reinlich geweißten Bauernstuben zur Verfügung gestellt.

Wenn man von Tölz an schönen Sommertagen so einwärts schaut ins Thal von Lenggries, so wird man der Versuchung, etwas näher hinzuzugehen, kaum lange widerstehen können. Es ist jedenfalls ein sehr angenehmer Weg zwischen den Weidenbüschen des Isarufers und lebendigen Zäunen an gutgehaltenen Höfen vorüber nach dem ansehnlichen Dorfe, das sich eines schönen Calvarienberges, zweier sehr guter Wirthshäuser und auf der Höhe gegen Mittag eines prangenden Schlosses erfreut, der Hohenburg nämlich, welche jetzt dem Freiherrn Karl von Eichthal zu München gehört. Die Gegend ist ein weiter, ebener, grüner Thalgrund. Der Ort selbst ist belebt, wohlhabend und hat fast lauter hübsche Häuser; seine Heimlichkeit zieht viele Gäste an und seine Flöße gehen bis Pesth. „Nur sagt man ihnen nach," meint Lentner, „die Floßfahrten nach Wien und Pesth förderten eben nicht die patriarchalischen Sitten, die man natürlicher Weise noch immer bei Menschen voraussetzt, die bestimmt sind, das Talent zur Idylle für einen ganzen Volksstamm zu repräsentiren." Man kann von hier aus auch in fünf bis sechs Stunden auf dem Floß nach München fahren, was, einmal im Leben versucht, soferne es gut ausfällt, eine ganz angenehme Erinnerung gewährt. Man steigt am grünen Baum aus und findet dort auf einer Tafel verewigt, daß selbst König Max II. schon einmal mit solchem Fahrzeug aus den Bergen kommend hier gelandet.

Etwas näher gegen Tölz zu, auch mehr auf der Höhe, liegt das Dorf Wackersberg, dessen Gebirgsschützencompagnie zu München beim Octoberfeste und bei ähnlichen Gelegenheiten stets viel Geschau auf sich zieht und viel Beifall erntet.

„Ein eigenthümlicher Nimbus patriotischer Poesie," erzählt Lentner, „umstrahlt dies Häuflein schlanker, reckenhafter Bauern, die in altväterischer Tracht sich als Soldaten geriren, diesen ehrwürdigen Rest der alten Landfahne vom Tölzer und Hohenburger Gerichte, und er verfehlt, wenn er nach München verschrieben wird, nie seine Wirkung. Ein anderes wird das freilich in der Nähe besehen. Wie er vor mir saß, mit unbeschreiblich wehmüthigem Gesicht, der freiresignirte alte Schützenhauptmann von Lenggries und sein Klaglied sang vom Verfall all der schönen Dinge beim Schützenwesen! Er, der anno Neun gegen die Tiroler getrommelt, sah die tapfere Schaar schußsicherer Landleute noch in den guten alten Tagen; er paradirte mit ihnen am Frohnleichnamsfeste — damals zahlte die Herrschaft noch das Pulver zu den Salven und Bier für die Mannschaft, jetzt gibt höchstens noch der Herr Pfarrer einen Eimer zum Besten. Damals trug noch jeder Schütze sein eigen Gewand, meist seinen Hochzeitrock, jetzt borgen die etlichen fünfzig Bursche die grünen Kittel und Hüte von allen Großvätern der Umgegend zusammen; der urväterische Marsch mit Trommel und Pfeife verstummt, denn Niemand will mehr „schwegeln" lernen, und was die Förster für Briefe geschrieben an die Regierung wegen des Gewehrtragens der Bauern, davon wollte er gar nicht reden. Man dachte einmal höchsten Orts, so viel mir bekannt, viel an Errichtung von

Bergschützen-Compagnien, das Projekt fügte sich aber nicht recht in die üblichen Forst- und Polizeigesetze, und so wurde denn die Sache vergessen, ehe sie eigentlich da gewesen. Es meinen aber Viele, vielleicht wird doch noch einmal etwas daraus und bis dahin tragen nun die alten Schützen ihre Sebastiansfahne bescheidentlich in der Procession mit, und freuen sich, im Schutz der Kirche sicher zu sein vor ihren Erbfeinden, den Jägern. Alles was ehedem gut und schön war, gilt ja jetzt nicht mehr; selbst an die Herrlichkeiten des Lenggrieser Frohnleichnams-Umgangs wurde die kürzere Elle gelegt, die rothen Husaren mit ihren Flügelhauben, eine Reminiscenz an den Besuch des Pandurenobersten Trenck, dürfen nicht mehr ihre ungarisch gezäumten Pferde vorantummeln, die Herrschafts-Dragoner nicht mehr nachtraben auf ihren Ackergäulen, die kleinen Buben in zopfiger Waidmannstracht, die ehedem mit Leithunden und Flinten sehr ernsthaft im Zuge mitschritten, fehlen, Schäfer und Schäferinnen sind beseitigt, selbst den zugführenden Engel hat die Polizei abgeschafft. Vergegenwärtige dir einmal, lieber Leser, diese malerischen Zuthaten im frommen Aufzug, und du wirst die Klagen der Alten dieses Dorfes zu würdigen wissen. Ich kann dir übrigens versichern, auch noch in seiner heutigen Abschwächung sieht ein kirchlicher Festgang bildsam genug aus. Wenn um die lichten Hügel von Wackersberg der bunte Kranz der Bittgänger sich schlingt, hoch in den Lüften die Fähnlein fliegen, die gekrönten Jungfrauen sittig heranschreiten, die schöngelockten Marien auf den Thronsesseln tragend, und die Weihrauchwolke, aus der das Gold der Priesterkleider, das Gestein der Monstranz blitzt, in irgend einer Bucht

dichter Ahorne verschwebt, wenn dann nur noch aus der Ferne der Gesang, der dumpfe Trommelschlag der Schützen, das Summen der Betenden und die flatternden Fähnlein des Zuges Richtung kund geben, so mag sich jeder noch genug Poesie aus dem allem, wie aus der Landschaft des wunderschön gelegenen Hochdörfleins herausfinden."

Wer die nöthige Zeit hat, soll aber jedenfalls zu der wunderschönen Hochebene hinaufsteigen, wo jenes Wackersberg und die obern Höfe von Arzbach liegen. Er findet dort außer liebenswürdigen Menschen auch stattliche Höfe, die saftigsten Wiesen und den herrlichsten Baumschlag.

Eine kleine Stunde oberhalb Lenggries, jenseits der Isar, die hier zwischen weiten Kiesfeldern durchrinnt, zeigt sich der Eingang in die Jachenau, welche wir vom Walchensee her betreten werden. In dieser Gegend hören auch, wenn man an der Isar fortgeht, allmählig die Bauernhöfe auf und das Thal wird einsam und einsamer, rauher und felsiger, zieht auch als weltverlassene Oede fort, bis es bei Wallgau, etwa sechs Stunden von Lenggries, wieder in volkreichere Gegenden ausläuft. Es sind nur zwei bewohnte Stellen auf der langen Strecke, der Fall und die Riß. Nach ersterem hat man von Lenggries fast drei Stunden zu gehen. Die Isar ist dort auf eine Enge von 20 Fuß zusammengedrängt und bildet eine wilde Stromschnelle, über welche aber die Mittenwalder Flöße leichtblütig hinabgleiten. Doch lassen wir wieder Lentner sprechen:

„Eilen wir muthigen Schrittes hinein in den Fall, in die innersten Klausen der Isar. Schönheiten kann ich hier nicht anbieten, die Tannenwände der Ufer werden

zudringlicher mit jedem Schritt, Fels und Block verlegen den Weg, die Thalsohle gehört den Wassern, die mit dem Gestein sich streiten, das unfügsam sich allerwärts breit macht. Mitten in diese Waldöde, in den Schwall der Wildwasser, haben da zwei Bauern ihr Heimwesen hingestellt, dem Berg die Waide, dem Rinnsal das Feld abgetrotzt, und unermüdlich die Axt gebraucht im unausreutbaren Forste. Jetzt sind sie reiche Leute, herrenstolz stehen ihre Wohnsitze in der sonst unbewohnten Gegend, die polirten Schränke ihrer städtisch geputzten Stuben sind gefüllt, ihre Weiber und Töchter kennen nur seidene Sonntagskleider, flinke polnische Rößlein warten im Stall, bis Herr und Frau eine Spazierfahrt machen wollen nach Lenggries oder Tölz, und eben wurde der zierlichste Wagen vom Sattler mit feinem Tuch ausgeschlagen, als ich das Rieschenhaus besuchte. Um des Waidwerks pflegen zu können, hat sich der Bauer zum Revierjäger machen lassen — das zweite Haus heißt von Alters her beim Jäger — während er den Forst durchstreift, arbeiten dort für ihn tagtäglich dreißig und mehr Holzknechte, und triften ihm gleichsam das baare Geld zu Thal."

Der eine dieser bäuerlichen Stammsitze, das Rieschengut, ist jetzt von der Familie verlassen und Eigenthum des Freiherrn von Eichthal geworden. Nur der Bruder und der Sohn des von Lentner gemeinten alten Franz Paul Riesch leben noch im Fall, ersterer als k. Jagdgehülfe, letzterer als Forstwart — beide ächte, schöne Jägergestalten.

In der vordern Riß steht ein einsames Försterhaus.

Tegernsee, Schliersee und das Leizachthal.

Von Holzkirchen nach Tegernsee geht der Weg über hügeliges Land bis an die Kreuzstraße, wo ein einzelnes Wirthshaus steht. Für die Freunde politischer Bewegung wird diese einsame Herberge immer dadurch denkwürdig bleiben, daß hier an einem schönen Morgen des Sommers 1848 Rednerbühnen aufgeschlagen waren, mehrere Vaterlandsfreunde das Wort ergriffen und eine ungezählte Menge von Oberländer Bauern sie lauschend und staunend umstand. Es sind auch mehrere Beschlüsse gefaßt worden, doch weiß ich nicht, welche Tendenz sie hatten.

Von da zieht die Straße fast eben fort, bis sie bei Gmund einen jähen Abhang hinunter steigt, um ins Thalbecken des Tegernsees zu gelangen. Sofort läuft sie ein Stündchen den See entlang und kömmt dann nach dem Orte, der von diesem den Namen trägt.[1]

[1] An „Tegernsee" sind schon manche etymologische Lanzen nutzlos abgesprungen. Großes Ansehen genoß etliche Jahre lang die Meinung, welche Caspar Zeuß geäußert, nämlich daß es von keltisch **tighearna**, Herr, abzuleiten, also der See des Herrn zu deuten sei. Andre Meinungen wollen wir lieber ganz verschweigen. Nun gibt es aber in Bayern etliche zwanzig

Die kleine, früher oft gemachte Reise von München nach Tegernsee habe ich auch letzten Herbst unternommen und darüber einen Bericht erstattet, über welchen sich Viele freuten, Manche ärgerten, weßwegen er hier wiederholt werden soll:

„Daß in unserem Deutschland alles durcheinander geht, ist kaum mehr zu verheimlichen. Die großen Männer, die wir haben, sind zu klein, und das Volk selbst noch nicht groß genug, obwohl ihm ein gewisses Wachsthum und eine gedeihliche Triebkraft gar nicht abzusprechen ist. Einstweilen sucht uns die Presse die lange unendliche Zeit zu verkürzen, aber, wie ich höre, schlagen die Zeitungen heutzutage eine so grobe Klinge, daß nur ein Genius noch durchhauen und sie übertreffen könnte. Uns kleinern Leuten bleibt daher kaum anderes übrig, als staunend am Ufer der Zeit zu stehen und zuzusehen, wie sich die Wogen brechen. Und nach so langer Spannung und mancher getäuschten Hoffnung empfindet nachgerade der städtische Patriot ein inniges Sehnen nach stiller Erholung, nach frischer Luft und dem blauen Himmel. Also gehen wir aufs Land, und wenden uns dem Stillleben der Bauern, der Aelpler zu, obwohl auch in diesem der Fortschritt und das Treiben der

Ortschaften, deren Name mit Teger zusammengesetzt ist, als Tegernau, Tegernbach, Tegerndorf, Tegernheim u. s. w. Deßwegen hat Ignaz Petters neulich in Pfeifers Germania ganz schön bewiesen, daß hier ein altes Adjectiv tegar zu Grund liege, welches in den niederdeutschen Mundarten jetzt noch als Adverbium mit der Bedeutung „sehr, stark“ vorkomme. Als ehemaliges hochdeutsches Adjectiv mag es die Bedeutung „groß“ gehabt haben. Tegernsee also der große See, wahrscheinlich im Gegensatz zum kleinern Schliersee. So liegt auch nahe bei Tegerndorf, südlich von Rosenheim, ein Litzeldorf.

großen Welt sich spiegelt, wie im Thautropfen das weite Firmament.

Wer etwa am 13. August zu Holzkirchen auf dem Bahnhof war, der wird sich noch lange erinnern, wie es damals bald nach Mittag zuging. Daß das reisende Publikum den Gedanken nicht los wird: es seien alle Beförderungsanstalten nur seinetwegen da! Daher das viele Schimpfen und „Aufbegehren,“ welches den guten Sitten so zuwider ist, und mitunter sogar den Respect gegen Conducteure und Bahnbeamte verletzt — während der Pilger jene Institute doch eigentlich als eine Gottesgabe, als ein himmlisches Gnadenbrod erachten sollte, für welches seine Fahrtaxen nur als eine Art Stolgebühren wie bei Kindstaufen und Hochzeiten erscheinen, wobei alles Raisonniren wegen mangelhafter Verrichtung gänzlich ausgeschlossen ist.

Hundert Menschen also sprangen damals aus den Wagen, und stürzten dahin um die hintere Front des Bahnhofs zu gewinnen, wo das ehrsame Holzkirchen sich darstellte, und die blauen Alpen, leider aber nur vier oder fünf Stellwagen. Ueber letzteres verdüstert, griffen manche sogleich zum Wanderstab, der sie wenigstens bis zu Holzkirchens Sommerkellern geleitet haben mag, die andern aber warfen sich zurück und auf eine kleine Schießscharte im Bahnhof, die dem Publikum einen vielbeschäftigten Mann im blauen Rock bis zum Kinn hinauf sichtbar werden ließ, der die Billette für die Stellwagen langsam austheilte. Und da entstand ein Gedränge, welches man wegen der mancherlei dabei betheiligten Damen und bei der jetzigen Bildung der Touristen fast erstaunlich nennen konnte, denn sie haben sich, um mit Kobell zu reden, „die schönste Sottise gesacht.“

Doch die Miesbacher und die Schlierseer kamen glücklich davon in ihrer gelben Arche, aber wir Tegernseer stritten zu dreißig sehr höflich um Einlaß in einen schmalen Kasten, der kaum ein halb Dutzend fassen konnte. Man lasse Wagen kommen aus dem Markt! herrschte sofort eine Stimme in blauem Rock, die dieser Noth ein Ende machen wollte. Sehr traurig ist es aber, daß der Markt nicht da steht, wo man den Bahnhof hingebaut, und daß der Tag so heiß war; denn als man nach einer halben Stunde nachfragte, hatte es wegen der tropischen Hitze Niemand gewagt, in den Flecken hineinzutraben, und über die Wagen war gar keine Kundschaft einzuziehen.

Denkende Reisende finden aber leicht einen Trost im Ungemach, und so setzten sich ihrer drei zum Tarok[1] zusammen, und spielten zwanzig Sölchen „ohne Fragen," ehrlich und wohlgemuth, bis endlich zwei Vehikel daher schaukelten, eng aber gemüthlich, welche sich entschuldigten, daß die Pferde auf dem Feld gewesen, und die Knechte nicht daheim — worauf sich dann die braven Landfahrer nach anderthalb Stunden mit lächelndem Brummen in diesen Gehäusen verloren. „Bei uns," sagte ein Stuttgarter — und sein schwäbischer Dialekt ließ seine Reden noch fremdartiger klingen — „weiß man bei gutem Wetter immer, daß mehr Leute kommen, und da thät man den Posthalter zwingen, daß er lieber einen Wagen zu viel schickt, als zu wenig — und wenn einer leer bleibt, so kann er'n wieder heimführen." Neues

[1] Tarok — ein feines Spiel und erwünschte Aushülfe für regnerische Sommertage und lange Winterabende, gleich hoch geschätzt von Geistlichen und Laien. Es wird dadurch manche Ausgabe für Bücher erspart.

Beispiel von der tiefen Kluft zwischen den deutschen Stämmen! Diese grausame Energie der Schwaben gegen die Herren vom Dienst, und dabei der unwürdige Servilismus gegen das Publicum! Wie ganz anders ist das bei uns! Einen bayerischen Posthalter zwingen — mich überlief es kalt! Und erst die Stuttgarter, die im voraus wissen, daß bei gutem Wetter mehr Leute ins bayerische Gebirge reisen? Wahre Teufelskerle!

Also wohl eingeschindelt und eingeschachtelt, Kopf an Kopf und Knie an Knie, nach Tegernsee. Je mehr dem Menschen gegeben wird, desto mehr verlangt er, woher auch die bekannte Maxime mancher Regierungsbeflissenen: daß man lieber gar nichts geben solle. Jetzt, wo die Eisenbahn doch schon das schöne Stück bis Holzkirchen abkürzt, meint der Reisende, es sei ein großer Uebelstand, daß man nicht gleich bis an das Posthaus zu Tegernsee hinfahren könne. Freilich wird von einer Eisenbahn gesprochen, welche über Berg und Thal, durch Klüfte und Schluchten nach Miesbach hinziehen soll, in das freundliche Miesbach, wo unsere Miesbacher Kohlenbergwerksgesellschaft thront. Bei den Eisenbahnen sieht man bekanntlich, wie bei den Regierungssystemen deutscher Staatsmänner, frühestens zehn Jahre zu spät, daß sie ganz falsch angelegt worden, wornach dann die Reue über verlorne Zeit und das verschwendete Geld leider umsonst ist. Gott verhüte, daß dieses Schicksal auch dem kleinen zarten Aermlein drohe, welches hier die Wien-Pariser Bahn mit naiver Neugierde verlangend in die Vorberge hineinstreckt. Unverständige Leute meinen, daß das freundliche Miesbach eigentlich eine Sackgasse sei, von wo aus die Bahn nur etwa über die Spitzing Alm oder die Rothe Wand im blauen Dunkel ferner

Jahrhunderte, wenn einst auch diese Höhen mit blühenden und volkreichen Landgerichtssitzen besäet sein werden, eine Fortbildung zu erhoffen habe, während doch gerade im Süden von Holzkirchen die auf ebenem Boden zu erreichende „Kreuzstraße“ liegt, ein unscheinbarer Punkt, der aber ein bisher verkanntes Talent zu naturwüchsiger Entwicklung zeigt. Von hier aus, sagt man mit einem Blick auf die Karte, würde auch das freundliche Miesbach in kurzer Zeit erreicht sein, und dann wäre einerseits „freie Hand“ für die künftige Tölz-Kemptener Bahn — sollte sie auch auf lange hin nur erst durch eine gute Landstraße vertreten werden — andererseits aber der Weg nach Kreut und ins herrliche Achenthal offen, wo so viele stille Seelen ohne Aufsehen hinpilgern, um des belebenden Umgangs der dort bei Scholastica hausenden Innsbrucker Gelehrten theilhaftig zu werden. Solche Gedanken machten sich auch im Stellwagen laut, und die Vorfechter der Kreuzstraße wußten sich nicht wenig mit ihrer bessern Einsicht, bis ich endlich, da ich das Raisonniren im Omnibus nicht ertragen kann, sie beschwichtigte mit der Bemerkung: es sei bei uns überhaupt nicht zu vermuthen, daß etwas Ungeschicktes geschehe (man habe noch keine Beispiele), und wenn die Eisenbahn nach Miesbach einmal wirklich gebaut sei, so müsse man sie eben mit der Ruhe des Weisen hinnehmen, denn alles was existire, sei auch vernünftig. Dieß wirkte, bis wir nach Gmund am Tegernsee kamen, wo ich ausstieg.

Wenn man um diese Zeit durch Gmund fährt, sieht man nur die bekanntesten Münchener Köpfe zu den Fenstern herausschauen. Münchener Mütter wandeln auf den Altanen der Bauernhäuser; Münchener Fräulein

jodeln aus den Dachluken; Münchener Kinder spielen den Franzosenkrieg auf den Gmunder Wiesen. Die Stadtwelt drängt jetzt furchtbar über ihre Mauern; jeder Thorwart, jeder Milchmann geht aufs Land, und selbst die abgelegensten Berghöfe werden aufgesucht um dort arkadisch zu leben, und im Schatten der Hollunderbüsche Trautmanns und anderer bayerischer Schriftsteller beliebteste Werke zu lesen. Also ist auch Gmund, das man früher nur theilnahmslos durchfuhr, an Ruhm und Ehre sehr ansehnlich in die Höhe gestiegen, und hat selbst in der Ferne seine Verehrer, wie denn sogar August Lewald bereits zwei Sommerfrischen hier verbracht hat. Für Viele gewinnt dieses Dörfchen schon dadurch einen großen Vorzug, daß es nicht Tegernsee ist, das städtische, vornehme Tegernsee, welches wegen seiner Ueppigkeit von Vielen eben so gemieden, als von Manchen wegen seines „wunderschönen" Biers, seines bewegten Lebens und seiner herrlichen Landschaft gesucht wird — andere laben sich an unsrem Gmund, weil es den ersten reinen Vorschmack des Gebirges gewährt. Die Aussicht in die nahe Ebene ist durch einen grünen Hügelvorhang benommen — der See lächelt so reizend an schönen Sommertagen — rückwärts ansehnliche Berge — ringsum im kleinen traulichen Kreise freundlich winkende, zierliche Bauernhäuser — stattliche Kirche — reine Luft — das Dunkel des Waldes und das Rauschen der Mangfall — alles zusammen vereinigt sich zu einem sehr angenehmen, wenn auch nicht großartigen Ganzen.

Daß es da mitunter hoch hergeht, mag man schon aus dem großen und saubern Wirthshaus mit seinem Küchensalon und seiner ungeheuren Zechstube abnehmen. Ein Scheibenschießen knallte hier an uns vorüber in der

alten Munterkeit. Abends spielte die Gebirgsschützenmusik ihre schönsten Stücke zu ihrem eigenen Vergnügen. Da sah man kostbare Blasinstrumente von jeder Größe und blasende Talente von fünfzehn Jahren bis ans Greisenalter — lauter Bauern, Bauernsöhne, Hirten, Bergleute u. dgl., welche ihre schönen Weisen tüchtig eingeübt hatten, und sie ganz freudenselig in die Mondscheinnacht hinausbliesen.

Daß man des Abends im Herrenstübchen, wo sich die Honoratioren des Landes und die Gäste aus der Stadt zusammenfinden, nicht wenig zu politisiren pflegt, versteht sich jetzt von selbst. Man will ja wissen, daß sich sogar unter den Bauern schon Parteien bilden, und daß sie ihre Journale genau nach ihrer Farbe auswählen. Viele von diesen „Hirten“ abonniren sich nämlich auf die Blätter, und ihre Schulkinder bringen täglich aus dem Hauptort der Gemeinde die einzelnen Stücke auf die fernsten Höfe. Es soll sich im Gebirge kaum eine Postexpedition finden, die nicht ihre dreißig Nummern und oft mehr an bäuerliche Zeitungsleser spendirt. Das „fluchwürdige“ Jahr 1848 hat unter anderm auch die segenswürdige Folge gehabt, daß sich um die öffentlichen Dinge eine Unzahl von Unterthanen bekümmert, die ihnen früher nicht das mindeste Augenmerk schenkte. „Vor dem Jahr achtundvierzig,“ sagte der Wirth zu H., „habe ich gar nicht gewußt, daß wir einen Staat haben. Hab' immer gemeint, was wir Bauern zahlen, schiebt der König in seine Truhe, und zahlt wieder aus davon, was sein muß. Damals aber haben sie mich in den Prüfungsausschuß für die Steuern genommen, und da hab' ich öfter nachdenken müssen, und der Rentbeamte hat mir auch ein Licht aufgezündet, so daß ich jetzt allmählig durchfinde.“

Daß der italienische „Befreiungskrieg“ von diesem Jahr die Gemüther mächtig aufregte, ist bekannt. An den Helden von Oesterreich, die durch das Land zogen, schlugen die Sympathien in hellen Flammen auf. Was in den Städten geschehen, haben seiner Zeit die Blätter berichtet, aber was in manchem stillen Durchzugsdörflein an Eiern und Schmalznudeln, Käse, Würsten und Bier geopfert wurde, ruht für die große Welt in tiefem Dunkel, welches nur erst die bayerische Geschichte aufhellen wird. Weitaus die meisten Männer brannten im Namen des deutschen Vaterlandes für einen titanischen Sturm mit Oesterreich gegen den Bonaparte. Doch ist nicht zu läugnen, daß die Stimmung der Frauen mitunter eine preußische Lasur hatte. „Wenn diese zwei Kaiser,“ sagte die Wirthin von S—, „etwas mit einander haben, so sollen sie es selbst ausmachen — zu zweien mit dem Schlagring, oder mit dem Messer, oder wie sie wollen — aber daß wir unsere Kinder hergeben sollen und unser Geld, und zuletzt das Gewerb stillsteht und der Bettel zu allen Fenstern hereinschaut, das ist doch ein Unsinn! Haben immer gesagt, die Menschen sind schon gescheidter und schießen nicht mehr auf einander — aber jetzt sieht ein Blinder, sie sind noch so dumm wie vor und eh'!“ So sprach die Wirthin zu S—, als gute Hausfrau und zärtliche Mutter, ohne zu ahnen, daß gerade der italienische Feldzug die Kriegswissenschaft mit einer Menge nützlicher Erfahrungen bereicherte, welche in sämmtlichen deutschen Armeen die großartigsten Verbesserungen nach sich ziehen müssen, und daß wir uns nur freuen dürfen, wenn unsern Taktikern und Strategen, sei es auch mit etlichen Kosten, wieder einige neue Ideen zugeführt werden, die

das nächstemal zur Zerstörung des Menschengeschlechts pflichtgemäß verwendet werden können.

Aber nun wieder zurück in das Herrenstübchen zu Gmund. Dort trauerte fast Jedermann über den gegenwärtigen Zustand des deutschen Vaterlandes, und daß eigentlich gar Niemand wisse, wie ihm ohne „Nationalunglück“ zu helfen sei. Mit Deutschland, sagte eine Stimme, geht es gerade wie mit den Löschanstalten in den deutschen Reichshauptstädten. So lange es brennt und der Himmel feuerroth ist, lärmt das Publicum wie besessen und schreit: das Ding muß morgen schon besser werden — sobald aber die Brandstätte zu rauchen aufhört, sprechen die Weisen: „Seht ihr denn nicht, daß die Wasserkästen leck, daß die Schläuche zerrissen sind, daß die Gewinde nicht in einander passen und den Spritzen die nöthige Triebkraft fehlt? Wer wird jetzt die namenlosen Opfer bringen wollen, um dieß alles zurecht zu machen? Warten wir lieber auf ein größeres Unglück — möglich, daß es dann etwas leichter geht. Ihr andern aber, ihr Volksredner, seid nicht so grausam, und sprecht nicht öffentlich von Hoffnungen, welche kein vernünftiger Mensch erfüllen kann.“ Das ist alles sehr tief gedacht, und nur zu befürchten, es könnten, wenn die Vernünftigen nichts vermögen, am Ende gar die Unvernünftigen die Sache in die Hand nehmen wollen.

Die Meinungen über das Kaiserthum Oesterreich sind seit dem letzten Frieden nicht günstiger geworden. Allerdings kannte man an jenem Abend die neuesten Versprechungen noch nicht, und es ist daher unmöglich zu sagen, welchen Eindruck sie gemacht. Im allgemeinen stellte man die Behauptung auf: „In Oesterreich st**kt's!“ — eine kurze aber populäre Formel, welche

fast an Hamlets berühmten Spruch über das Königreich Dänemark erinnert. Ob man aber damit den Grafen Grünne, die schlechte Führung im letzten Kriege, die nachlässige Verpflegung des Heeres, den Unkummer um die Verwundeten, die furchtbaren Unterschleife, die traurige Finanzlage, den bedauerlichen Stand der Nationalen, die große Steuerlast, das Concordat, die Klagen der Protestanten, den unzureichenden Zustand der Schulen, den Mangel an Preß- und andern Freiheiten, den Abgang der Volksvertretung, das verunglückte Gemeindegesetz, das unbefriedigte Verlangen nach Gewerbefreiheit, die sehr unzulängliche Büreaukratie, die Seltenheit genialer Köpfe, die weitverbreitete Verstimmung und Hoffnungslosigkeit, die ungarischen Verhältnisse, die slavischen Zustände, die italienischen Wirren — oder was man immer mit jener Phrase ausdrücken will, ich weiß es nicht. Preußen dagegen scheint stellenweise an Ansehen zu gewinnen. Ein Landcaplan sprach hier das auffallende Wort: wir müssen jetzt mit Preußen gehen! Ja, aber, versetzte der Wirth, wenn einer stehen bleibt, kannst ja nicht mit ihm gehen! — Ich glaube, wenn Preußen den Wink, den ihm der Wirth von Gmund gegeben, beachten wollte, würde ihm wohl noch manches desperate deutsche Seelchen zufliegen. Seine Manteuffel-Westphalen würden wir am Ende eben so leicht vergessen, als wir die Pfordten-Reigersberg aus unsern constitutionellen Erinnerungen streichen — dort wie hier ein Decennium absurder, unfruchtbarer Reaction! — aber nach so langen Lehrjahren erwarten wir von der norddeutschen Großmacht allmählig auch ein Meisterstück zu sehen, welches uns möglichst hinreißen, wenn nicht bezaubern soll. Mit Kuppenheimer Festmahlen ist uns

allerdings nicht viel gedient — ebensowenig hat uns das pathetische Nichtsthun, das verlegene Händereiben im letzten Krieg angesprochen; im Fach der Amnestie scheint man auf „moralische Eroberungen“ ganz verzichten zu wollen u. s. w.

Indessen, wer sich auf Reisen belehren will, darf nicht ewig in Gmund bleiben. Ein Ausflug nach Tegernsee ist gerade so nahe und so wichtig wie einer von Schwabing nach der Residenz. Es war an einem Sonntagsmorgen, als ich alpenbedürftig vor der Post ankam. Ach, das sah aus wie ein Jahrmarkt, wo er am dichtesten ist! Ein halb Dutzend Stellwagen luden ihren mannichfaltigen Inhalt aus — verschiedene Equipagen rollten vor — etliche Sonntagsreiter mischten sich unter die Menge, die von einem Kranz von Schifferinnen, Wildpretschützen, Almerinnen und Landleuten aller Art malerisch umfangen war. Auch etliche Tirolerinnen machten ihre Aufwartung, und waren mit Aprikosen wie andern Südfrüchten freundlich zur Hand. Die Kellner rannten, die Lakaien schwirrten, die Hausknechte brüllten. Viele Ankömmlinge standen rathlos in dem Wirrsal — kein Zimmer, kein Quartier, kein Bodenloch! hieß es von allen Seiten. Desto sicherer drehte sich da um die eigene Achse ein unzerstörbarer Stock von wohlvermietheten Münchnern — lauter gute Leute, die zum Ausschiffen der Stellwagen herbei sputen wie die Kinder zur Wachtparade. Es ist so angenehm, sagt der alte Dichter, vom sichern Ufer aus dem Schiffbruch der andern zuzusehen. Diese Zuschauer gewährten auch in der That lauter angenehme Gesichter, und schienen in der herrlichsten Sonntagslaune. Herr Oberlieutenant **, in der Stadt so vornehm, grüßte mich sogar. Viele

andere gebildete Civilpersonen von der Altane, von der Thürstaffel herab thaten deßgleichen. Und wirklich, diese Blumenlese von lieben Bekannten, wer konnte sie nur im Traume ahnen! Sie gieng weit über die kühnsten Wünsche. Hier der Herr Secretär, dort der Herr Assessor, der Herr Bezirks-, der Herr Regierungs-, der Herr Appellations- und Oberappellationsrath, der Herr Staatsanwalt, der Herr Commissär, der Herr Obercommissär, der Herr Inspector, der Herr Director, der Herr Consistorialrath mit seinem christlich-germanischen Lächeln — auch der Herr Baron, der Herr Freiherr, der Herr Graf aus München waren da, alle in der Joppe und im ländlichsten Humor — aber es war fast zu viel auf einmal, und wirklich überwältigend.

Ach, lieber Gott, betete ich endlich, nur Ein norddeutsches Gesicht, sei's ein Hannoveraner, ein Märker, ein Mecklenburger oder Pommer, nur einmal eine Abwechselung! — Und übersättigt von der Süßigkeit taumelte ich fort an die Table d'Hote zu Guggemoos, und kam unbewußt neben ein fremdartiges Hochzeitspaar aus Niedersachsen zu sitzen. Dieser günstige Zufall goß vorläufig Ruhe in mein beängstigtes Gemüth. So gibt's denn doch noch ein Fleckchen, dacht' ich mir, wo ihr nicht seid, ihr Lieben und Getreuen! Die junge Dame war schön und liebenswürdig, zum erstenmal im Gebirge, und sonst auch ganz glücklich. Aus den reinen Augen lachte jene harmlose Seelengüte, die ich an den Frauen immer mehr schätzen lerne, je seltener ich sie in Wahrheit zu finden glaube. Hin und wieder sprachen wir etwas, hin und wieder auch nichts. Dieser geringe Verkehr stellte gleichwohl meine geistige Gesundheit wieder her. Als die Tafel aufgehoben war, dachte ich mir:

noch einmal wag' ich's — und machte mich auf nach Egern.

Als ich an der Abtei, dem jetzigen Schloß, vorüberging, fiel mir die Vergangenheit ein, das Mittelalter, das Jahr 746, wo Otkar und Adalbert, die beiden frommen Brüder aus edlem Stamm, im Tegernseer Urwald den Grundstein des später so berühmten Stiftes legten. Ach, wie lange ist das her! Wie fern sind uns jene Zeiten, wo der bayerische Adel, statt in bedenklichen Wechselgeschäften zu machen, seinen Ueberfluß für Bildung und Wissenschaft strömen ließ! Uebrigens gibt es Augenblicke auf dem Lande, wo uns zu engerem Umgang ein althochdeutscher Klosterbruder eben so lieb wäre, als irgend eine hoffnungsvolle Nummer aus einem neuhochdeutschen Staatshandbuch. Wie herzlich gern wär' ich dir begegnet, verehrter Fromund aus dem zehnten Jahrhundert, du Freund des Sängers von Venusia und unermüdlicher Copist, oder dir, mein Werinher, ein heiterer Scholasticus, der schon dazumal ein Lustspiel auf den Untergang des Antichrist geschrieben, welches man wohl einmal auf unserem Hof- und Nationaltheater aufführen dürfte — und wie gerne hätt' ich dich gesehen, Metellus, den ältesten Poeten des Bayerlands, der bereits zur Zeit der Ottonen lateinische Almenlieder gedichtet! Die Tegernseer Mönche schrieben nebenbei so schön, daß sie für ein kalligraphisches Meßbuch Weinberge, Wiesen und Gehölz bekamen. Auch Friedrich der Rothbart, der von ihrer Kunst vernommen, bestellte sich daselbst ein Missale, und ist der Brief noch heutigen Tages zu lesen. Kaiser Heinrich III. erhielt sogar eine ganze herrlich geschriebene Bibliothek geschenkt. Aus jenen dunkeln Zeiten leuchten deßhalb mit besonderem

Licht etliche kunstreiche Schönschreiber hervor, ein Sigibold, ein Adalbert, ein Ellinger u. s. w., wogegen wohl mancher gelehrte Vater, der den Plato und den Aristoteles verstand, für alle Zeiten vergessen ist. In solchem Ansehen stand vor achthundert Jahren in Altbayern die edle Schreibkunst, welche da seitdem wieder so herabgekommen ist, daß man die verehrungswürdigen Erkenntnisse unserer Gerichte jetzt kaum mehr lesen kann, theils wegen Schlechtigkeit der Handschrift, theils wegen Unsinns der Abschreiber. [1]

Das freundliche Egern ist nur durch eine kleine Meerenge von Tegernsee getrennt, doch behauptet man: zwischen den Städtern oder Sommerfrischgästen von Egern und denen von Tegernsee sei ein ungeheurer Unterschied der Denkungsart, der Sitten und der Tracht. Wer einmal in Tegernsee sich eingewohnt, passe seiner Lebetage nicht mehr nach Egern, und umgekehrt. Ein andermal werden wir vielleicht diese culturhistorischen Räthsel näher untersuchen; heute wollen wir nur bemerken, daß auf jenem Gestade, wo die Fähre abstößt, an diesem Nachmittag sich fast immer mehr Seelen zusammenfanden, die nach dem Jenseits begehrten, als weiland um Charons schier zu oft citirten Nachen. Früher war den Wartenden gar kein Schirm vor Sonne oder Regen geboten, jetzt steht wenigstens ein hölzernes Vordach da, unter welchem wir den glühenden Strahlen auszuweichen suchten. Da mir heute gar nichts zu Dank war, so dachte ich ärgerlicher Weise: wären wir jetzt im alten Griechenland, so stünde hier eine reizende Stoa mit

[1] Ueber die Leistungen des Stiftes Tegernsee siehe Freybergs „Aelteste Geschichte von Tegernsee“ und Dr. Jos. v. Hefner im ersten Band des oberbayerischen Archivs.

korinthischen Säulen, und auf der Hinterwand hätte Zeuxis mit seinem famosen Pinsel ein mythologisch-historisches Gemälde hingehaucht, etwa wie die classisch gebildeten Mönche von Tegernsee und ihre Braumeister sich mit Tritonen, Nereiden und Delphinen im Wasser tummeln — im Hintergrund der Hirschberg mit seinen Gemsen! Den Tegernseern wäre eine solche Pökile wohl auch schon genehm, wenn sie nur einen unentgeltlichen Zeuxis fänden.

Ich war schon wieder unversehens unter lauter Lieben, so daß ich nur in der goldenen Sonne, der herrlichen Landschaft, dem Blick auf die grünen Almen und den blauen See noch einigen Trost fand. Ach, du weiland stilles, idyllisches Egern, wie bist du doch so eigen geworden! Im See staken ein halbes Dutzend Bader, vielmehr Badende, männlichen Geschlechts natürlich, nur mit den Häuptern sichtbar, welche wie abgeschnitten auf den Wässern schwankten. Fräulein Crudelis fuhr schiffend dem Gestade entlang, mutterseelenallein in einem bemalten Kähnchen. Die Zephyre hatten — ich weiß nicht wie — den Weg in ihre weiße Crinoline gefunden, welche sich wie ein Segel blähte, so daß sie nur milde durch die Seerosen hin zu steuern brauchte, was sie mit himmlischem Lächeln that. Derweilen schallen aus allen Fenstern die kunstreichsten Clavierconcerte — die Chansons d'Amour, der Marsch aus dem Sommernachtstraum. Eine Cither schlägt den Elfenchor aus Oberon; Fräulein Amara jodelt: „Zu dir zieht's mich hin" u. s. w., mit jugendlichem Ungestüm, als wenn sie gar nicht mehr aufzuhalten wäre. Hin und wieder ein Trompetenstoß aus dem Wirthsgarten wie ein Posaunenschall aus einer andern Welt, und von der nächsten

Wiese die Musik des Rindviehs, welche wir weit oben im Bergwald aus sentimentaler Schwelgerei „Alpengeläute“ nennen, während uns hier die einfachen Instrumente derselben neben der Harmonie der Pianoforte doch auch nur vorkommen, wie die gewöhnlichsten Kuhschellen.

Im Wirthsgarten zu Egern saßen etliche Senate der beiden Münchener Bezirksgerichte beim braunen Bier, etliche Museumsfräulein bei ihrer Milch — mehrere würdige Matronen mit ihren keifigen Gesichtern lorgnettirten die ganze Welt. Da fand ich auch nicht, was ich im Stillen begehrte — ich wollte nach Rottach hinüber, um das letzte zu versuchen. Rottach ist der Zwillingsbruder von Egern, beide sich so ähnlich, daß man sie selbst in der Nähe kaum unterscheiden kann. Viele gingen nach Rottach, Viele kamen daher — Männer und Frauen, diese verlockend geputzt mit den neuen Amazonenhütchen, auch schottisch verkleidete Münchener Kinder, welche unter sich französisch redeten, zum sprechenden Beweis, wie „deutsch“ unser Nachwuchs erzogen wird, und etliche Waadtländer Bonnen, welche ihre Sittlichkeit wenigstens durch Zeugnisse belegen können, und ungemein geeignet sind, die zarte Jugend mit germanischem Gemeingefühl zu beseelen; ferner der Herr Juwelier aus der Weinstraße, der Herr Großhändler von der Kaufingergasse, die „lange Waarenhandlung“ vom Promenadeplatz, das Geschäftscomptoir bei den Theatinern — lauter Händedrücke, Begrüßungen und freundliche Erkundigungen. Wie man auf dem Maskenball fragt: „Bist auch da?“ so fragt man am Tegernsee: „Wie kommen Sie da her?“ obgleich Jeder weiß, daß es da her eigentlich nur einen Weg gibt, und daß alle nur die eine Sehnsucht treibt,

die Stadt und die Städter loszuwerden. Ihren Umarmungen kaum entrissen, begegnet der Wanderer wieder einer andern Gefolgschaft — Dichtern, Malern, Professoren, Kunstschriftstellern, Politikern, nebst verschiedenen Gattinnen und Töchtern. Wieder Patschhändchen und Freundlichkeiten ohne Zahl. Ich nahm den Dichter zur Seite und flüsterte wehmüthig: „Lieber Dichterling, ich habe einen wirklichen Poeten in der Tasche, möchte gern in einsamem Waldesgrün etliche Idyllen lesen — ist vielleicht dort drüben ein stiller Ort unter einer Linde, oder wär' es auch unter einem Tannenbaum?" „Ach," sagte der Poet, „dort drüben ist's noch viel ärger als hier. Hundert Münchener sitzen jetzt beim Kaffee, und hundert andere krabbeln an den Bergen herum und machen die ganze Gegend unsicher!"

Eine alte Misanthropie, herber Täuschungen bitterer Sprößling — oft unterdrückt, nie ganz zu vertilgen — brach nun unwiderstehlich los. Ihr lieben Freunde und Bekanntinnen, dachte ich, o wäret ihr doch jetzt nicht hier, sondern im Tivoli oder bei Reibel zu München, wo ich niemals hinkomme — und raschen Entschlusses flüchtete ich wieder über die Fähre, und ganz verschüchtert, allenthalben ausweichend, am Tegernseer Schloß vorbei und hinaus, hinaus bis ich einsam auf dem Wege stand, der da zieht von Tegernsee nach Gmund.

Die Sonne war untergegangen — ein feuriges Abendroth lag über dem Flachland draußen — die Luft war ruhig — der See auch, so daß man bis von Kaltenbrunn herüber die Mädchen lachen hörte — die Berge standen schwarz und groß umher, und die Sterne stiegen über ihnen funkelnd auf — o du herrliche Einsamkeit!

o du stille Pracht der Nacht! Es war kein Gram mehr in meiner Brust — ich segnete alle, denen ich heute begegnet — es waren doch lauter treffliche Leute! die mich vielleicht alle eben so gern vermißt hätten, als ich sie — ich gedachte entfernter Freunde und wünschte sogar, sie wären bei mir, obgleich ich deren heute sichtlich zu viele gefunden. Manch theures Haupt stieg frischer als je wieder auf aus dem Felsenkeller meiner Erinnerungen. Wäre jetzt mein trauter Siegert von Traunstein an meiner Seite gewesen, so hätten wir wohl neue „Grundlagen“ zur bayerischen Geschichte gelegt, über den Untergang des ruhmreichen, zu früh vergessenen Geschlechts der Trozza getrauert, hätten über Tegernsee und Egern die schönsten keltischen Etymologien versucht, und vielleicht Kaltenbrunn, Rottach und Weißach gleich in einemhin aus dem Hochschottischen erklärt.“

Doch ist das alte, reiche, berühmte Tegernsee „im Rachen der Alpen“ mit dieser Schilderung eines Sommertages, den man daselbst verlebt, noch keineswegs abgethan, verlangt vielmehr eine viel gründlichere Behandlung, welche ihm nach gewohnter Weise in folgendem werden soll:

Das Kloster Tegernsee, Benedictiner Ordens, wurde also vor etwa elfhundert Jahren — denn die Zeit der Gründung ist nicht ganz sicher — gestiftet und zwar von Adalbert und Otkar, vornehmen Edelleuten, welche aus (burgundischem oder aus welfischem oder aus agilolfingischem) Stamme gewesen zu sein scheinen. Sie waren vorher nach Rom gepilgert, verhalfen Zacharias, dem

heiligen Vater, in seinem Streite gegen den Longobardenkönig Luitprand (oder auch gegen die Saracenen) zu einem herrlichen Siege und kehrten, den Segen des Papstes und die Gebeine des heiligen Quirinus[1] mit sich führend, wieder nach Tegernsee zurück, wo sie das Kloster erbauten. Einhundert fünfzig Mönche, welche St. Othmar aus St. Gallen gesandt, bezogen alsbald die stillen Zellen. Adalbert wurde dessen erster Abt, Otkar trat als Laienbruder ein. Die ersten beiden Jahrhunderte des Klosters gingen sehr stürmisch dahin. Durch die Zerstörungen der Ungarn, durch die Habgier weltlicher Machthaber und Feuersnoth kam es bald dermaßen in Verfall, daß Kaiser Otto II. es (979) eigentlich wieder von Grund aus herstellen mußte. Er that es zu Brommat im Elsaß in einer schönen, auf die traurige Vergangenheit zurückblickenden Urkunde, welche die Monumenta Boica mittheilen. Aus dieser und der folgenden Zeit stammten herrliche Freiheitsbriefe von Päpsten und Kaisern, wie mancherlei Rechte und Vorzüge, die sich späterhin fast zur Reichsunmittelbarkeit ausgebildet zu haben scheinen. Die Abtei hieß eine königliche, der Abt ein Fürst des Reiches, und um den Glanz seiner Würde zu höhern, stellte er auch die vier Erbämter auf. Saß der Prälat zu Tegernsee in seiner Fürstenpracht im alterthümlichen Saale, so trug die Speisen der von Reichersbeuern, es schenkte der Eglinger des perlenden Weins, der vom Thor zu Frings-

[1] Nach der Tegernseer Legende war Quirinus ein Sohn des Kaisers Philippus von Rom. Basnage dagegen bemerkt, dies glaube man nur in den Schlünden der Alpen und eigentlich sei St. Quirin ein fictitius rex et martyr et forsan gentilis ille qui Romam condidit.

burg (jetzt Eiresburg)[1] war Marschall und Kämmerer der Herr von Pienzenau. Die Aebte von Tegernsee befuhren alle Synoden, Concilien und Reichsversammlungen und waren selbst im Rathe der Kaiser immer angesehen und wichtig. Sie wurden gern aus vornehmen Geschlechtern genommen und drei derselben stammten z. B. aus dem mächtigen Hause der Grafen von Falkenstein, das wir schon oft genannt. All dieser Glanz brachte übrigens dem Stifte keinen Segen, — es hatte allmählig, wie es scheint, durch Unglücksfälle und Kriegsnöthen, die Begehrlichkeit seiner Freunde, Vögte[2] und Erbamtsherren, vielleicht auch durch eigene Ueppigkeit und Unverstand so tiefeingreifenden Schaden gelitten, daß Abt Caspar etwa im Jahre 1430 zu einer rettenden That sich entschloß, dem Fürstentitel und allem Prunk entsagte, die Abtei unter das Herzogthum Bayern stellte und dafür in allen Stücken zu retten suchte, was noch zu erhalten war. Er hatte deßhalb so viele Nachstellungen zu befürchten, daß er unter dem Talar beständig ein Panzerhemd trug, welches nachher zur Erinnerung aufbewahrt wurde. Seit zwei Jahrhunderten sind auch die Erbämter in Vergessenheit gerathen. Ueber tausend Jahre hatte also die Abtei bestanden, als sie 1803 mit den andern bayerischen Stiftern aufgehoben wurde.

[1] Gewöhnlich Eurasburg geschrieben, was aber bei dieser Herkunft unrichtig ist.

[2] Diese Schirmvögte, Advocati, waren immer aus den edelsten Geschlechtern, aber wegen ihrer Raubsucht, Gaunerei und Gewaltthätigkeit ungleich mehr und mit viel mehr Recht verschrieen und gefürchtet als die bürgerlichen Advocaten unsrer Zeit.

Von der innern Geschichte des Klosters liest man allerlei, aber wenigstens aus dem ersten Jahrhunderte nach der kaiserlichen Wiederherstellung nicht viel Gutes. Es scheint der lebfrische Sinn und das leichte Blut, was jetzt noch die Tegernseer Jugend auszeichnet, habe auch damals die jungen Mönchlein mehr als billig beherrscht. Es scheint, sie seien lieber zum Fensterln gegangen als in den Chor, haben lieber Schnaderhüpfel[1] gesungen als die Psalmen. Im elften Jahrhundert traten zwar vielfach strenge, aus andern Klöstern kommende Aebte auf, welche die verfallene Kirchenzucht wieder herzustellen trachteten, aber die Jünger des heiligen Benedicts zu Tegernsee hielten mehr auf die einheimische Freiheit als auf die nach der Fremde riechende Ordnung und wußten die Gelegenheit immer so zu richten, daß die Weltverbesserer wieder gerne dahin gingen, wo sie hergekommen waren. Der würdige Altmann z. B., vorher Abt zu Ebersberg, legte schon nach sechs Wochen seine junge Würde nieder, worauf er, wie H. v. Hefner, der neueste Historiograph des Klosters sagt, nach Ebersberg zurückkehrte. Abt Ulrich, sein Nachfolger, hielt es auch nicht länger aus, als ein halbes Jahr, „worauf er nach St. Emmeram zurückkehrte" (1041). Gar traurig dürften auch die Erfahrungen gewesen sein, welche die Aebte Gotthard, Eberhard, Ellinger, Herrand und Eckbert in jener Zeit zu machen hatten. Sie alle gaben nach wenigen Jahren gezwungen ihr heiliges Amt auf. Seltsam

[1] Werinhern von Tegernsee schreibt man ja das alte Liedlein zu:

Du bist min, ich bin din, des solt du gewis sin.
Du bist beslossen in minem Herzen.
Verlorn ist das slüzzelin, du muost och immer darinne sin.

ist daneben, was man je nach Stand und Charakter aus den alten Geschichten herauslesen kann. Freiherr von Freyberg, der doch fast nichts als Rohheit, Gewaltthat, Ungerechtigkeit und Frevel zu erzählen hat, findet gerade in diesen „großen Zeiten“ mit Bewunderung das Gediegene und Feierliche, das Treuherzige und Entschiedene. Bei alle dem müssen die Tegernseer Mönche noch immer zu den besten ihrer Art gerechnet worden sein, denn als Bischof Bruno zu Augsburg das neue Kloster zu St. Ulrich und Afra würdig besetzen wollte, erbat er sich die ersten zwölf Pfropfreiser gleichwohl von dem Abt zu Tegernsee. Nach drei oder vier Menschenaltern ungefähr waren, wie es scheint, die Flegeljahre überstanden — wenigstens werden die Kämpfe mit den Aebten viel seltener. Ob diese die erstrebte Zucht noch durchgesetzt, ob sie zu der Unzucht der Mönche übergegangen, oder ob man sich über eine glückliche Mitte verständigt, steht dahin. Nun begann aber die Zeit, da man abschrieb, dichtete, malte und andere schöne Künste trieb. Der Almenlieder des gefeierten Metellus haben wir schon oben gedacht. Genau genommen sind es aber Hirtengedichte, in welchen der Poet den bewunderten Virgil etwas ängstlich zwar und in gereimten Hexametern nachahmte.[1] Er nannte diese Eclogen Quirinalia, weil sie sämmtlich der Verherrlichung seines Heiligen gewidmet sind, für welchen er schwärmte. Sie schildern verschiedene Wunderthaten desselben in einer seltsamen Verbindung der heidnischen Form und des christlichen Inhalts. In ächt bucolischer Weise handelt es sich stets

[1] Z. B.:

Tityre, tu magni recubans in margine stagni etc.

Zu finden sind diese Gedichte in Canisii lectiones antiquae III.

um ein Stück der Heerde, an welchem die Macht des Heiligen zur Erscheinung kommt. So erzählt die erste Ecloge von einem zierlichen Kälblein (de vitula elegante), welches dem heiligen Quirinus ein Bauer verlobt, dessen Herr aber zurückbehält, worauf dann in einer Nacht die ganze Heerde bis auf jenes Kälblein zu Grunde geht. Die zweite Ecloge spricht von einem schönen Rindlein (de bucula formosa), welches dem Heiligen versprochen, aber nicht gegeben und dann von den Wölfen zerrissen wird; die zehnte und letzte von einem Kühlein, welches zu Torndorf sich ruchloserweise an der Mauer des Quirinuskirchleins rieb und darob zur Strafe eines jähen Todes verblich. In jenen Idyllen, welche als Zwiegespräch behandelt sind, erscheinen natürlich auch Tityrus und Meliboeus, Damoetas und Menalcas. Zur fünften wird uns angemerkt, daß Menalcas den Abt von Tegernsee und Mopsus den Prälaten von Georgenberg bedeute. Uebrigens hat Metellus auch viele Mirakel besungen, welche St. Quirin an Menschen gewirkt. Doch wählte er hiezu nur lyrische Versmaße, dem Horatius folgend, aus dem er sich reichliche Entlehnungen gestattete.[1]

Bedeutender als Metellus war Werinher, der schon erwähnte Scholasticus, welcher im zwölften Jahrhundert lebte, dichtete und malte. Er schrieb einen zierlichen lateinischen Styl und war ernstlich der Ansicht, daß man in diesem Stücke nicht den barbarischen Vorschriften des

[1] Z. B.:
Tu ne quaesieris, scire nefas, arbitrium Dei etc.
oder:
Sic te Roma potens Tibri,
Sic patres gemini lucis Apostoli etc.

Mönches Albericus, den der Bischof Benno von Meißen, der hielands unbekannte Landespatron von Bayern, empfohlen hatte, folgen, sondern sich nach Cicero und Sallustius bilden solle. Auch ein episches Gedicht in deutscher Sprache ist uns von ihm erhalten, das Leben Mariä, welches selbst Gervinus mit Anerkennung erwähnt. Er schmückte dasselbe eigenhändig mit mancherlei Zeichnungen, deren selbst Franz Kugler [1] mit Ehren gedenkt. In seinem Alter beschäftigte sich der hochverehrte Greis sehr gerne und viel mit nützlichen, heilbringenden und wohlriechenden Kräutern, die er von nah und fern nach Tegernsee verpflanzte. Nicht mit Unrecht behauptet man daher, der botanische Garten, den er angelegt, sei der erste in Bayern gewesen.

Unter solchen Männern hatte, wie sich von selbst versteht, auch die Schule einen sehr guten Namen, und Wissensdurst vereinigte sich mit Wandertrieb, so daß die Tegernseer auf den Universitäten zu Paris und in Italien damals viel häufiger zu finden waren, als heut zu Tage.

In jenen Jahren kam auch Walter von der Vogelweide in das reiche Kloster und verewigte seinen Besuch durch folgendes Liedchen:

Man sagt mir stäts von Tegernsee,
Wie gut das Haus mit Ehren steh'.
Da ging ich mehr als eine Meile von der Straße. [2]

[1] Kleine Schriften und Studien zur Kunstgeschichte von F. Kugler 1853. I. 26. Derselbe hat über Werinher auch eine Inauguraldissertation verfaßt und selbst eine Novelle.

[2] Er scheint also des Weges von Tölz nach Miesbach gewesen zu sein und von der Kreuzstraße einen Abstecher nach Tegernsee gemacht zu haben.

Ich bin ein wunderlicher Mann,
Daß ich mich selber nicht recht kann
Verstehen und mich so viel an fremde Leute lasse.
Ich schelt' es nicht, denn Gott genade uns beiden —
Ich nahm da Wasser!
Also nasser
Mußt' ich von des Mönches Tische scheiden.

Man entnimmt daraus, daß der ritterliche Sänger, der zu Tegernsee des edlen Weinkellers froh werden wollte, von den Mönchen nur mit Wasser bewirthet wurde, sei es nun wegen der endlich eingeführten Zucht oder weil die einheimischen Poeten, wie es zu geschehen pflegt, dem fremden Dichter keine Ehre erweisen wollten.

Das fünfzehnte Jahrhundert brachte nach langer thatenloser Ruhe zwei tüchtige, unternehmende Aebte, Kaspar, den oben erwähnten, der das Steinbild über der Kirchenthüre, die beiden Stifter vorstellend, durch Meister Hanns von München fertigen ließ, und seinen Nachfolger Konrad aus dem Geschlechte der Eierschmalz, welcher 1471 einen Neubau der Kirche unternahm, ihr Inneres mit neuen Malereien schmückte und das Kloster mit Gräben, Mauern und Thürmen umgab, die aber längst wieder eingerissen sind. Auch ein neues Gebäude für die Bücherschätze ließ er herstellen und kaufte 450 Manuscripte um elfhundert Pfund Pfennige. In der Bibliothek des Klosters entdeckte ja Konrad Celtes jene römische Postkarte, die er seinem Freunde Konrad Peutinger zu Augsburg lieh, nach welchem sie die Tabula Peutingeriana genannt wird. Sie ruht gegenwärtig in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien.

Nach der Erfindung der Buchdruckerkunst verloren

die Mönche allmählig auch die Lust, die alten Schriften wieder abzuschreiben und um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts wurde im Kloster sogar eine Druckerei errichtet. Wie die Vorsehung oft so glücklich ist, wenn sie für Ausgelebtes einen Ersatz finden will! Was ehemals etliche dreißig abschreibende Klöster verrichtet, das bringt jetzt mit viel weniger Aufwand eine einzige Schnellpresse zu Wege und was die bayerischen Stifter in mehreren Jahrhunderten für die Wissenschaften geleistet, das leistet jetzt oft in wenigen Jahren ein tüchtiger Privatdocent!

Kirche und Kloster sind in den letzten Jahrhunderten verschiedentlich erneuert und verstaltet worden. Erstere sieht jetzt freundlich aus, ohne alle Erinnerung an die ehemalige Gothik. Sie muß früher an Denkmälern und sonstigen Sculpturen, an Malereien, Wappenschildern, farbigen Fenstern und dergleichen ungemein reich gewesen sein. In der Vorhalle finden sich vier Tafeln von weißem Marmor, welche erfreuliche Ereignisse verewigen, die die königliche Familie in Tegernsee erlebt. Im Innern ist außer ein paar Grabmälern nichts Erhebliches mehr zu sehen.

Als St. Quirini Stift der Welt anheimgefallen war, erkaufte die Klostergebäude und die dazu gehörige Landwirthschaft der Graf von Drechsel. Unter seiner Regierung wurde der große Flügel abgetragen, der gegen den See hinauslag, wo jetzt die zierliche englische Anlage grünt. Das Kloster verlor dadurch sehr viel an Umfang, aber anderseits wurde jetzt erst die Ansicht der Kirche frei, denn früher war sie in dem Hof gestanden. Im Jahre 1817 erwarb das schöne Besitzthum unser alter König Max, der da im Angesicht der grünen

Berge gar gerne seinen Sommer verlebte. Von jener Zeit an wurde ungemein viel Fleiß auf die Verschönerung der Gebäude und der Umgebung verwendet, der Garten mit dem schattigen Laubgang angelegt, der kleine englische Buschwald geschaffen, allenthalben an den nächsten Bergen herum für Treppengänge, bekieste Pfade, schattige Sitze und Pavillons gesorgt — ein Bestreben, das noch bis auf den heutigen Tag sich forterhalten und die löblichsten Erfolge errungen hat.

Uebrigens waren damals gar schöne Tage — eine saturnische Zeit für unbemittelte Familien, „die gern Champagner trinken." Vater Max hatte immer eine kleine Schwäche für fröhliche Gesellen, die den schauervollen Chor der Sorgen leicht umgehen und bei seinem guten Herzen bezahlte er nichts lieber als fremde Schulden. Man bat und bettelte bei vollster Gesundheit so heimlich als möglich um gnädigste Unterstützung zu einem erfrischenden Landaufenthalt, um die durch übermäßigen Pflichteifer geschwächten Kräfte wieder herzustellen und verjubelte dann die königliche Gabe in allen irdischen Freuden. Die leichte Art des Volkes kam diesem heitern Leben gerne entgegen. Wie die Götter einst zu den Sterblichen, stiegen die höchsten Würdenträger zu den Almerinnen herab und an manchem einfachen Landmann will der Sachverständige noch jetzt die Züge ehemaliger Hofchargen wieder genau erkennen.

Als König Max zu seinen Vätern eingegangen, fiel das Schloß, wie man's nun nannte, an seinen Zweitgebornen, den Feldmarschall Prinzen Karl, der es noch jetzt besitzt.

Tegernsee war zu Zeiten der Abtei nur erst ein kleines Fischerdorf, hat sich aber seit den Tagen des

guten Max beständig und zwar um viele schöne und ansehnliche Häuser vergrößert. Man hatte da die Rücksicht, dem Gebirge zu Liebe das vorspringende Dach sowie die schmückenden Lauben beizubehalten und das Costume des Dorfes ist daher sehr lieblich, zumal da allenthalben große Sauberkeit herrscht, niedliche Gärten um die freundlichen Häuser ziehen und viele Obstbäume ihre Schatten über die exotischen Blumen werfen. Insbesondere am Alpbach hinauf bilden sich die reizendsten Veduten. Nimmt dann der bayerische Naturfreund noch die Aussicht auf den glänzenden See und auf die grünen Berge, von denen die Sennhütten herabschauen, hinzu, vielmehr steigt er an einem schönen Morgen zum Westerhof hinauf und beschaut dort das Schloß, das feine, bunte Dorf mit seinen anmuthigen Landsitzen, den prächtigen Baumschlag allerseits, das blaue Gewässer und die herrlichen Alpen, die sich mit ihren sonnigen Weiden um die farbenreiche Tiefe in edlen Formen lagern, so kann er leicht in die Worte ausbrechen: es ist doch die schönste Stelle in unserm Gebirge!

Glücklicher Weise aber ist Tegernsee kein Baden und kein Wiesbaden, sondern vielmehr ein altbayerisches Dorf, wenn auch mit mancherlei städtischen Anklängen. Die Bewohner sind zwar zumeist entbauert, aber dafür in ein ganz löbliches Bürgerthum übergegangen. Manche derselben, wie z. B. der Herr Schuhmacher am Alpbach, genießen wegen ihres Fleißes und ihrer Kunst weit herum, ja bis in die Stadt hinein des besten Rufes. In den Häusern findet man wohl bürgerliche Bequemlichkeit — nach Luxus aber wird man vergeblich suchen. Es ist wirklich wunderbar, wie dieser Ort trotz einer üppigen Hofhaltung, die ihn früher belebte, trotz so

vieler Besuche von Kaisern und Königen — der mindern Fürsten ganz zu geschweigen — sich bis heute so normal gehalten hat. Auch die Bauern in der Gegend herum sind noch ganze Bauern geblieben, und ich glaube wenn man geflissentlich Leute suchen wollte, die nur das trauliche Du und sonst nichts weiter kennen, so würde man sie wie in Lenggries und in Bayrisch-Zell so auch noch im Tegernseer Gericht finden, während diese Sprechweise dem Höheren gegenüber in Tirol trotz der angenommenen Späßchen der Zillerthaler, selbst in den hintersten Thälern kaum mehr vorkommt.

An düstern Regentagen, wenn die Münchner unbeschäftigt sind, zanken sie gern. Sie zanken sich dann, wo es schöner sei, zu Partenkirchen oder zu Berchtesgaden u. s. w. Vielmehr die Partenkirchner Münchner räsonniren über die Garmischer Münchner, wie sie es da drüben aushalten können und die Garmischer wissen das ganz in ähnlicher Weise anzufangen und stellen die Partenkirchner als Leute dar, denen entweder Kopf oder Herz am unrechten Flecke sitze. In Aibling-Rosenheim erlebt man dasselbe wie in Traunstein-Reichenhall und in Garmisch-Partenkirchen. Ueber keinen Ort wird aber der Streit von allen Seiten her mit solcher Erbitterung geführt, als über Tegernsee. Unausstehlich! schreien die einen — wunderschön! rufen die andern. Der eine, der einfache, stille, sparsame Sommerfrischler findet Alles zu städtisch, zu geziert, zu vornehm; der andre, dessen Wiege in einem Salon gestanden, freut sich über die feinen Handschuhe, die schönen Toiletten, die rauschenden Roben und die rollenden Carrossen, über die fremden Sprachen, die sein deutsches Ohr aufschlürft und über die höfischen Manieren, die ihm selbst so heimisch sind.

Ach, 's ist schwer zu wissen, was man sagen soll. Ich habe es immer mit der Gegend gehalten und die Leute — —

Der Wasserspiegel des Tegernsees liegt 2224 Schuh über der Meeresfläche. Das Gewässer gehört zu den kleineren Seen des bayerischen Oberlandes und mag seine Länge sowie seine Breite leichtlich aus der Landkarte ersehen werden. Es ist an manchen Stellen fast 300 Fuß tief und erhält sich wohl auch deßwegen selbst an den heißesten Sommertagen eine ziemlich kühle Temperatur. Die Eingebornen befahren es in leichten Kähnen, die gewöhnlich ein zweirudriges Weibsbild leitet. Eine angenehme Augenweide ist es zumal an Sonn- und Feiertagen, wenn von den Höfen auf der Westerseite die Christen nach Tegernsee zur Kirche rudern. An verschiedenen Stellen des andern Ufers sieht man dann kleine Punkte abstechen, die bald wie Brodschnittchen heranschwimmen, alle zwanzig oder dreißig nach einer Stelle trachten und allmählig zu kleinen Schiffen werden, aus denen bei der Post die gutgekleideten und wohlgestalten Kirchgänger beiderlei Geschlechtes aussteigen. In neuerer Zeit sind von den Städtern auch etliche Segelboote vom Stapel gelassen worden, die den See gar angenehm beleben. Die ländlichen Schiffer und Schifferinnen können sich aber mit der Erfindung des Segels, so alt sie ist, gleichwohl noch immer nicht verständigen. Es herrscht auf allen Seen des Oberlandes der gleiche Widerwille dagegen.

Ungemein viel zu dem lebendigen Verkehr am Tegernsee tragen die beiden Dörfer Egern und Rottach[1]

[1] Man sollte eigentlich Rothach schreiben, die rothe Ache, ein Bach wie die Weißach, die weiße Ache, welche eine Viertel-

bei. In beiden sind sehr gute Wirthshäuser zu finden, in Egern beim Bartlmä, in Rottach beim Scheurer, wohin auch eine sehr verlässige, feine Küche lockt, welche Wabi, die Meisterin, dirigirt. Es lauft zwischen den drei Orten beständig hin und her, man zieht nach Tegernsee zum Frühstück, nach Rottach zum Mittagmahl, man bringt den warmen Abend beim Bartlmä im Garten zu und umgekehrt. Beide Dörfer liegen neben einander am südlichen Ufer des Sees und sind den Tegernseern durch einen Hügelvorhang verdeckt, über welchen der Egerner Kirchthurm mystisch herüberspitzt. In der Kirche zu Egern ist eine hölzerne Votivtafel zu sehen zur Erinnerung an die Schlacht bei Sendling (1705), in welcher auch manche Männer von Egern, Tegernsee und Kreut, welche namentlich verzeichnet sind, erschlagen wurden. Dieser gegenüber ist die Schlacht von Bar sur Aube dargestellt, gemalt von Monten, hieher geschenkt vom Prinzen Karl. Auch dort haben manche Kinder des Dorfes tapfer mitgefochten.

Auf den Wiesen von Egern und Rottach haben sich schon allerlei Landhäuser aufgethan, zum Theil von reizenden Gärten umgeben. Das schönste und kostbarste darunter ist eine Villa, die sich Lord Ponsonby erbaut. Der edle Lord ist fast ganz Oberländer geworden — er schlendert in Joppe und Spitzhut gemüthlich umher und

stunde weiter westwärts in den See fällt. Egern heißt in älteren Urkunden Egarten, Egerten, ein altes Wort, das noch als Ortsname häufig vorkommt (auch in Tirol Egarten bei Meran und Egertach bei Innsbruck) und eine ehemals gepflügte Feldfläche bedeutet, die später zu Graswuchs liegen geblieben ist. Die Ableitung des Wortes ist übrigens schwierig und weder Schmeller noch Grimm ist auf ein sicheres Ergebniß gekommen.

fehlt als guter Schütze bei keinem Scheibenschießen in der Gegend, gibt auch mitunter selbst ein Bestes.

Von Rottach aufwärts gehend nach dem Lauf des Baches gelangt man durch ein anmuthiges Thal allmählig in einen felsigen Bergwinkel, wo mehrere niedliche Wasserfälle stürzen. Die wildschöne Landschaft ist übrigens ganz heimlich hergerichtet. Man findet allenthalben Wegweiser, Fußpfade, Staffelgänge und Ruhesitze.

Weiter hinein am Bache fort kömmt man in einsamer Wildniß, doch auf fahrbarem Sträßchen, zur Kaiserklause, wo ein Förster seinen Sitz hat. Dort findet man gute Erquickung — man kann auch etwa über die schöne Spitzingalm, die an einem kleinen See liegt, wieder nach Schliersee herauswandern.

Ein Spaziergang um den See, von Egern aus zu unternehmen, wird auf viele heimliche Reize führen. Dort drüben auf der andern Seite liegen zwar manche zerstreute Höfe, aber es gibt doch Einsamkeit in Menge. Von Ahwinkel aus leitet ein Weg den Abhang hinan zum Bauern in der Au, der auch eine kleine Wirthschaft hält. Wer weiter ziehen will gegen Westen, kömmt über's Gebirg in drei oder vier Stunden nach Lenggries.

Im untern Seegelände, beim Rohrbognerhofe, steht St. Quirini Oelkapelle. Unter ihrem Dache entspringen einige Quellen, welche Naphta mit sich führen. „Das Oel hat, wenn es gesammelt ist, eine olivengrüne Farbe, eine dickliche Consistenz, einen nicht unangenehmen, erdharzigen Geruch.“ Es ist leicht entzündbar. Man sammelt jährlich 30—40 Maß. Auch unten am See geht einiges Oel zu Tage, welches dann, in leiser Lasur auf dem Wasser liegend, bis zum Quirinikirchlein an dem rechten Ufer geschwemmt wird und dort noch kenntlich

ist. Zu Klosterzeiten wußte man sehr viel daraus zu machen. Da das Kirchlein auf der Stelle gebaut sein soll, wo die Gebeine des Heiligen, nachdem man sie von Rom gebracht, zum erstenmale niedergesetzt wurden und wenn auch nur eine Nacht der Ruhe pflogen, so lag es nicht ferne, jenes Oel als eine ewige Ausschwitzung der gleichwohl wieder entfernten Gebeine zu verehren und es in kleinen Fläschchen als Quirinusöl an die gläubigen Seelen zu verkaufen. Die Oelquelle wurde so eine angenehme Goldquelle, über deren abenteuerliche Wunderthaten in Tegernsee eine gedruckte Beschreibung zu haben ist.

Weiter schlendernd am Gestade erreichen wir bald Kaltenbrunn, ehemals eine Burg mit Mauern und Thürmen wohl versehen, jetzt eine Maierei, die zum Schloß in Tegernsee gehört. Für den Oekonomen gibt es hier mancherlei zu betrachten in der stattlichen milch- und butterreichen Wirthschaft; zumal die salonartigen Ställe werden ihm Auge und Herz erquicken. Für Leute, die sich nicht der Viehzucht zugewendet, bietet der Garten Reizes genug. Es ist hier eine herrliche Aussicht über den See hinauf zu den Bergriesen, die ihn umgürten, namentlich Morgens und Abends von wunderbarer Schönheit.

Von Kaltenbrunn kommen wir wieder nach Gmund, welches schon früher besprochen worden ist. Haben wir nun auch noch des Pfliegelhofes bei Tegernsee, des Luchsjägers und des Marmorbruches hinter Egern erwähnt, so dürften wir unsre Pflicht gethan und Alles vorgebracht haben, was im Thale als besuchenswerth erachtet wird. Will man auf die Berge steigen, so bietet sich natürlich mancherlei Gelegenheit. Am öftesten werden

aber wohl die Gindelalm (4200′), die Neureut (3850′), der Wallberg (5350′) und der Hirschberg (5190′) erklommen.

Drei Stunden von Tegernsee liegt das Bad Kreut.[1] Man geht dahin auf der Straße, die ins Tirol, zunächst nach Achenthal führt, das Thal der Weißach entlang. Eine halbe Stunde vor dem Bade liegt das Pfarrdorf Kreut, auf dessen rechter Seite sich der schroffe Leonhardsstein wie ein Miesbacher Hütel in die Lüfte streckt.

Nicht weit von dem Ziele steigt die Straße, die sich von der tirolischen abgezweigt, eine Höhe hinan und bald darauf treten wir in die Ansicht des Wildbades ein — eine sehr einfache Ansicht — im Vordergrunde ein schöner von mancherlei Pfaden durchschnittener Wiesenplan, rechts die Gebäude der Anstalt, im Hintergrunde eine Kapelle und bei dieser das Haus, wo vor Zeiten, als hier noch das Kloster gebot, die Bäder genommen wurden. Ringsum auf allen Seiten stehen Berge, die aber nicht von besondrer Schönheit sind.

Das Kreuter Wasser war schon vor dreihundert Jahren bekannt — schon die Tegernseer Aebte erbauten damals die Kirche und das alte Badhaus. — Doch ging die Anwendung sichtlich nicht ins Große, denn die Zeit für solche Anstalten war noch nicht gekommen.

Erst König Max I. gab dem Bade seine jetzige Bedeutung. Ich thue in Tegernsee, sprach er, so viel für

[1] Eigentlich Greut, Gereute, von reuten, da es in einer Lichtung des Bergwaldes liegt.

mein Vergnügen, ich will hier etwas für die leidende Menschheit thun. Sofort entstand denn im Laufe eines Jahrzehents ungefähr Alles, was wir hier an neuern Gebäuden sehen. Fünfzigtausend Gulden bestimmte der König noch kurz vor seinem Tode für die Pflege armer Kurgäste. Mit Recht ist daher seinem Andenken ein bescheidenes Denkmal gewidmet, das nicht weit vom Kurhaus in lichtem Haine neben einer Quelle steht. Mit fürstlicher Wohlthätigkeit sorgt auch Prinz Karl, dem jetzt die ganze Anstalt zugehörig, für die Genesung so manches leidenden Bayern, der aus eigenem Vermögen eine Badekur nicht bestreiten könnte.

Tief in Bergesgrund gelegen, nur nach einer Seite in Verbindung mit der Welt, gibt das Bad zu Kreut, außer ums Haus herum, zum Lustwandel wenig Gelegenheit. Für Gäste, die nicht weit ausgehen, nicht in die Höhe steigen wollen, ist das nahe Dorf fast das einzige Ziel, das sich bietet. Eine Stunde weit gegen das Achenthal hin liegt noch ein Försterhaus, wo Kaffee gereicht wird. Wer dagegen ein guter Steiger ist, dem stehen nach allen Seiten die Berge offen. Er mag z. B. auf den Schildenstein (5000′) klettern, auf den Blauberg (5500′), auf den unübertrefflichen Schinder (5500′), die alle eine herrliche Ansicht hinaus in die Ebene und hinein ins Innerste des Hochgebirgs gewähren.

Von dem Badeleben in Kreut — was läßt sich da erzählen, da es alle Jahre anders ist? Man ißt und trinkt recht gut, ja man hört wenig Gäste, die nicht gerne dort gewesen. Man findet Leute aus allen deutschen Ländern, welche zumal die trefflichen Molken und Kräutersäfte herbeilocken und in dieser Beziehung wird die Badeliste jährlich bunter. Die Münchner dagegen

sind in kleiner Anzahl und verschwinden immer mehr. Ehemals, als es im Gebirge überhaupt noch nicht recht geheuer war, als die alterthümlichen Wirthe noch manchmal dem müden Gaste Rast und Erquickung schier versagten, weil sie überhaupt keine Stadtleute herziehen wollten, in jenen Zeiten ging manche wohlhabende Familie aus der Stadt nach Kreut, um, wenn auch mit erheuchelten Kurzwecken, hauptsächlich einen bequemen Landaufenthalt zu haben — jetzt aber, da es allenthalben behaglicher geworden, verlegt man seine Sommerfrische lieber an freiere volkreichere Orte, wo sich mit dem Odem der Landluft auch etwas Genuß des Bauernlebens verbinden läßt.

Von Tegernsee nach Schliersee zu gehen, mag auf mehreren Pfaden versucht werden — zu fahren ist nur Ein Weg, aber ein Umweg von etlichen Stunden, nämlich über Miesbach. Unter den Fußpfaden nenne ich zuerst den Weg über den Kuhzagel,[1] der bei Rottach ein- und bei Fischhausen am obern Ende des Schliersees ausgeht. Ein zweiter Steig, der über den Kreuzberg oder das Sagfleckl führt, geht im Dorfe Tegernsee am Alpbache hinein und mündet auf dem Freudenberg am Schliersee aus.

Außer diesen beiden Bergpfaden findet sich noch ein dritter, über den Schuß, der bequemste, in der Ebene, der den Rand des höheren Gebirgs umschreibt. Man geht bei St. Quirin oder bei Gmund vom Wirthshause an eine kleine Höhe hinauf und dann in einer grünen

[1] Zagel, angelſ. tägel, engl. tail, jetzt in Bayern veraltet; Kuh erklärt sich selbst.

Mulde fort zwei gute Stunden, bis man den Schliersee erschaut. Dies nennt man die Gegend von Ostin, ein seltsamer Name, um so mehr als er den Accent auf der Endsylbe hat. Sucht man in den Tegernseer Urkunden, welche die Monumenta Boica bieten, so findet man zwar, daß er im elften Jahrhundert Ostenminna geheißen, aber was soll das bedeuten? Für Minna weiß man keinen andern Sinn als Liebe, sohin die Liebe im Osten? Sollte es früher auch eine Liebe im Westen, ein Westenminna gegeben haben? Oder warum hatten die Gmunder, denn von ihren Urahnen geht der Name sichtlich aus, warum hatten sie ihre Liebe nur gegen Aufgang, während doch der gute Christ alle seine Nebenmenschen lieben soll ohne Unterschied der Himmelsgegend? Ist hier nicht ein Räthsel? und wer wird es lösen? — Später lautet dann der Name Osteninne, Ostinne und daraus ist zuletzt das jetzige Ostin geworden.

Uebrigens ist die Gegend äußerst freundlich, und wer nicht besondre Freude am Steigen hat, der wird's kaum bereuen, wenn er einmal hier im Thalgelände geht, statt über den Kuhzagel oder den Kreuzberg. Wenn ein Sträßchen ganz hinüber liefe, könnte man sogar fahren und von Gmund nach Schliersee fast drei Stunden ersparen! Es ist merkwürdig, daß dies unsern trefflichen Verwaltungsbehörden noch nicht aufgefallen! Manche behaupten, es geschehe darum nichts, weil Miesbach, das holde Märktlein, jenes Profitchen nicht verschmerzen könnte, welches die Einkehr der umfahrenden Touristen zurückläßt. In der That ist auch das Sträßchen bis zur Gränze des Landgerichts Tegernsee ganz ordentlich hergerichtet.

Es ist zwar eine gemäßigte Tonart, die da herrscht

um Ostin, keine Sturzbäche, keine Felsenzinken, keine Schneefelder, aber die liebe Einsamkeit, die über den grünen Triften lächelt, wird mit jedem Schritte gewinnender. Links ein hoher Hügelzug, rechts die höheren Tegernseer Berge, überall Wald und fette Wiesen. Anfangs geht man an etlichen zerstreuten Höfen vorüber, die sich alle recht frisch und reinlich darstellen, deren Fenster festlich in der Sonne glänzen. Da und dort sieht man auch eine kleine Hauskapelle an den Hof gebaut, aber ein eigentlich Gotteshaus ist nicht zu finden, denn ihre Kirche haben die Ostiner zu Gmund. Weil es damals Sonntag war, lag noch mehr als sonst eine feierliche Ruhe über den stillen Weiden und den stillen Höfen — es schien, als wären die Bewohner alle ausgewandert, in eine bessere Welt oder wohin man will. Nur hie und da gewahrte man eine Dirne, die am sprudelnden Brunnen sich zu waschen, zu kämmen und Toilette zu machen beschäftigt war. Mitmenschen kamen nicht des Wegs, aber zuweilen folgte mir unaufgefordert ein bescheidenes Füllen bis zum nächsten Gatter, wo es als mein Begleiter durchschlüpfen und seine Bekannten im anstoßenden Gehege besuchen wollte. Allmählig verlieren sich auch die Höfe und zuletzt wird es so einsam, ach, man könnte selbst einen Münchner Jubiläumszug arrangiren, ohne verdächtigt, und das Heckerlied singen, ohne arretirt zu werden oder die Anstellung zu verlieren, wie es einst dem Posthalter zu R. begegnet sein soll. Dies ist aber nur ein Spaß, ein fader, denn im Bayerland haben wir zur Zeit keine Heckeristen. Eine andere Frage ist es aber, ob man diese Unbewachtheit nicht benützen sollte, um einige andere trutzige Gedanken über unsre unglücklichen Landsleute in Kurhessen, in

Hannover, in Schleswig-Holstein lauter und kräftiger auszusprechen als sonst — zumal über Schleswig-Holstein, das jede Minute beweinen möchte, da es einst auf Deutschland, auf seine fünfzig Millionen Brüder vertraut! Wunderbar ist es schon, könnte einer da ganz laut über die blumigen Wiesen hinrufen, ohne daß ihm das Mindeste geschähe, wunderbar, daß auch die edlen Fürsten zu Karlsbad, zu Wien und weiß Gott wo, so rührig und tüchtig zusammenhalten, wenn sie vermeinen, ihre Leute hätten etwas gegen sie und es möchte an ihre Krönlein gehen, und daß sie in so guter Ruhe zusehen, wie man andererseits den Völkern ihre heiligen Rechte verweigert oder nimmt, die wackersten Männer in Gefangenschaft wirft, die andern verjagt, Alles, was ehrlich ist im Lande, zu corrumpiren sucht und den deutschen Namen zu einer Schande macht! Die Glöcklein klingen doch so vernehmlich, die jetzt schon die Zukunft einläuten, wenn es auch oft scheint, „als ob die schon in Sicht befindliche Nemesis unterwegs wieder einschlafe."

Wohl, wohl liegt, glaub' ich als constitutioneller Staatsbürger, der Fehler mehrentheils in denen, die man unsre „Staatsmänner" heißt, wenigstens in jenen, die bis zum Jahre 1858 geblüht. Ach, wenn man gar die letzten dieser Weisen betrachtet, wie sie meinten, jetzt, nachdem alle Hoffnungen zertreten, werde das Volk wieder Alles und Jegliches, auch die ordinärste Polizeiwirthschaft, ertragen, wohl an die hundert Jahre, wie sie die Monarchie zu stützen glaubten, während sie doch das Gegentheil thaten, und so weiter — da möchte man wirklich mit dem Wirthe zu ** sich fragen: Um Gottes Willen, wo nehmen nur diese gescheidten Herrn ihre ** her?

Allmählig aber kömmt man den Menschen wieder näher und links im Laubwald erscheint der Thurm von Agatharied, dessen Kirche drei schöne gothische Altäre verbirgt. Jörg von Waldeck soll in türkischer Gefangenschaft eine Kirche zu gründen gelobt und das Gelöbniß nach seiner Befreiung dadurch gelöst haben, daß er hier ein Gotteshaus erbaute und es nach seiner Gemahlin Agatha benannte. Rechter Hand aber werden bald die Mühlen sichtbar, die da in mehrfacher Zahl an der Schlierach hinliegen im engen schmuckreichen Thale. Man nennt die Gegend hier „am Wachsenstein"[1] und soll da einst eine Burg gestanden sein, die aber ganz verschwunden ist. Bald darauf tritt man auch bei der großen Kirche von Westenhofen in die Ansicht des Schliersees ein, dieses reizenden kleinen Gewässers mit seinem unbewohnten Eiland und seinen idyllischen Gestaden. Von allen Landschaften im bayerischen Gebirge ist meines Erachtens keine so regelrecht wie diese, so künstlerisch geordnet mit bedeutsamem Vordergrund, den die laubreichen Dörfer Westenhofen und Schliers mit ihren Spitzthürmen bilden, mit grünen Coulissen oder Rahmen, ganz schön gestellt zu beiden Seiten und mit einem großartigen Hintergrund am Schlusse, in welchem Fischhausen, das Dörflein, fast verschwindet — unvergleichliches Bild eines lieblichen Hirtenthales, wie sie der Poesie von jeher theuer waren. — Gar schön sind hier zumal auch die Gestalten der Berge, des Jägerkamms, der links die Aussicht schließt, der Brecher- und der Bodenspitze,[2] die sie rechts begränzen. Zwischen

[1] Oefter vorkommender Bergname von wachs, spitzig, scharf.

[2] Jägerkamm 5360′, Brecherspitze 5160′, Sonnwendjoch 6070′.

durch sieht man in duftiger Ferne das Sonnwendjoch, das schon auf tirolischem Boden liegt.

Zu Schliers — so heißt nämlich von Alters her das Dorf und die Bauern nennen es auch noch jetzo so, während die Stadtleute unrichtiger Weise den Namen des Sees auch auf die Ortschaft übertragen — zu Schliers war immer und zu allen Zeiten, lange ehe man draußen in der Welt seinen Namen hörte, viele Freudigkeit, viel alpenhaftes Leben, unausgesetzter Liedersang, manche Rauferei, tapferes Wildschützenwesen und andere Lustbarkeit. Die Jachenauer, die Lenggrieser, die Schlierser und die Bayerisch-Zeller sind ja eigentlich die vier Clane des Gebirgs, die am ersten genannt werden, wenn man vom Volksleben in den Bergen spricht.

Schliers ist eigentlich ein steinalter Ort und hat eine ganz würdige Urgeschichte, die sich an althochdeutsche Adelinge und waldausrodende Benediktusjünger knüpft; die neuere Geschichte des Orts aber knüpft sich wenigstens für die Städter an die Fischerlisel — wie die Karthago's an jene Dido, wie die der Böhmen an ihre Libussa. Wie lange mag es her sein, daß zwei oder drei muntere Maler dieses vergessene Seegelände neu entdeckten und von der jugendlichen Schönheit der Schifferin begeistert, das feine Bild hinmalten, das jetzt noch über der Thüre des Wirthshauses prangt mit der Umschrift: Alla donna del lago?[1] Wer heute die Fischerlisel betrachtet, die noch jetzt unter ihrem Jungfernnamen

[1] Wir wollen die Frage dahin beantworten, daß es im Jahre 1822 geschah. Die Maler waren Monten und Ott. Mit ihrem wahren Namen heißt die Fischerlisel, wie uns Rath Her belehrt, Elisabeth Egelgrasser. Wolf Egelgrasser war 1527 Vikar zu Parsberg. Oberb. Archiv 16. 53.

als rüstiges, aber doch sehr altes Mütterlein auf dem Freudenberg, ihrem Tibur[1] waltet, dem kommen jene Zeiten ganz mythisch vor. Und doch war sie auf Jahrzehente hin in aller Wirklichkeit der Angel, um den sich für die Landlustigen aus der Stadt die Geltung des ganzen Dörfchens drehte. Nicht unverdient ist sie auch von kulturhistorischen Touristen so oft besprochen,[2] von fahrenden Poeten so oft besungen worden. Sie war nämlich ein ganz eigenes Geschöpf, eine patriarchalische Wirthin, wie sie etwa zu Abrahams Zeiten, aber später nur noch selten gewesen sind. — Junglisel nahm's nie genau mit der Kreide, vielmehr sie führte meist gar keine, und wenn sie den Gast hochachten gelernt und liebgewonnen, so wurde eigentlich Alles im Wege der Vereinbarung festgestellt — bei weitem mehr nach seiner Schätzung als nach der ihrigen. Nahm einer Abschied und fragte nach der Schuldigkeit, so sagte sie z. B.: „Ja, ich weiß nicht, was du gehabt hast — wie lang bist denn da? und wie meinst denn, daß es recht wäre?" — So freundlich und vertrauensvoll war sie gegen alle, denen sie den rechten Schick für das Schlierser Leben abgesehen, die etwa ein schönes Lied gesungen, mit ihr ein Tänzchen versucht oder so, während sie allerdings andern, die ihr reich, hochnasig und abgeschmackt erschienen, mitunter eine ganz tüchtige Rechnung zu machen wußte.

[1] Tibur Argeo positum colono
Sit meæ sedes utinam senectæ,
Sit modus lasso maris et viarum
militiaeque.

[2] Z. B. von J. G. Kohl (Reisen in den österr. Staaten. S. 336. 1842), welcher ihr damals „fünfzig Frühlinge" beilegte.

Jetzt also und schon seit manchem Jahre, nachdem ihr Eheherr längst gestorben, lebt die Fischerlisel auf dem Freudenberg, einem belaubten Hügel, der dem Dorfe gegenüber halbinselartig in den See vorspringt. Wer dem Plätzchen seinen Namen gegeben, weiß ich nicht. Sollte es ein poetischer Einfall unsrer Lisel selber sein? Dort hat sie ein Bauernhaus bezogen und übt noch, um nicht müßig zu gehen, eine kleine Wirthschaft aus. Zumal des Nachmittags stechen die Schlierser Sommerleute gern in See und fahren zum Kaffee auf die Halbinsel. Ist es wohl richtig, daß die gute Wirthin beschäftigt ist, ihre Memoiren zu schreiben? Wohl mancher Maler und mancher andere Wanderer, der jetzt schon lange dahin gegangen oder mit weißen Haaren den Erinnerungen seiner Jugend im Gebirge nachpilgert, möchte darin ein freundliches Andenken finden.

Im Wirthshaus zu Schliers waltet jetzt eine Tochter Lisels, welche glücklich verheirathet ist. Im Laufe der Jahre hat es mancherlei hübsche Zuthaten erhalten — ein neuer Speisesaal ist vor kurzem angebaut worden und gegenüber steht schon seit längerer Zeit ein kleines Haus mit sehr schönen Zimmern und guten Betten. Die Bewirthung ist nicht übel, doch stören die mit zu viel Nachsicht geduldeten Fliegen.

Die Sommerfrische in Schliers verlauft in der Regel sehr heiter. Neben den Münchnern finden sich manche Gäste aus andern deutschen Ländern ein, die mit treuer Anhänglichkeit in jedem Jahre wiederkehren, so Herr Director Pfaff aus Eßlingen mit seiner Gattin und andere. Auch Herr Oberstaatsanwalt von Schab, jetzt zu Freising, bringt da schon seit manchem Sommer seinen Urlaub zu, ein unermüdeter Bergsteiger und

heiterer Chorführer auf vergnüglichen Alpenwanderungen. Gegen den Herbst zu, wenn die Abende länger werden, findet man im Wirthshause einen Zirkel beisammen, so gebildet wie in jeder Hauptstadt. Auch wegen seiner Gesundheit wird der Ort gerühmt. Der liebenswürdige Naturforscher ** fand sich während der ganzen Cholerazeit (1854) nirgends so gesichert und so beruhigt wie hier.

Dicht am Dorfe ist ein kleines Berglein, der Weinberg genannt, eine Erinnerung an die alte Zeit, wo die Mönche selbst in den höchsten Thälern den Weinbau betrieben. Kamen dazumal doch selbst im untern Engadin, im Domleschg und in Uri Weingärten vor, wo längst keine Rebe mehr zu sehen ist. Wie es die frommen Brüder anfingen, um die heikeln Beeren zur Reife zu bringen, ist freilich fast räthselhaft. Jetzt ist diese Kultur bis auf die unbesungenen Rebengelände bei Landshut, Regensburg und Passau in Altbayern völlig eingegangen.[1] Auf dem Weinberg steht eine Kapelle, der die alten Herren von Waldeck und Maxelrain, von welchen wir sogleich erzählen werden, manchen Schmuck und auch mehrere Grabstätten zugewendet haben. Noch hängt dort an einem Fenster Standarte und Schild, welche Wilhelm von Maxelrain 1605 dahin gewidmet, da er von seinem Zug nach Ungarn als Reiterfähndrich zurückgekommen. Herr Maler Gail hat das Verdienst, das Kirchlein, das allmählig in Verfall zu gerathen drohte, wieder würdig hergestellt zu haben. Dort oben, auf diesem romantischen Schwärmerplätzchen,

[1] Wächst gut Wein da, wer gern Essig trinkt, sagt Seb. Münster in seiner Cosmographey von dem Kelheimer Gewächs. Vini ferax nennt übrigens Aribo das Bayerland um 649.

hat man eine gar schöne Aussicht über das Seegelände und über das freundliche wohlhäbige Dorf, dessen Häuser in Obstgärten zerstreut liegen.

Ehe wir für immer weiter ziehen, wollen wir aber noch ein paar Worte sagen über die geschichtlichen Merkwürdigkeiten des Dorfes.[1]

Vor uralten Zeiten wie am Tegernsee ist christlicher Andacht eine Stelle auch am Schliersee geworden. Bei Westenhofen,[2] auf dem Kirchbühel, erhob sich noch in den Tagen der Agilolfinger (um 760) eine Zelle mit Bethaus, welche fünf edle Brüder, deren Namen man noch heute kennt, aus ihrem Erbe gründeten und sogleich als Mönche bezogen. Indessen hatte die fromme Ansiedelung kein langes Leben — schon zwei Jahrhunderte nach ihrer Entstehung verschwand sie auch wieder, wahrscheinlich weil sie von den Ungarn zerstört worden.

Im Jahre 1141 legte aber Otto, der Bischof von Freising, den Grund zu einem andern Stifte in dem Dorf zu Schliers, welches jedoch auch nur bis zum Jahre 1495 fortbestand. Damals nämlich zogen die Klosterherren auf den Wunsch des Herzogs nach München und nahmen ihren Sitz bei dem neuerrichteten Chorstift

[1] Nach der sehr fleißigen Arbeit von Rath Her im „Malerischen Bayern."

[2] Erklärt sich sehr einfach als Hof im Westen, obgleich Rath Her diese Ableitung bestreitet. Die deutschen Namen der Weltgegenden, Nord, Süd, Ost, West, sind dem Landmann jetzt so viel wie unbekannt; doch haben sich aus alten Zeiten eine Menge Ortsnamen erhalten, die mit Oster- (Oester-, Ester-) und mit Wester- zusammengesetzt sind. Dem Süden entspricht Sunder-, Sonder- (Sunderham, Sunderwiechs, Sondermair), was aber schon viel weniger vorkömmt. Noch seltener ist Nörder-, Nöder-.

zu Unser lieben Frau daselbst. Die jetzige Kirche zu Schliers ist 1714 gebaut und hat zwei sehenswerthe Gemälde, ein altes, von einem unbekannten Meister mit der Jahrzahl 1494 und ein neues von Herrn Wilhelm Gail mit der Jahrzahl 1842. Auch zwei Grabsteine von alten Waldeckern sind da noch erhalten.

Der kleine Schliersee hat eine Tiefe von 168′ und liegt 2336′ über dem Mittelmeer. Sehr gesucht und hoch gewerthet sind seine Salblinge, nicht viel minder geschätzt seine Lachsforellen und Renken. Der lateinische Name Lacus Sylurnus ist nur eine gräcisirende Erfindung der alten Chorherren und hat weiter nichts zu bedeuten.

Ehemals sollen im See mehrere Inseln gewesen, diese aber versunken sein. Eine ist noch übergeblieben, die man mit altem deutschen Namen Wörth, d. h. eben Insel nennt. Sie ist jetzt ganz unbewohnt und nur ein Heustadel darauf. Vor Zeiten soll ein Steg vom westlichen Seeufer hinüber gegangen und ein Thurm dort gestanden sein. Nach der Sage habe er der Hungerthurm geheißen, weil einst ein Ritter von der Kreuzfahrt zurückkehrend sein ehelich Weib, das er in der Treue fehlig befunden, mit ihrem Buhlen dort habe verhungern lassen. Sah man doch erst vor sieben Jahren noch ein blaues Lichtlein von dem Eiland nach dem verfallenen Schlosse schweben und das Volk wußte keine andre Deutung, als daß die Waldeckerin noch nicht erlöst sei.

Den See entlang führt das Sträßchen nach Fischhausen. Links an der waldigen Höhe des Berges stehen die schwarzen Trümmer von Hohenwaldeck, der Titularburg des schon öfter genannten Grafengeschlechtes.

Die schöne Abgelegenheit des Landes, der alte Stamm, die alte Burgruine, die ehemalige Reichsunmittelbarkeit und die einstige fünfundzwanzigjährige Ketzerei in dieser Grafschaft haben dieselbe zu einem Liebling oberbayerischer Geschichtschreibung gemacht. Wir besitzen über sie z. B. verschiedene Monographien von dem ehemaligen Director J. v. Obernberg, der sich überhaupt um die nähere Kenntniß des bayerischen Hochlandes sehr verdient gemacht hat. Nach seinen Forschungen war schon im Jahre 942 ein Sigmund von Waldeck zum Turniere zu Rothenburg geritten, was indessen bei den Historikern vom Fach wohl nicht viel Glauben finden wird. Später waren die Waldecker durch lange Zeiten die Erbkämmerer des Bisthums Freising, eine Würde, die sie wahrscheinlich als Gegengabe erhielten für die vielen Schankungen, die sie dem Chorstifte zu Schliers gebracht. Ueber dieses verwalteten sie auch die Schirmvogtei und als deßhalb im fünfzehnten Jahrhundert Irrungen entstanden waren und das Stift, das auch der Herzog unterstützte, sich nach Rom gewandt hatte und sogar der Bannstrahl in Aussicht war, wendete sich Wolfgang von Waldeck, um auch eine Hilfe zu haben, an den Kaiser, und trug seine Herrschaft, die bisher unter dem Herzogthum gestanden, dem Reich zu Lehen auf, was ganz glücklich von Statten ging, so daß dies Gebiet reichsunmittelbar wurde. Es umfaßte damals außer dem Burgfrieden zu Waldeck auch Miesbach, den Markt, im sonnigen Hügelland und das einsame Schloß zu Wallenburg und das stille Schliers. Wolfgang von Waldeck, der so hoch hinaufgestiegen, ward aber schon 1483 mit Schild und Helm begraben. Die Herrschaft fiel nun seinem Schwestersohn Jörg von

Hohenrain, nach diesem dem Sohne einer andern Schwester, Hochprand von Sandizell zu und kam endlich 1516 durch Erbschaft und Kauf an Wolf von Maxelrain. Dessen Schloß steht noch heute wohlerhalten bei Aibling und sein Geschlecht ist seit alten Tagen, seit den Zeiten der Karolinger, in bayerischen Urkunden gut bekannt. Die Geschichte desselben hat jüngsthin ein weit gereister Mann, Dr. Theodor Wiedemann, ehemals Pfarrer zu Petropolis bei Rio Janeiro, mit fleißiger Hand beschrieben, derselbe, der uns auch Aventins Erdenwallen dargestellt hat. Wolf und seine Nachfolger nannten sich nun seit dem kaiserlichen Gnadenbriefe von 1548 des Reiches Freiherrn zu Waldeck und Maxelrain und erschienen, jedoch langehin unter Protestation der Herzoge von Bayern, vom Kaiser berufen, auf den Reichsversammlungen, auf dem Concil zu Trient und auf andern wichtigen Tagen. Zur Reichsarmee stellten sie einen Mann zu Pferd und zwei zu Fuß. Wolfs erstgeborner Sohn, Wolf Dietrich mit Namen, wollte sich Anfangs dem geistlichen Leben widmen, ward, noch minderjährig, Thumbherr zu Salzburg, ging aber dann wieder in die Welt und fand bald sein Seelenvergnügen an der Augsburger Confession. Er war ein „verständiger, ehrlicher und wohlhausender Herr,“ zog sich aber durch seine Ketzerei sehr viele Verdrießlichkeiten zu. Sein Ländchen war meistentheils auf seiner Seite und als 1560 die Freisinger Herren zur Kirchenmusterung erschienen, fanden sie mit Schrecken, daß der Caplan zu Miesbach das Abendmahl unter beiden Gestalten reichte. Viele Miesbacher hatten in diesem Jahre noch gar nicht gebeichtet; der Cooperator Johann Pock zeigte sich „gut sectisch und ziemlich ungelehrt, trug lange

Wehren und nannte tonsuram clericorum ein Schelmzeichen." (Was Gelehrsamkeit betrifft, so war übrigens nach Ausweis der Visitationsprotocolle auch der Latinismus der Hochwürdigen von Freising nicht vom reinsten Wasser.) Bei manchen Prädicanten fanden sich uneheliche Kinder, was zwar auch bei katholischen Pfarrern vorkommen soll, aber dann unter einen ganz andern Gesichtspunkt fällt. Manche Irrgläubige wurden von Zeit zu Zeit zur Besserung in den Falkenthurm zu München abgeführt, allein es half nichts. Die ganze Neuerung war übrigens ein eingebornes, selbstgezogenes Gewächs, eine autochthone Erleuchtung, denn man hört nicht, daß fremde Sendboten von außen hereingekommen, vielmehr konnten die Miesbacher später noch protestantische Priester an Pfalzneuburg abgeben. Auch war die Sectirerei, wie man's zu Freising nannte, nicht auf das Waldeckische Gebiet beschränkt, sondern reichte fast hinunter bis Ebersberg und hinüber bis Rosenheim. In den mancherlei Anfechtungen, mit denen er nun zu kämpfen hatte, suchte Wolf Dietrich seine Freunde zusammen, vor allem den Grafen Joachim von Ortenburg, der die Reformation in seiner Herrschaft bereits eingeführt hatte, wo sie noch heute besteht, und dann die Häuser Fugger, Freyberg, Pelkhoven, Paumgarten u. dergl., welche damals ebenso gut lutherisch waren, als sie jetzt wieder katholisch sind. Dieses Wesen dauerte, jedoch unter steter Behelligung, fort bis zum Jahre 1583, wo sich der Herzog und der Bischof von Freising kraftvoll zusammenthaten, um ihm ein Ende zu setzen. Letzterer sprach den Kirchenbann aus, ersterer sperrte das Ländchen ab, so daß nur die katholisch Gebliebenen, welche mit Freibriefen versehen wurden, noch aus und

ein konnten. Viele Waldecker waren dazumal schon ausgewandert, zumeist nach Regensburg, andere zogen jetzt in die Fremde. Durch jene Mittel war übrigens die bessere Ueberzeugung bald so mächtig geworden, daß schon im Mai 1584 dreihundert und dreißig Personen mit dem Kreuz nach Tuntenhausen gingen. Am längsten blieben die Weiber und Kinder widerspenstig, wie in religiösen Dingen gewöhnlich jene am hartnäckigsten sind, die am wenigsten davon verstehen. Auch Wolf Dietrich, der Häresiarch, beharrte bei seinem Glauben, bis er 1586 in die Familiengruft zu Miesbach gesenkt wurde.

Im Jahre 1637 ward das Gebiet zur freien Reichsgrafschaft Hohenwaldeck erhoben, unter demselben Wilhelm, dessen Standarte noch im Weinbergskirchlein zu sehen und der in reifern Jahren kurkölnisch und bayerischer Kämmerer, Oberstjägermeister, Oberster zu Pferd, Pfleger zu Wolfratshausen und Hohenschwangau geworden ist.

Das Ländlein war lange Zeit mit seinen Reichsgrafen ganz leidlich gefahren, bis ihm in Johann Veit (1659—1705) endlich auch ein geiziger Tyrann und herzloser Wütherich beschieden war. Dieser bedrückte, beschatzte und quälte seine Unterthanen dermaßen, daß sie sich dreimal in vollem Aufstand erhoben. Nachdem Johann Joseph, der letzte Reichsgraf von Hohenwaldeck, als Alchymist, sonst aber nicht bedeutend, 1734 gestorben, fiel die Grafschaft, verschuldet und verarmt, nach alten Verträgen an das Kurhaus Bayern. Als sie abgegangen, blieb diesseits der Donau in bayerischen Landen nur noch eine Grafschaft über, die reichsunmittelbar war, nämlich die obengenannte uralte der Ortenburger bei Passau, welche noch bis zum Anfang dieses Jahrhunderts fortdauerte.

Von der alten Burg am Schliersee weiß man auch nicht mehr als daß dieselbe 1270 Otto dem Waldecker bei einer Erbtheilung zufiel und 1408 bereits verödet war. Man spricht übrigens von mehreren Schlössern der Waldecker, die einst gewesen. So soll eines oder gar zwei ober dem Dorfe Schliers gestanden sein, ein andres, wie schon gesagt, zu Wachsenstein, wieder ein anderes, Altenwaldeck genannt, am Abfall der Höhen bei Niklasreut. Die niedrige Lage dieser Vesten machte es der Nachbarschaft bequem, ihre Bausteine aus den Trümmern zu holen und so sind sie spurlos weggefegt. Die Waldecker aber, nachdem sie das Felsennest bei Fischhausen verlassen, erwählten ihre Residenz zu Waldenberg, jetzt Wallenburg, in der heitern, wirthlichen Gegend von Miesbach, wo ihnen allerdings mehr herrenmäßiges Behagen vergönnt sein mochte, als hier in der stillen Einöde. Wer jetzt zu der verfallenen Burg hinaufgeklettert, der hat oben außer einer hübschen Rundschau nur uraltes, ungestaltes Gemäuer vor sich. Gleichwohl bietet dasselbe dem Forscher einen besonderen Reiz, denn er findet an der südöstlichen Ecke, daß die Bausteine an der äußern Fläche jene Wecken oder Wülste zeigen, welche römische Hand verrathen sollen. Kein Wunder, daß man die erste Erbauung der Burg den Römern zuschreibt, daß schon die ältern Gewährsmänner wie Wiguleius Hund sie ein gar alt haydnisch Gemaüer, spätere wie Lori, einen vicus romaniscus nannten; daß endlich Obernberg hieselbst sogar das römische Albianum finden wollte, welches andere, wohl noch unrichtiger, nach Aibling verlegen.[1]

[1] Daß aber da einst römische Heerden grasten, ist aus dem Namen Valepp, früher Valdepp, den ein nach Tirol

Unterhalb des alten Schlosses an dem Weg steht ein rundes Kirchlein, das dem heiligen Leonhard geweiht ist. An den Leonhardstagen, die in den Sommer fallen (das Fest zu Fischhausen wird am Sonntag nach Jakobi gefeiert), kann hier der Städter noch ein hübsches Stück aus dem alten Bauernleben gewahren. St. Leonhard ist nämlich, kurz gegeben, der Viehpatron; um seine Fürbitte fleht der Landmann, wenn ihm ein theures Haupt aus seiner Herde erkrankt. Indessen — so behauptet der Bauer — kommt auch hier gar vieles auf die richtige Auswahl an, denn jeder Leonhard hat seine bestimmte Sphäre, in der er am liebsten und am kräftigsten wirkt. Der eine zu X** hat sich z. B. mehr für Pferde bewährt, der andere zu Y** wird vorgezogen, wenn es sich um kranke Rinder oder Schafe handelt — nur wenige gibt es, die für alles Vieh gerecht sind. Wie dem auch sei, an jenen Tagen pflegt der Bauer seine Verehrung durch die Leonhardsfahrten darzulegen. Sie erinnern fast an die olympischen Spiele, und sind schon mehrfach beschrieben worden, am farbenreichsten von Lentner, der sie also schildert:

„Wenn das Kirchweihfähnlein vom Thurme winkt, dann kommen aus einem Umkreise von vielen Stunden Wallfahrer, alle zu Wagen oder beritten. Was ein guter Bauer ist, hat seine eigene „Lienhardstruhe" — einen zierlichen Leiterwagen, bunt bemalt mit Heiligenbildern, Blumenvasen, Namen und Jahrzahlen. Seinen besten Rossen flicht er rothe Bänder in Schweif und

hineinfließender Bach führt, mit Sicherheit zu entnehmen. Es ist entweder val d'ape, Bienenthal, oder val tepida. In Tirol heißt der Bach die Brandenberger Ache, aber an seinem Ausfluß in den Inn liegt wieder das Dorf Valdepp.

Mähne, Buchssträuße ins Geschirr, sich, sein Weib und Ehrengäste verpackt er in den Kasten, und rasselt nun schnellsten Trabes stolz hin zur heiligen Stätte. Auf noch größeren Wagen, mit Laubbögen und Fahnen kostbar geputzt, sitzen in Reihen lauter Mädchen, in andern Buben, vier Pferde wiehern als Gespann an denselben, und einzelne Bursche tummeln als Vorreiter ausgesucht schöne Thiere. So rollt und knallt und fliegt es am Morgen von allen Seiten heran, und jedes Gefährt, groß oder klein, lenkt nun im dreimaligen Kreise raschen Laufes um die Kirche. Vielfach kommen sie mit Sang und Klang; die Buben spielen dann vor der offenen Kirchthüre gellende Trompetenaufzüge, die Mädchen singen Kirchenlieder, andere beten Litaneien. Immer kreist es laut und leuchtend um die Kirche, bis der Gottesdienst beendet ist; denn mehr als dreißig und vierzig Viergespanne versammeln sich oft zu solchem Feste, die Truhen und kleinen Wagen nicht gezählt. „„Selbst sechsspännig kam der Herr Pfarrer von Thanning zur Leonhardsfahrt bei Föggenbeuern mit besonderer Erlaubniß des Königs,““ erzählte man mir einmal in Schönegg. An andern Orten muß nach altem Herkommen der Pfarrer zu Roß den Zug anführen. Diesem frommen Wagenrennen fehlt wie billig nicht eine weltliche Erholung: Krambuden und Schenken, Tanzplätze und ähnliches umgeben als flüchtige Hüttenstadt an diesem Tage das einsame Kirchlein; im Waldschatten werden die Rosse versorgt, und in der freien Weite ergeht sich nun nach aller Behaglichkeit die Lebenslust dieser Leute. St. Leonhards Segen führen sie mit sich heim, und der wird nicht beeinträchtigt durch ein heiteres Rosenroth im Kopf oder ein Dirnlein im Arm.“

Nicht ferne von Fischhausen gegen Mittag geht das Josephsthal ein, von welchem aus weiter über die Spitzingalm nach der Kaiserklause zu gehen ist. Es erhielt seinen Namen von Joseph, dem letzten Grafen von Hohenwaldeck, der daselbst einen Hochofen anlegte, um den Eisenstein, der in der Nähe gewonnen wurde, schmelzen zu lassen. Der Hochofen ging aber bald wieder ein und die Bergknappen wurden allmählig zu Hirten unter großer Feindschaft der Fischhauser, die sich da gar nicht christlich benahmen, und ihnen mitunter sogar die neugezimmerten Häuschen verbrannten. Ihre Nachkommen führen noch unter wenigen zerstreuten Dächern in dem kalten Thale ein ärmliches Leben. Es geht in eine Felsenschlucht aus, die ein Wasserfall ziert.

Am Eingang dieses Thales, nicht fern von Fischhausen, steht das Neuhaus, eine einschichte Wirthschaft, ehemals eine Bierstube für die Knappen des Josephsthals, jetzt ein beliebter Kaffeeplatz der Schlierser Gäste. Von da geht es eine kleine Stunde fort in waldigem Thale ohne Dorf oder Haus, nur daß man hier zuerst den Wendelstein erschaut, mit seiner kahlen Pyramide, denselben Wendelstein, der einem Fahrzeuge der ehemaligen deutschen Flotte seinen Namen verliehen.

In der Mitte der Einsamkeit stand vor nicht vielen Jahren eine kleine Hütte, die fast kulturhistorische Bedeutung ansprach. Nach langen Irrfahrten durch unsern Welttheil, die ihn bis hinter Moskau geführt, hatte sich da nämlich ein Zuckerbäcker niedergelassen, ein altes, aber bewegliches Männlein, munter und geschwätzig, das sich sehr höflich und graziös zu präsentiren wußte. Eigentlich soll es vorher noch zu Schliers ansäßig gewesen und dort seinen Schulden erlegen sein, worauf

es dann die Väter der Gemeinde Fischhausen zu deren Rinderhirten ernannten und ihm diese Wohnung mit acht Gulden rheinisch jährlichen Lohnes zuwiesen. Doch bald erhob sich der alte Knabe aus dieser Unwürde wieder durch eigene Kraft, hielt sich in seinem Hirtenamte, wie ein Prälat der Hochkirche, einen Vikar, und lebte nur der Zuckerbäckerei. Er nannte sich und nicht mit Unrecht den „Conditor in der Wüste,“ hatte auch ein Schild an dem morschen Giebel hängen. Lebkuchen, Maccaronen und Mandelbögen waren da immer gut und frisch zu haben. Selten, daß eine Pilgerin vom Birkenstein, der vielbesuchten Wallfahrt bei Fischbachau, zurückkehrte, ohne sich für Kinder und Basen die Taschen mit süßen Herzen und Zuckerbrod zu füllen. Mit gebildeten Leuten sprach der muntere Geselle von seinen Reisen und wußte sie, während sie von seinen Leckerbissen naschten, ganz angenehm zu unterhalten. So lebte er, scheinbar wie ein Klausner, gar friedlich dahin, bis es auf einmal hieß, der Conditor in der Wüste sei verschwunden und das Häuschen durch die Burschen von Fischhausen zerstört worden. Einige behaupteten, diese hätten aus Eifersucht gehandelt, weil sich der Zuckerbäcker durch seine Süßigkeiten die ländlichen Mädchen so freundlich zu machen gewußt — was aber irrig. Richtiger scheint, daß er damals die deutschen Grundrechte in die Hand bekam und ohne die Hinfälligkeit derselben in Betracht zu ziehen, über seine politische Stellung mit der Gemeinde zu hadern begann. In diesem Hader sei dann er und sein Hüttchen untergegangen. Genauer habe ich die Sache nicht erfahren können, doch bäckt er jetzt wieder wohlbehalten zu Schliers.

Endlich ist man zu Aurach angelangt, einem kleinen

Dorfe an der frischen, hellen Leitzach, die von Bayerisch-Zell heraus kömmt und sich hier gegen Norden wendet. Etliche Schritte weiter ist ein Eisenhammer, wo auch Bier geschenkt wird, ein stiller Platz, in dem nur das Pochen des Hammers einiges Geräusch verursacht. Auch er ist ein obwohl unscheinbares Denkmal der Eisenbergwerke, die früher im Josephsthal und an andern Orten der Gegend, doch nie mit Glück, betrieben wurden. Hieher geht man oft des Abends von Fischbachau aus lustwandeln, nimmt seinen Trunk und schaut träumend zu, wie die Schatten am Wendelstein hinauf wachsen, bis zuletzt nur noch der Gipfel von der untergehenden Sonne rosenroth erleuchtet wird.

Hier sind wir also ganz nahe bei Fischbachau, nicht weit von Bayerisch-Zell und so wollen wir denn die kurze Urgeschichte dieser beiden Orte hören. Sie spielt im elften Jahrhundert, und Konrad der Philosoph, ein Mönch von Scheiern, hat sie nicht lange darnach beschrieben. Sie ist anziehend, weil sie zeigt, daß dieses Thälchen in so späten Tagen wieder in tiefer, unbetretener Waldesnacht lag, während es doch nach mancherlei Anzeichen schon tausend Jahre vorher den Römern bekannt und von lateinischen Hirten beweidet worden. Aus jener Zeit stammen noch die Namen Aurach von Ur, Auerochs und Ellbach, Elchpach, von Elch, das Elennthier.

Im Jahre des Heiles 1030 also ging der edle Graf Hermann zu Kastel im Nordgau mit seinen Knechten und Bauern von Willing am Irschenberge aus, betrat diesen Freiwald und nahm ihn dadurch in Besitz, daß er drei Tage hindurch in demselben übernachtete. Etliche Zeit darnach erschienen auch zwei adelige Männer, welche

Mönche geworden, Otto und Adalpreht, und bauten in dieser Einsamkeit eine Kirche, die der ehrwürdige Ellenhard, Bischof von Pola, auf Bitten der Gräfin Haziga 1077 einweihte. Haziga aber, aus scheirischem Stamme, des Grafen zu Kastel Gemahlin, wendete ihre volle Liebe der neuen Zelle zu, besuchte sie öfters und begabte sie mit mancherlei Gütern, diesseits der Alpen sowohl als auch mit einem Hofe zu Trunnis (Trins im tirolischen Gschnitzthal) und einem Weinberge zu Bozen. Sie war es auch, die das Klösterlein, welches da erwachsen, dem Abt Wilhelm zu Hirschau übergab, worauf dann dieser zwölf Mönche und zwölf Laienbrüder sandte, um St. Benedikts Regel einzuführen. Indessen, so sehr sich die Mönche damaliger Zeit nach der Einsamkeit sehnten, so bald war sie ihnen auch zuwider und wie zu Scharniz und zu Berchtesgaden, so verlangten auch die Brüder in der Zelle gar bald nach menschlichem Verkehre. Sie stellten ihrer Gönnerin vor, daß sie wegen Schwierigkeit der Wege (ein Uebel, das sich in Bayern fast bis auf unsere Tage erhalten hat) und Wildheit der Wälder sich die Atzung kaum verschaffen könnten und Haziga war so freundlich, mit dem Bischof von Freising einen Tausch einzuleiten, kraft dessen sie gegen andere Güter einen Hof zu Fischbachau erhielt. Also ward auch hier eine Kirche und ein Kloster erbaut und von Bischof Meginwart 1087 eingeweiht. Doch fühlte man sich noch immer nicht recht heimisch in dem waldigen Hochthale; man suchte vielmehr eine günstige Gegend im Flachland zu gewinnen, angeblich weil die Zahl der Mönche und die der adeligen Knaben, die unter ihnen als Zöglinge lebten, über die Maßen zunahmen. So wurde denn das junge Stift in kurzer

Zeit nach Eisenhofen an der Glon in der Grafschaft Dachau verlegt. Indessen war auch hier nicht seines Bleibens. Die Grafen von Scheiern, „welche gegen Gott viel Böses begangen hatten," übergaben nämlich den Mönchen im Jahre 1108 reumüthig ihr ganzes altes Schloß und viele Güter, und so entstand das berühmte Kloster Scheiern aus dem kleinen Keim, den einst Otto und Adalpreht zu Bayrisch-Zell gelegt.

Zu Aurach trennen sich die Wege und einer lauft geradeaus in die Zell, der andere geht über's Wasser und führt bald nach Fischbachau, dem stillen Klösterlein, das die Herren zu Scheiern als altes Stammgut noch bis zu ihrer Auflösung sich zu erhalten wußten und zur warmen Sommerszeit gar gerne besuchten. Jetzt wohnt der hochwürdige Pfarrer und der Herr Revierförster in den freundlichen Räumen. In Fischbachau war vor nicht langer Zeit das schönste Duett für Alpengesang, das man in weiter Runde finden konnte — zwei liebliche Mädchen, zwei herrliche Stimmen und beide vortrefflich zusammengeübt! Ach, wenn die Jünger Ottos und Adalprehts hätten hören können, wie das Förster-Linerl und die Müller-Resi das Lied vom Wendelstein sangen, sie hätten gewiß nie hinaus verlangt aus dem schönen Leizachthal nach dem langweiligen Eisenhofen im Landgericht Dachau. In neuester Zeit bezaubert ja jene Alpenlyrik selbst die fernen Isländer, wie denn unser Winkler berichtet, daß auch die schönen Jungfrauen von Reykiawik zum Klaviere die Lieder vom Wendelstein und von der schönen Steiermark — aber freilich in dänischer Uebersetzung — singen.

Auf einer Höhe, die rechts gegen das Gebirge hin sich lagert, steht die kleine Wallfahrtskirche auf dem

Birkenstein — mit einem Marienbild, dessen Wunderkraft allenthalben in der Gegend und bis nach Tirol hinein viel Vertrauen genießt, so daß an den großen Tagen allerlei Völker hier zusammen kommen.

Ferner liegt unterhalb Fischbachau das Wirthshaus zu Marbach, ein sehr einfaches Hotel, doch nicht ohne seine Merkwürdigkeit, da dort verschiedene Erbstücke, Kleider, Hausgeräthe, Waffen und Kleinodien aus älteren Zeiten aufbewahrt und auf Ersuchen gezeigt werden. Es sind Hinterlassenschaften der Herren von Hafner, die hier in den letzten Jahrhunderten saßen.

„Als ich in Marbach," sagt Lentner, „in die enge Schatzkammer der Herren von Hafner trat, da erkannte ich diese Tüchtigkeit, diesen heitern Sinn wieder in all dem Großvater-Hausrath, der hier so sorgfältig bewahrt wird; diese Glas- und Zinnschätze, diese Schnitzerkünste und Wehren aller Art wurden durch sie gesammelt und erhalten. Der alte spitzbärtige Herr Christoph Hafner von 1661 sah aus seinem Conterfei mit sichtbarem Wohlgefallen herab auf seine Urenkelin, die Letzte seines Geschlechts, das seit unfürdenklichen Zeiten auf dem Gast- und Freihof zu Marbach saß, wie sie mit nicht minderer Genugthuung seine eingeschrumpften Handschuhe vorwies. Wirthin, Haus, Stube und Geschirr — alles hat so eine unbenennbare Farbe, beiläufig wie eine Rembrandt'sche Lasur; man zweifelt keinen Augenblick an der Ehrwürdigkeit aller dieser Dinge."

Die letzte der Hafner, ein bescheidenes, ganz ländliches Wesen, hatte in jungen Jahren einen hübschen Burschen geheirathet, welcher Cürassier gewesen war — doch blieb die Ehe kinderlos. Uebrigens war das Wirthshaus schon in alten Zeiten ein Edelhof. Herr Gottschalk

von Marhpach kommt schon 1085 bei dem Tausche vor, den Frau Haziga mit dem Bischof Meginwart von Freising zu Götting pflog, und zehn Jahre später bei einer gleichen Handlung, welche zu Pienzenau vor sich ging. Bei beiden Gelegenheiten wurde der edle Ritter auch nach damaliger bayerischer Sitte als Zeuge bei den Ohren gezupft.[1]

Ueber Fischbachau hinaus finden sich noch zwei Dörfer, Ellbach und Hundham, und besteht überhaupt die ganze Thalschaft nur aus diesen drei Orten. Sie ist sehr heimlich und schön und würde wohl auch von fremden Gästen mehr besucht, wenn ihre Wirthshäuser einladender wären. Angenehm und erheiternd ist zumal ihre Breite, lauter Wiesen und schöne Aenger, durch welche die Leizach strömt. Rechts von derselben stehen die genannten drei Dörfer, laub- und schattenreich, jenseits auf den Halden herum zeigen sich ansehnliche Höfe. Für bequeme Leute mag die Bemerkung gelten, daß man in diesem Leizachthale, wie nicht leicht anderswo im Gebirge, sehr weit herum spazieren kann, ohne auf die Berge steigen zu müssen. Will man dazu gleichwohl eine mäßige Beschwerde fügen, so darf man nur den Schwarzenberg bei Ellbach eines Besuches würdigen. Auf seinem Gipfel sieht man weit hinein ins bayerische Flachland.

Eine halbe Stunde nördlich von Hundham hat das

[1] More bavarico per aures tracti heißt es sehr oft in den älteren Urkunden. Diese Rechtsgewohnheit erhielt sich bis in die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts. Man denke dabei an die Erinnerungsohrfeigen, welche man Lehrlingen u. s. w. bei besonders feierlichen Gelegenheiten noch bis in unsre Zeit herein zu geben pflegte.

Thal sein Ende und zugleich auch das Gebirge. Man kömmt da auf eine mit Nadelholz bewachsene Schneide, von der es rasch in die Ebene hinunter geht, sei es nun auf schattigem Steige nach Au, dessen Kirchthurm sich nur mit Mühe aus dem Obstbaumwald herauswindet, sei es nach Feilenbach, wohinab ein ungemaches Sträßchen klettert.

Gehen wir indessen wieder nach Aurach zurück, wo sich die Wege trennen, und bleiben wir im Thale von Bayerisch-Zell.

In dieser Gegend habe ich vor Jahren viel Verkehr gehabt und einige Schilderungen darüber aufgenommen, welche hier folgen sollen. Sie sind aus dem Jahre 1850.

„Irgendwo im Leizachthale steht auf der grünen Wiese ein großer Hof. Auf diesen war ich schon im vorigen Jahre am schönsten Abende zugeschritten, voll Neugier, was sich da finden würde, denn der gemeine Ruf sprach wirklich von einem gelehrten Bauern. Ein Brunnen, in den aus zwei Röhren frisches Bergwasser läuft, und eine kleine Familiencapelle, die nahe am Zaune steht, mögen die Ortschaft deutlicher bezeichnen. So freundlich und gutchristlich aber alles aussah, so war dem Gehöfte doch in diesem Augenblick nicht recht beizukommen. Es lag nämlich das ganze Hauswesen im Abendgebet und zwar unter den Fenstern, jedes Haupt auf bequem gestemmten Ellbogen in seiner Hälfte des Kreuzstockes. Alle beteten aus der dunkeln Stube heraus mit lauter Litanei zum Vater des Lichts. Nur von der Seite schien es gestattet, sich anzupürschen, um den Nächstgelegenen der Betenden zu fragen: „Wo ist der Steffelbauer?“ Er flüsterte leise: „Dort kommt er,“ und rief wieder noch lauter zu Gott als vorher.

Und richtig, da kam der Steffelbauer frischen Schrittes den Weg getrollt und besah uns gleichgültig wie von oben, bis Einer sagte: „Ihr sollt ja so schöne Bücher haben, Herr Steffelbauer.“ Hm, entgegnete der Landmann, Bücher hab' ich wohl, aber was geht denn das euch an? „Möchten sie halt gleichwohl sehen.“ Wie das gesagt war, nahm der Steffelbauer eine andere Miene an und blickte mißtrauisch um sich her, als sähe er im Geiste einen warnenden Gerichtsdiener. Und nachdem er sich einige Zeit besonnen, brach er in die vormärzlichen Worte aus: Zeigen will ich sie wohl, aber wenn ich gestraft werde vom Landgericht, so müßt ihr es bezahlen.

Nachdem wir das zugesagt, führte uns der Bauer in seine Heimath, wo unterdessen das Abendgebet verklungen war. Auch die Beter hatten sich zerstreut, und wir genossen der tiefsten Ruhe zum Austausch unserer wenigen Ideen. Der Steffelbauer zeigte auf einen schmalen Tisch, wo es sehr bunt durcheinander lag. Da waren verschiedene Flugschriften aus dem Jahr 1848 zu sehen, die noch von der unwiderstehlichen Macht des Volkes sprachen, verschiedene Zeitungen, manche schöne Proclamation, Programme und Glaubensbekenntnisse, zuerst vergessen von denen, die sie abgelegt, ja selbst die stenographischen Berichte von Frankfurt mit allen jenen Reden, denen man damals jene Wichtigkeit zuschrieb, die jetzt an die Noten der besser unterrichteten und für die deutsche Sache reiner fühlenden Cabinetsdiplomaten übergegangen ist. „Das ist jetzt alles für nichts,“ sagte der Steffelbauer fast zornig, und zeigte dagegen auf einen kleinen Schrank, wo auch einige Bücher standen: Das Wahre der Wiesendüngung; Kein Milzbrand mehr; Das Geheimniß der Löserdürre u. s. w.

Während wir in diesen herumblätterten, schien aber der Landmann Vertrauen zu gewinnen, und auf die Frage, ob denn der Bauer daherum viel lese, gab er die rasche Antwort: „Ach, wenn der Bauer liest, ist es nur zum Lachen, er versteht ja nichts. Und wenn er was verstehen sollte, müßte er das dort drinnen haben, geht nur herein." Damit klappte er eine Seitenkammer auf und leitete uns vor einen zweiten, etwas abgelegenen Bücherschrank, in welchem wir nicht ohne Verwunderung das große Pierer'sche Universallexikon erblickten, in seinen siebzehn Bänden, alle schön in Leder gebunden. „Seht," sagte der Landmann, „der Bauer weiß von Haus aus nichts — er weiß nicht was Staat ist, nicht was Regierung, nicht was constitutionell und nicht was absolut — er weiß gar nichts. Aber da in diesem Buche steht alles, und wer das nicht hat, der thut sich schwer im Leben." So sprach der Steffelbauer, und führte uns damit recht energisch an die alte klaffende Wunde unserer literarischen Cultur, und auf die Wahrnehmung, daß alle Bücher und Zeitungen nur für die Städter, und auch nur für einen Theil derselben geschrieben werden, und daß die Millionen deutscher Hirten und Bauern gewissermaßen nur die mündlichen Uebersetzungen erhalten, die ihnen stellenweise in der Predigt oder in der Kanzlei vermittelt werden, so daß das Ganze wirklich allen denen unzugänglich bleibt, welche sich Pierers Universallexikon nicht anschaffen können. Gleichwohl hat menschliche Strebsamkeit auch hier noch einen schmalen, minder kostspieligen Nebenweg gefunden, und zu den gesuchtesten Artikeln des literarischen Marktes gehören jetzt im Oberlande die Fremdwörterbücher. Fast in jedem reputirlichen Bauern-

hause wo ich zusprach, fand ich diesesmal ein Fremdwörterbuch — neues Phänomen, das mich überraschte.

Seitdem war ungefähr ein Jahr vergangen, auch war die Tageszeit eine andere, nämlich gegen elf Uhr, wo der Steffelbauer mit Frau und Kind und Hausgesind beim Essen saß, neben sich abermals einen Band von Pierers Universallexikon, in welchem er, so oft er einen Löffel voll genommen, wieder ein paar Zeilen las. Als er seines Gastes gewahr wurde, sagte er: „Grüß Gott! aber die Deutschen sind halt noch nicht einig?" was ihm schwerlich einer bestreiten möchte. Nachdem das Mahl beendet, sprachen wir so im Vertrauen zusammen, was uns der Augenblick eingab. Er klagte über den Umschwung der Zeiten und über den Verfall unserer Hoffnungen; die Zeitungen habe er fast aufgegeben; es stehe nichts Gutes mehr drinnen, und darum lese er wieder lieber in seinem Lexikon. Die stenographischen Berichte der bayerischen Kammer habe er sich mit noch ein paar Bauern der Gegend auch bestellt, da sei ihnen aber mit der Zeit das „Gewasch" doch zu viel geworden, und sie hielten sie jetzt nicht mehr. Am meisten schien es aber den ehrlichen Landmann zu verdrießen, daß der Kaiser und der Preuß' dem Russen nachliefen nach Warschau, um ihm schön zu thun wegen der deutschen Einheit und Freiheit. „Wenn der Türk' noch was wär' wie vor dreihundert Jahren, gingen sie gewiß auch zum Türken und thäten fußfällig bitten, er möcht' doch auch was drein reden in die deutsche Eintracht." Welcher Abstand zwischen den Ansichten, welche dieser Gefühlspolitiker sich von der deutschen Ehre kunstlos zusammengerichtet, und jenen, welche der Prinz von Preußen und der Fürst von Schwarzenberg sich zu eigen

gemacht, und wie soll da je auf eine Harmonie zu hoffen sein? Im übrigen aber wollte Jener doch nicht verzagen, und er meinte, es würden schon wieder einmal bessere Zeiten kommen; es brauche halt Geduld.

Was die sonstige Stellung des Steffelbauern betrifft, so erfreut er sich eines tiefen Friedens. Obgleich die ländliche Bureaukratie den Wissenschaften eher abgeneigt als förderlich ist (mehr aus Unkenntniß als aus bösem Herzen), so hat man doch sein stilles Bücherleben bisher nicht geahndet. „Ich komm mit allen Leuten gut aus, sagt er, mit dem Landgericht hab' ich gar nichts zu thun, und die geistlichen Herren sind mir auch nicht feind." Immerhin hat sein mystisches Lesen die Aufmerksamkeit auf sich gezogen, und einige Staatsdiener in der Nachbarschaft meinten, so unschuldig er sich auch stelle, so sei er doch ein heimlicher Sünder und gefährlicher politischer Zweifler.

Das wäre nun gut, aber neben dem Hause des Steffelbauern, welches ohne alle Farbe ist, steht noch ein andres, auf dem mit kunstreicher Hand der Cyclus der christlichen Heroen aufgemalt ist, welche die Bauernschaft als ihre besondern Gönner und Fürsprecher betrachtet. Hier sind Adam und Eva, die Stammeltern des menschlichen Geschlechtes und insofern auch des Bauernstandes; der heilige Nährvater Joseph; St. Leonhard, der große Beschützer der Hirten und der Heerden; St. Isidor, der altspanische Oekonom; die heilige Notburga, die Patronin der Ehehalten und Dienstboten, nebst andern mehr. Eine besondere Ehrerbietung hab' ich immer für die heilige Notburga gehabt, die liebliche, fromme, barmherzige Magd aus dem Innthale, mit ihrem schönen tirolischen Mythus, wie sie treu und

redlich dem Herrn von Rottenburg das Haus gehütet und mit ihrer Wohlthätigkeit viel Segen über dasselbe gebracht, und wie sie einst, als ein ungeschlachter Bauer sie nach dem Feierabend zur Arbeit zwingen wollte, die Sichel in die Luft warf und diese oben hängen blieb — fürwahr ein prächtiger Zug, über den ich noch staune fast zur Stunde. So war Notburga ein Musterbild für alle Knechte und Dirnen, deßwegen auch im bayerischen Gebirge und bis gegen Bozen hinein in allen Bauernhäusern hoch verehrt. Es ist ewig Schade, daß in neuern Zeiten der sonst so umsichtige und aufgeklärte Klerus von Tirol neben dem alten wohlhergebrachten Cultus der seligen Landsmännin jener wälschen Filumena aus Neapel so viel Vorschub geleistet, einer fast fabelhaften Heiligen, an die er selbst kaum glaubt. Die heilige Notburga war doch so eingewohnt und so beliebt, hatte viele Wunder gewirkt und vielem Gesinde ein gutes Beispiel gegeben — auch hatten sie die Tirolerbauern nie aus bequemer Vergeßlichkeit hintangesetzt, wie man gern an guten Freunden thut, wenn sie das Ihrige gethan haben. Nur das könnte man ausstellen, daß sie ihr moderndes Skelett, statt selbes in den Schoß der Mutter Erde zu senken, noch immer in dem alten Kirchlein zu Eben im Achenthal als „heiligen Leib" Parade machen lassen. Ja, die selige Notburga, die demüthige, getreue Magd, die sich bei ihren Lebzeiten wohl wie alle Heiligen nach der kühlen Ruhe im stillen Grabe und nach dem bessern Jenseits gesehnt, die muß jetzt beinern da oben stehen und sich voll Flitterstaat in ihrem Glaskasten begaffen lassen, bis ans Ende aller Tage!

Im grünen Thal von Bayerisch-Zell ist der Wendelstein Gebieter und landschaftlicher Großherr. Fast von

ganz Altbayern aus sichtbar, zieht er in der schönen Sommerszeit die sehnsüchtigen Blicke vieler tausend Flachländer auf sich, die sich aus der langweiligen Ebene nach den Freuden des Alpenlebens sehnen. Und manche Wochen nach der Sonnwend geht thalein und thalaus der Zug der Fremden, die den Berg ihrer Sehnsucht bald von dieser, bald von jener Seite erklimmen, die meisten jedoch von Bayerisch-Zell her. Die Höhe ist nicht sehr bedeutend, nur 5600 Fuß, aber weil er so weit vorgeschoben ins Land, ist die Aussicht unermeßlich. Sonst schaut er rauh und kahl herunter, eine steile Klippe, und „man sieht ihm die Wildheit von weitem schon an," wie der Kobell'sche Pfälzer sagt. Auf halbem Wege sind etliche Sennhütten, in welchen man gewöhnlich übernachtet, um des Morgens früh genug auf die Höhe zu gelangen.

Bayerisch-Zell ist sonst ein niedliches Alpendörfchen mit einem ansehnlichen Spitzthurm, einem Dutzend artiger Häuser, am klaren Strom der Leizach gelegen, auf fetter Au und halb verborgen von Obstbäumen. Die Zeller nehmen im bayerischen Gebirg fast so eine Stellung ein, wie die Duxer im Tirolischen, man glaubt sie nämlich noch um eine Nuance alpenhafter, als ihre andern Nachbarn. Lange Zeit und bis in unsere Tage herein war die Ortschaft ein Hort für Zitherschlag und Almenlieder, und nicht bloß die Alten, sondern auch die Jungen reden noch davon, wie vor so und so viel Jahren, zumal an Sonn- und Feiertagen, die ganze Berglandschaft von dem Jauchzen froher Herzen wiederklang, wie die vom Thal hinaufsiangen zu den Almenhütten, und wie von oben herab die hallende Antwort kam. Das ist aber nun alles vorbei — der Herr Seelenhirt soll so arg

geeifert haben gegen den unangenehmen Lärm, daß man ihm zu Liebe die heitre Sitte abgestellt. Andre behaupten, es sei Alles von selbst verklungen, denn auch die Bergvölker altern und werden ernst.

Außerdem war aber die Zell auch noch ein Hort für großartiges Robelhandwerk, und das Wirthshaus hatte seiner Zeit eine eigene, wohl verdiente Berühmtheit. Da kamen die deutschen Brüder aus Tirol, aus dem „Landl“ und der Thiersee in ziemlichen Gefolgschaften, und rauften nach der Vesper mit den bayerischen Buben, in der Regel bloß um die Ehre. Wenn aber keine ausländischen Partner vorhanden, gingen die aus dem engern Vaterland selbst über einander, und die Zeller, die Fischbachauer kämpften mit der kriegerischen Jugend von Brannenburg und von Audorf enthalb der Almen. Auch manche Jungfrau stand da oft im heißen Turnei, und die Erzählungen von jenen Schlachttagen klingen in der That ganz nibelungenhaft, wie die Kämpfer einander höhnten, wie man die Ferchwunden herauszog aus dem Getümmel, und wie die Helden im rothen Blut wateten. Wenn sich Herrenvolk da eingesprengt fand zwischen die entbrannten Zecher, mußte es sich hin und wieder, obgleich im Oberstock, aus dem Fenster retten. Dieses Heroenzeitalter der Zeller brach indessen an einem Mittel ab, das sonst nicht wenig verrufen ist, aber hier gleichwohl des Erfolges wegen in gesegnetem Andenken steht. Als die Heldenthaten nämlich zu arg wurden, und Sonntag für Sonntag die Schlachtbulletins voll Blut und Graus nach Miesbach kamen, griff das königliche Landgericht zu Ruthenhieben, und ließ die Heroen ohne Gnade durchhauen. Im Anfang soll es nicht viel vergeben haben,

weil man die Unschuldigen aussondern wollen und nur die Schuldigen bestrafen, nachher aber, als man alle miteinander unter die Ruthe genommen, sei der angenehme Frieden bald eingezogen. (Traurig immerhin, daß keine andern Mittel helfen wollten.) Uebrigens rühmen sich die Zeller noch jetzt, daß sie nur mit redlichen Absichten und erlaubten Waffen gekämpft, nämlich mit Schlagringen und Stuhlfüßen, während im Unterland die gemeine Rohheit und der Gebrauch der Messer zu Hause sei. Ein Schlagring ist übrigens wie ein anderer Ring, nur daß eine dicke Stahlplatte aufgelöthet ist, womit man einen Menschen niederschlagen kann, so daß er keinen Zucker mehr thut. Wie sich nun aber Viele nach dem alten Liederleben und dem schallenden Almengesang zurücksehnen, so hat wohl auch das edle Raufvergnügen unter den jungen Burschen noch manchen heimlichen Verehrer. Das liegt nun einmal im Gemüth des bayerischen Bauern und in seiner Stammeseigenthümlichkeit so lang er jung ist, daß ihm der Sonntag etwas schal und alltäglich vorkommt, wenn nicht wenigstens ein Bissel gerauft wird. „Heut ist's lustig, heut muß noch Einer hin werden," ist ein Spruch, den man in früherer Zeit bei feierlichen Gelegenheiten, namentlich bei der Kirchweih, nicht selten zu hören bekam, und nur zu oft ging die schreckliche Ahnung in Erfüllung.

Nicht viel minder als anderswo im Gebirge ist in der Miesbacher Gegend dasjenige durchgeführt, was man zu den Zeiten des jungen Deutschlands die Emancipation des Fleisches nannte. Wie das eigentlich so gekommen, dafür gibt man allerlei Ursachen an; gewiß ist nur, daß die Lehren jener Schule gar keinen Einfluß

darauf gehabt. Das heitere Gemüth der Jugend, die offene Gelegenheit auf den Almen erklärt schon Manches. Weiter kommt dazu, daß die Eltern ihre Höfe erst in späten Tagen übergeben, weil sie, und nicht ohne Grund, die Lieblosigkeit der Kinder und üble Behandlung fürchten, wenn sie in den „Austrag" gehen. So kommt der älteste Sohn oft nur in sehr reifen Jahren auf das Anwesen, und hat unterdessen schon für Familie gesorgt, die bloß noch den Segen des Priesters bedarf. Die nachgebornen Söhne und Töchter, mit mäßigen Summen abgefunden, erreichen nur selten die Mittel, ein legitimes Hauswesen zu begründen, und wissen ihren Leidenschaften auch nicht immer zu widerstehen. Im Ganzen wird von der Sache wenig Aufhebens gemacht — die Ernährung der Kleinen fällt nicht schwer, und sowie sie halbgewachsen, sind sie schon brauchbar zum Hüten und zu andern leichten Beschäftigungen. Darum hört man auch von solchen Verhältnissen nur mit großer Unbefangenheit sprechen. „Seht," sagte ganz unaufgefordert die Müllerin von **, eine ehrwürdige Matrone, als ein hübscher Bursche von achtzehn Jahren durch die Stube ging, „seht, das ist mein ältester; den hab' ich ledig gehabt von einem Wildschützen; er ist schon lange todt; tröst' ihn der liebe Gott." Auch ist kaum zu spüren, daß die „Gesellschaft" einen Unterschied macht, und selbst bei den Heirathen wird weit ängstlicher nach dem Vermögen gefragt, als nach den lebenden Zeugen eines frühern Umgangs. Nur am Fronleichnamstag, sagt man, wenn die Jungfrauen, den grünen Kranz auf dem Haupt, mit der Procession durch die blumigen Auen wallen, bleiben die Andern zu Hause, in Erinnerung an die schönen Tage, als sie auch noch ihr

Kränzlein getragen, in Reue und Thränen über ihre Sünde.[1]

Ehedem war Bayerisch-Zell auch berühmt wegen

[1] Uebrigens muß man zur Steuer der Wahrheit bemerken, daß diese Freiheit der Sitten auf dem Lande und namentlich im Gebirge bei weitem nicht jene nachtheiligen Folgen hat, wie in der Stadt. Erstens drückt ein Fehltritt nicht auf den Charakter der Mädchen, da er, wenn auch als leichter Makel, doch nicht als Schande erachtet wird. Die Fällige behält eigentlich ihren Leumund wie er vorher gewesen. „Sie ist ein recht braves, ordentliches Mädel," hörte ich neulich einen Bergler sagen, „nur daß sie etwas stark mit Kindern befallen ist" — sie hatte nämlich deren vier. Ein Sprosse oder zwei hindern auch gar nicht an einer Versorgung. Die garstigen Processe wegen Vaterschaft und Alimentation, mit ihren entwürdigenden Vorwürfen und falschen Eiden, sind im Gebirge selten. Kaum haben die Kinder die Schule verlassen, so werden sie auch schon, wie oben erwähnt, zur Arbeit, zunächst zum Hirtendienste, verwendet und sind bereits nützliche Glieder der Familie. Und da endlich jene Bündnisse nicht mit dem Versprechen der Ehe besiegelt werden, so tritt auch, wenn sie sich lösen, nicht jener tödtliche Haß ein, wie er in der Stadt gebräuchlich ist. Man bleibt sich in Freundschaft gewogen, wenn man sich auch nicht mehr sieht. Ueberdieß wäre ins Auge zu fassen, daß die Bergler bei ihren Heirathen immer bedacht sind, dem Kindersegen auszuweichen, ja daß viele vermögliche Hofbauern gar nicht in den Ehestand treten. Ein objektiver Statistiker möchte daher leicht gar zur Ansicht kommen, daß bei der Spärlichkeit der ehelichen Kinder den Bedürfnissen der Arbeit und des Verkehrs ohne jenen Zuschuß durchaus nicht genügt werden könnte. In der That ist auch die Klage über Mangel an Dienstboten, welche Westenrieder schon 1794 in seiner Beschreibung des Landgerichts Tölz vorbringt, seit der Zeit nur immer lebhafter geworden. Andrerseits wird, wer die Sache näher untersucht, gar leicht den Grund der Erscheinung nicht in einer übertriebenen Ausgelassenheit finden, sondern in der Untheilbarkeit der Höfe und in der Schwierigkeit, einen eigenen Herd zu gründen.

seines schönen Wildstandes. Es gab da Gemsen in großen Heerden und viel andere vornehme Jagd. Aber während die zu Frankfurt tagten und auf dem Lande über Nacht die Freiheit anbrach, zogen die Söhne der Bauern mit ihren Büchsen aus und jagten bergauf und ab, allein und in Gesellschaften, so lange fort, als noch ein Stück zu sehen war. Auch die guten Freunde aus der tirolischen Thiersee hatten sich fleißig eingefunden, und verlebten einen heitern Sommer auf bayerischem Boden. Jetzt ist freilich das ganze Gebirge so ausgeschossen, daß man wochenlang herumsteigen kann, ohne eine Klaue zu erschauen; die älteren Bauern, die soliden und gesetzten, sind der Ansicht, wenn es so bliebe, wäre es fast am besten. Dann hätten die ledigen Burschen keinen Anlaß, ihre Zeit mit der Büchse zu verderben und tagdiebisch auf den Bergen herumzustrolchen, und ebensowenig hätte man andrerseits die lästige Anwesenheit der Jäger von Profession zu ertragen. Zwischen den Bauern und den Jägern besteht nämlich ein uralter Groll. Ueber Zitherspielen und Kegelschieben, Raufen und Fensterln steht der männlichen Jugend die Jagd, als das erste und höchste Vergnügen, über welches nichts mehr hinausgeht in dieser Welt. Das war nun aber auf erlaubten Wegen nicht zu genießen; die Jäger standen wie mit flammendem Schwert vor dem Paradies des edlen Waidwerks, sie, die glücklichen und stolzen, die beneidenswerthesten unter allen Menschen, die als Geschäft um guten Lohn dasselbe zu verrichten hatten, was den Andern eine scharf verbotene Wonne war. Freilich war das Verbot auch nicht schwer zu übertreten, nur mußte man immer zum Kampf auf Leben und Tod bereit sein. Es ist wahrscheinlich nie zusammengerechnet

worden, wie viel in einer Generation des edlen Gethieres wegen an Menschenleben draufgegangen, aber es verlief kein Jahr, ohne daß da oder dort ein Jäger oder ein Wildschütz zum Krüppel oder todtgeschossen worden. Die Bauern nahmen natürlich für ihre Leute Partei, und als nun mit dem Jahr der Erhebung die günstige Gelegenheit kam, folgten alle dem Drang, durch Ausrottung des Wildes eine Zeit herbeizuführen, wo es zwar keine Wildschützen mehr gebe, aber auch keine Jäger.

Andern Morgens von der Zell hinauf, den waldigen Bergweg, etwas steil, aber nicht gar lang, auf die Audorfer Almen. Hier ist so ungefähr eine Landschaft wie die berühmte Seiser Alm am Grödnerthal in Tirol, nur ohne die prächtigen Dolomiten und den erhabenen Schlern. Sonst aber dieselbe weite Aussicht von einer Almhütte auf die andere, über drei und vier Stunden hin, fette Triften mit der nahrhaftesten Alpenflora, rauschende Bäche, finstere Waldstreifen, welche wie natürliche Zäune die verschiedenen Gebiete abgränzen. Hin und wieder zieht sich aber auch die Ansicht in engere Rahmen zusammen, wenn der Pfad etwa in eine dunkle Schlucht hinuntersteigt, braune Felsen hervortreten, mit Moos und Kräutern und Gebüsch verkleidet, ein Wasserfall donnert, die Sonnenlichter nur noch ganz blaß durch das Laub dringen, ein Bildstöckel an ein vergangenes Unglück mahnt, und im tiefen Schatten ein kühles Brünnlein zum Trinken und eine Sommerbank zum Rasten ladet. Fehlt nur noch der Jochgeier, der sich über dem Wasserfall wiegt, oder ein Gemslein, das flüchtigen Fußes über das Gestein dahineilt. Fehlt auch nur ein Maler um alles recht schön herzumalen. Steigt man aber links oder rechts über

die nächsten Höhen und wieder bergab, so kommt man noch lange hin in ganz gleiche Reviere, und mag das ganze Reich von Almen, wie es da von allen Seiten den Wendelstein umgibt, wohl gegen zwanzig Stunden im Umfang haben. Dabei wird es emsig beweidet von schönen Heerden, deren Geläute ununterbrochen fortschallend eine unsichtbare melodische Kette bildet rings um den ganzen ungeheuern Almenstock. Auch bietet dieser an manchen Orten gar schöne, weite, sehnsuchtweckende Aussichten in das Innthal und auf die grünen Hörner jenseits des Stroms.

Die Almerinnen führen fast ein Leben wie die Elfen, streifen in der Frühe mit leichten Sohlen über die thauigen Alpenkräuter, verschwinden im Morgennebel, singen aus dem Felsgestein, daß man nicht weiß von wannen es kommt und schallt, trinken nur Milch und Wasser, und schlummern im Heu, das sie kaum eindrücken. Das Almenleben hat so viel eingeborne Poesie, daß selbst die Tausende von Schnaderhüpfeln und die schönsten Lieder vom Berge, sowie die süßinnigsten Zithermelodien diesen tiefen und wahren Zauberbrunnen nicht ganz ausschöpfen. Wenn einer einmal einen dreibändigen Walter Scott'schen Roman darüber schreiben wollte, der würde sehen was ihm da alles entgegenkömmt — die Almerin selbst mit ihren achtzehn Jahren und ihrem unbewachten Almenherzen, die Jägersburschen mit ihrem Stolz, die Wildschützen mit ihrem Haß, der Bauer im Dorf unten mit seiner Bäurin, der Schwärzer mit seinem Tirolerwein, der Gränzwächter mit seiner Pflicht, der Kaplan mit seinem wunderbaren Finger Gottes, der städtische Reise-Enthusiast und Bergbesteiger mit seiner Dummheit, der Münchener

Maler mit seinen himmlischen Gedanken, die er nie verkörpern kann, der Praktikant vom Landgericht mit seinen bösen Lüsten, der feurige Bue von der Zell mit seinen eifersüchtigen Ansprüchen auf das Almenherz, nach dem so viele trachten, dazu die Hütte, die Heerden, der düstere Hochwald, die Mittagssonne auf den einsamen Triften und die Mondscheinnächte, wo Mädchenworte am weichsten klingen — es könnte einer mit der rechten Kunst schon etwas Monumentales daraus aufbauen. Daß aber ja keiner darüber geht, der's nicht versteht, sonst zerreißen wir ihn, wie die thracischen Weiber den zweckwidrigen Sänger Orpheus, und werfen sein Haupt in den Innstrom, auf daß es traurig jodelnd hinausflöze in das almenlose Flachland.

Eine Almenhütte ist gewöhnlich so gelegen daß ihr ohne Mühe und Beschwer nicht beizukommen ist. Das Vieh tritt nämlich an diesem seinem Sammelplatz den Rasen auf, und weicht ihn mit allerlei natürlichen Mitteln durch und durch. Hat man aber, etwa von einem Stein zum andern springend, diesen Stadtgraben, das „Tret" glücklich zurückgelegt, so lohnt ein freundlicher Willkomm der Sennerin und alles Gute was Almenwirthschaft bieten kann. Küche, Speise- und Sprechzimmer sind derselbe Raum, nebenan ein Schlafgemach, rückwärts ein geräumiger Stall für die Stunden eines Unwetters oder zu großer Sonnenhitze. Vor der Hütte sprudelt ein Brunnen mit klassischem Wasser. Innerhalb ist der Herd, zugleich auch Ruhebank, mit einem großen Käsekessel. An den hölzernen Wänden sind Schüsselrahmen, mehrere Pfannen, Milchkübel und dergleichen. Da die Kultur, wie schon hundertmal gesagt, alles beleckt, so findet man auch sächsische Steinguteller und

Tassen mit Ansichten aus der sächsischen Schweiz oder vom Rhein. In einer Ecke ist ein kleines Crucifix und etliche Heiligenbilder ringsum, was die Idee eines Hausaltärchens andeutet. Auch sonst finden sich da und dort zum Zierrath verschiedene Malereien angeklebt. So sieht man in einer Hütte auf einem großen Bilderbogen eine Schlacht der Franzosen mit den Kabylen dargestellt, und selbst aus den Tagen unserer eigenen Bewegung haben einige Bilder schon die Hochalmen erreicht.

Die Sennerin ist an Werktagen voller Schmutz, welcher sich jedoch kegelförmig verjüngt. Während nämlich die Füße von der Begehung des Trets sich in einem Ueberschuh von idyllischem Alpenkoth züchtig verhüllen, und so jedes Urtheil über Größe oder Kleinheit trüglich machen, so nimmt die Reinlichkeit nach oben immer zu, über Mieder und Rock, und das Gesicht wird des Tages sogar mehrere Male gewaschen. Nicht selten sind ein paar schöne blaue Augen darin und etwas erlaubte rothbackige Schalkheit, um welche sich blonde Haare ringeln. Eine halbe Stunde Rast hat da noch wenige Junggesellen gereut. Seltsam klang aber die Antwort als man sich dießmal nach der Liebe erkundigte: „Selbe sei hierorts ganz abgeschafft.“ Als man sich auf einige Almenlieder bezog, welche die Sache in einem andern Licht darzustellen scheinen, entgegneten die Almerinnen, das sei Poesie und zum guten Theil Verleumdung. Auf den Audorfer Almen empfange man nur anständige Besuche, und nach dem Gebetläuten überhaupt gar keine. Sonst habe man genug zu thun, die Kühe zu melken, zu buttern, zu kochen und die Hütte aufzuwaschen; denn wenn auch die Mädchen selber schmutzig sind, ihre Herberge wissen sie sehr reinlich zu halten. Am Abend

dann, nach gethaner Arbeit, setzen sie sich auf die Sommerbank vor der Thüre und jodeln ihre lieblichen Weisen in den Aether hinaus. Des Sonntags legen sie ihre schönsten Gewänder an, gehen allenfalls ins Thal hinab zur Kirche oder besuchen sich oben, auch aus größeren Fernen, um mit einander zu plaudern, zu singen und Zither zu spielen. Uebrigens thut man unrecht, wenn man sich die Dirnen gar zu naiv und alpenhaft vorstellt. Audorf ist eine große Ortschaft mit guter Schule und wachsender Bildung; auch geht oft manch guter Leute Kind als Almerin auf den Berg. So melkt denn zuweilen eine ihre Kühe da oben, die Geibels Gedichte unter dem Kopfkissen hat, und einen Liebesbrief ohne orthographische Fehler schreiben kann. Immerhin bietet diese Mädchenwirthschaft unter ihren stillen Dächern ein reizendes Bild voll Friede und Ruhe, ja seit die Liebe abgeschafft, auch voll Unschuld — ein Bild, das man erhalten und nicht zerstören soll, wie in Tirol, wo man die schelmischen Sennerinnen und die Zither und die Almenlieder aus nichtssagenden Gründen von den Alpen verjagt und dafür die langweiligen „Ochsner und Gaiser" hingestellt hat. Damit ist die ganze Poesie des Almenlebens verfallen.

Hier also, lieber Leser, hier erscheine um den Tag Mariä Himmelfahrt herum, auf den sich alle Kräuter freuen, und wenn der liebe Gott deine Sünden nicht durch Regenwetter straft, vielmehr zur Belohnung deiner Verdienste um Staat und Kirche der zitternde Sonnenglast und der tiefblaue Aether über den Hochweiden liegt und alles über die schöne Sommerzeit frohlockt, die Blümlein und die Kühlein und die Sennerin, so kannst du deine eingebildete Wichtigkeit vergessen und dich mit

heiterem Abandon in dem vollen Grase wälzen und dich ganz aufgehen lassen in almerischer Lust. Hier kannst du mit wonniglicher Neugier dich umthun um alle die sieben Sachen, die dir in der Schreibstube fremd geworden, kannst auch selber die Rinder melken und den[1] Butter ausrühren und den Käse sieden, kannst dabei die Schnaderhüpfeln singen, die du der Lage angemessen erachtest und wenn du musikalisch bist, der Sennerin kunstreich secundiren. Hier magst du dich mit freundlichen Gesprächen einwühlen in die ökonomischen Neigungen der jungen Wirthschafterin und erfahren, ob ihr die Pinzgauer Kühe lieber sind als die Vorarlberger, oder ob sie den Entlibuchern Stieren den Vorzug gibt vor den Algäuern, welches Gethier du hier leicht alles vertreten und vertraulich beisammen findest. Auch über die grüne Matte kannst du dich führen und dir alle die wunderholden, würzigen Blümlein zeigen lassen, deren Name vielleicht einst wie ein ferner, süßer Hall aus der Alpenwelt in dein städtisches Ohr geklungen, den Speik — — —

Aber die Botanik liegt in den Sennhütten sehr darnieder. Ich zweifle, ob die gelehrteste Sennerin von allen Kindern Flora's nur sieben Stück zu nennen weiß. Fragt man: Was sind das für Blumen? so ist die Antwort: Ach, das sind halt so gelbe Blümeln! — Und wie heißt man diese da? — Das sind halt so blaue

[1] Für uns Süddeutsche ist's ein wahres Unglück, daß Butter, welches früher männlich war und in Schwaben, Bayern, Oesterreich annoch ist, hinter unserm Rücken weiblich wurde. Wir erlernen's nicht und blamiren uns damit nur in den Theecirkeln. Die Sennerin lacht sich zwar schief, wenn ein Norddeutscher die gute Butter lobt, aber was hilft uns das?

Blümeln, andern Namen weiß ich nicht u. s. w. Selbst wenn man den Namen mitbringt, ist's oft sehr schwierig, die ächte Trägerin desselben auszumitteln. Wer z. B. nach dem berühmten Speik fragt, der sollte nach dem gemeinen Glauben wohl hoffen dürfen, daß ihm Lavendula spica gewiesen würde, allein Schmeller sagt nicht mit Unrecht, jener Name gelte mitunter auch für Aretia alpina, Valeriana celtica, Primula glutinosa, Primula minima, Primula auricula, Senecio incanus, ja wohl für jede andere schöne Blume. Hätte ich nicht meinen lieben Freund, den Professor Adolf Pichler von Innsbruck an der Seite, so könnte ich dem Leser auch in der That selber keine Auskunft geben, so aber weiß ich wenigstens durch ihn, daß der ächte Speik Valeriana celtica ist, daß derselbe in Steiermark auf dem Schiefergebirge wächst und vorzüglich in die Türkei geliefert wird, um dort in den Haremen zu aromatischen Bädern verwendet zu werden. Ob er in Tirol vorkomme, ist noch zweifelhaft. Dagegen gibt es noch zwei Primelarten, die ebenfalls Speik genannt werden, nämlich auricula, der gelbe Speik, der auf Kalk und Dolomit vorkommt, und glutinosa, der blaue Speik, der nur auf dem Schiefergebirge sich findet — so daß Lavendula spica eigentlich ganz beseitigt wäre.

Auch nach dem ausgezeichneten Kraut Mataun (Phellandrium mutellina Linné, Meum mutellina, Sendtner) habe ich mich auf vielen Alpen umsonst erkundigt, wenigstens nichts sicheres erfahren können. Nur der Almrausch (Rhododendron hirsutum), das Edelweiß (Gnaphalium Leontopodium) und vielleicht noch drei vier andere scheinen außer Contreverse.

Wie übrigens Alm und Senn und Kaser (Senn-

hütte) von den frühern romanischen Hirten übernommen sind (alpe, segnon (churwelsch) und casura), so sind auch noch mehrere Pflanzennamen üblich, wie sie ehemals die lateinischen Sennen und Blümelfecksen [1] gebraucht; so z. B. das erwähnte Speik, spica, Mataun, montana, Rausch, in der östlichen Schweiz Rafause, anderswo Rabuschle, Rafuskel, rufuscula, Labeschen, churwelsch lavazza, in Graubünden Rumex alpinus lapathum, Sanikel, Batengel u. s. w.

Das Edelweiß und das Jägerblümlein (Primula auricula) und die Edelraute wachsen übrigens einsam auf hohen Felsen und können oft nur mit Lebensgefahr von dem wildesten Gestein heruntergeholt werden. Sie sind am Hut der Stolz des Bergsteigers oder eine Herzensgabe für die schöne Sennerin. Leicht fällt einem auch die Sage vom Vergißmeinnicht ein, wenn er hört, daß schon mancher frische Bursch sein junges Leben verloren habe, weil er auf unersteiglichen Schrofen [2] für seine Liebe jene Blümlein suchen wollte.

Auf halbem Wege ungefähr zwischen Bayerisch-Zell und Oberaudorf liegt ein halbsteinernes Häuschen

[1] Fecks bedeutet sonst leider einen unglücklichen Menschen, einen Cretin, der Dialekt brauchts aber auch scherzweise für verschiedene Leute der Wissenschaft, welche mit Büchse, Schachtel, Hammer auf dem Lande ihr Wesen treiben (Blümelfecks, Käferfecks, Steinfecks). Hätten die deutschen Hünerologen dieses gute Wort gekannt, sie hätten sich gewiß lieber Hünerfecksen genannt, als jenen hibriden Titel angenommen.

[2] Der Schrofen; das Geschröfe (spr. Gschröf), der schroffe, nackte Fels. Sollte wohl eigentlich Schroffen geschrieben werden, doch widerspricht dies der Aussprache dergestalt, daß ich's nicht über's Herz bringen konnte. Das Adjectiv schroff ist sonst der bayerischen Mundart unbekannt.

und nennt sich Aschau. An diesem Orte traf ich einen langjährigen Gönner, den Schweinsteiger von Schweinsteig, aus einer jener uralten Bauernfamilien hiesiger Gegend, die seit Entstehung der Geschlechtsnamen auf demselben Hofe sitzen, wie die Zaglacher von Zaglach, die Wildgruber von Wildgrub und viele andere. Dießmal sah er sehr sorgenvoll aus, der Schweinsteiger auf und zu Schweinsteig, lehnte das gedankenvolle Haupt seufzend in die schwieligen Hände, und erzählte auf Befragen vor sich hin, daß er nun einmal eine angeborne Neigung zur Hospitalität besitze, einen unwiderstehlichen Trieb, die Menschen, seine Mitbrüder, zu erquicken, und selbst ihre kleinen Leiden, wie Hunger und Durst, auf Alpenwegen zu verscheuchen. Drum habe er die redliche Absicht gefaßt, hier in diesem liebwerthen Platze zu Aschau, seiner langjährigen Sommerfrische — non soli lucro sed publico commodo — ein Wirthshaus zu begründen, und die Ursache seines Grames sei, daß ihn Landgericht und Regierung seine natürliche Anlage nicht entwickeln und seine Philanthropie nicht erstehen ließen. So weit konnten wir uns beide leicht verständigen, denn da ich selbst mehr um der Natur willen reise, als wegen der Entbehrungen, so fand ich seinen Gedankengang sehr freundlich und ansprechend. Sein Todfeind aber sei der Wirth in der Huben zu Niederaudorf, der gegen ihn zu Protokoll gegeben habe, als wolle er mit seinem Wirthschaftsplan nichts anderes als da zu Aschau ein Mädel hinstellen, das die Buben locke, obgleich der heitere Bursche gar keinen Beruf habe, sich um die öffentliche Sittlichkeit zu kümmern, und obgleich er, der Schweinsteiger, auf allerhöchstes Verlangen auch eine Alte hersetzen könne. „So werdet doch

nicht bitter, lieber Schweinsteiger!" Ach, seufzte der Gekränkte, mich grämt nur die Unwahrheit! Und die Reisenden, sagt der Wirth, haben alle kalte Speisen bei sich, und in den Sennhütten finden sie Milch und Butter und an den Quellen frisches gutes Wasser! Diese Spötterei ärgert mich noch am allerbesten! Was thut denn einer, der kein Wasser mag? und wer kein Wasser mag, mag gewöhnlich auch die weiße Milch nicht — wie ich und Ihr. Was thäte denn der Wirth in Niederaudorf wenn die Reisenden lauter kalte Speisen bei sich hätten, und nichts als frisches gutes Wasser trinken wollten? Hätten die Landgerichtsschreiber nur mehr hier oben zu thun, sie würden schon sehen, was es mit dem guten Wasser für eine Bewandtniß hat. Und wie haben wir uns nicht letzthin schämen müssen, als der Prinz ** hier war mit seiner Gesellschaft voll Hunger und Durst, und wir ihnen gar nichts geben konnten als frisches Wasser und etliche Wurzeln! Und — fuhr der Schweinsteiger fort, nur mit etwas andern Worten — und diesen hydromanen Ausspruch wagt man in einem Lande wie Bayern, wo das Volk bis in sein innerstes Wesen hinein an jenem Nationalgetränke hängt, das ich jetzt nicht zu nennen brauche, und auf welchem nicht der schlechteste Theil seines Ruhmes und seiner ausländischen Anerkennung beruht. Nein, an solchen ascetischen Weltfahrten mögen etliche siebzehnjährige, burschenschaftliche, staatsgefährliche Studentennaturen sich weiden — die andern fahrenden Leute aus den gebildeten Ständen, namentlich alle Conservativen, die Mitglieder des Vereins für Monarchie nnd religiöse Freiheit, die Lords von Altengland (in München) 2c., sie reisen nicht zur Abtödtung, sondern um sich gütlich zu thun

und sich zu erholen. Und stellen wir uns, fuhr der Schweinsteiger mit erhobener Stimme fort — stellen wir uns auf einen höhern Standpunkt, so gewahren wir, daß die Welt jetzt reisen will, und daß der passive Widerstand dagegen keinen Sinn hat und keine Bedeutung. Der Abgang der Verpflegung auf vielbesuchten Wegen macht selbst die conservativen Reisenden nur mürrisch gegen die Obrigkeit, weil sie die kleinlichen Dorfintriguen, dieses Ineinanderspiel von Neid und Chicane, von Fraubaserei und Gevatterschaft, welches die königlichen Behörden verordnungsmäßig zu berücksichtigen haben, nicht zu würdigen wissen. So würde ihnen auch hier nie klar werden, daß sie nach dritthalbstündiger Bergfahrt eine entsprechende Labung bloß deßwegen nicht erhalten sollen, weil es der züchtige Patriarch von Niederaudorf dort unten im Thal nicht leiden will. Welche sarkastische Elegien könnten da nicht entstehen, wenn irgend ein berühmter Tourist, der die Gastfreundschaft bei Kabylen und Tscherkessen, bei den Hochschotten und auf den pyrenäischen Almen erprobt hat, wie J. Kohl oder Moriz Wagner, wenn so einer hier oben zu darben käme, und zwar darum, weil es der berühmte Hubenwirth so dictirt hat! Es werden Zeiten kommen — fuhr der Schweinsteiger fort, während seine Stimme sich zu prophetischer Höhe erhob und die Worte den wahren Sinn nur noch schwach errathen ließen — es werden Zeiten kommen, wo der königlichen Regierung von Oberbayern eine höhere Aufgabe gestellt sein wird, als mit Aengstlichkeit abzuwägen, ob auf einem entlegenen Alpensteige müde Wanderer sich erquicken lassen dürfen oder nicht, und dann wird man sich erzählen wie von einem Wunder der Vorzeit, wie viel Plage,

wie viel Gänge und Zeitversäumnisse, wie viel Dinte und Papier der Schweinsteiger aufwenden mußte, um den Menschen wohlthun, um eine Pflicht erfüllen zu dürfen, die ihm das Christenthum selbst auferlegt, nämlich die Hungrigen zu speisen und die Durstigen zu tränken (Matth. XXV, 35).

Ach du lieber Gott, rief ich aus, was läßt sich doch alles sagen über den kleinsten Gegenstand, wenn das Herz davon voll ist! Der Schweinsteiger drückte mir schweigend die Hand, und murmelte etwas wie: „pectus facit disertum.“

Während aber der einflußreiche Patriarch von Niederaudorf einen jähen Sturz erlebte, ist dem Schweinsteiger späterhin sein Wunsch noch glücklich hinausgegangen — er ist nebenbei auch ein Wirth geworden! das Schönste und Höchste, was sich ein altbayerischer Bauernkopf erdenken kann. In der That wäre es auch gar nicht übel, wenn man da, bei heißer Sommerszeit über die Alpen pilgernd, auf dem schönen aber langen Steig einmal auch ein kühles Dach und einen reinlichen Tisch und ein frisches Beefsteakchen und einen scharfen Senf und einen kräftigen Rettich und einen perlenden Humpen fände. Daß der Schweinsteiger gutes Flaschenbier spendet, bezweifle ich auch gar nicht, aber wie es mit seiner Küche beschaffen, ist mir unbekannt. Vielleicht, daß der gute Wille vorhanden wäre, wenn ihm nur nicht die rechten Vorbilder mangelten.

Etwas weiter draußen noch, hoch über dem Thale und mit wunderschöner Fernsicht ausgestattet, steht der Hof des Schweinsteiger, der als Suinstic [1] schon im

[1] Es ist freilich nicht ganz ausgemacht, ob dieses Suinstic nicht der Schweinsteig bei Brannenburg sei, doch in dubiis

Salbuche des Grafen Siboto von Falkenstein (1180) vorkommt, welchem er jährlich einen Saum Wein zu steuern hatte. Und da ich, wie gesagt, nicht ohne Grund vermuthe, daß die Schweinsteiger so alt sind, als der Schweinsteig, und da dieser Hof wohl auch schon vor den Tagen Sibotos, und vielleicht schon lange vorher, bestanden haben mag, so ergibt sich, daß jene stille und ehrbare Familie ein documentirtes Alter von sieben bis acht Jahrhunderten in Anspruch nehmen darf. Sie wäre daher unter den bäuerlichen Geschlechtern des Vaterlandes ungefähr eben so alt und so hoch gestellt, als die Ortenburger unter unseren adelichen — keine schlechte Empfehlung für die oberbayerische Genealogie, die jetzt mit solchem Fleiß betrieben wird! Aber unsere bürgerlichen Geschlechtsforscher, stets nur vom Glanz der Ritterschaft angezogen und geblendet, haben gleichwohl diesem uralten Bauernstamm noch nicht die verdiente Beachtung geschenkt. Und doch ist zu vermuthen, daß die Regesten der Schweinsteiger ungefähr dasselbe bieten würden, was sie dort zu finden lieben, nur etwas kleiner und bescheidener. Wenn etwa beispielshalber die erlauchten Falkensteiner, was wohl öfter vorkam, eine Karawane von Regensburger Kaufleuten „umgeworfen“ (daß es der edle Graf Konrad von Wasserburg gethan, ist ganz gewiß, weil er darum von Friedrich II. geächtet worden), so konnte etwa ein gemeiner Schweinsteiger auch einen friedlichen Handwerksburschen niederrennen, obgleich ich glaube, daß

libertas, sagt schon der heilige Augustin. Die beiden Rechenauer, deren biographische Skizzen folgen, verlegt Herr S. Dachauer, dem wir sie entlehnt, auf den Schweinsteig bei Brannenburg. Ich habe sie lieber hiehergesetzt, da bei solchen Charakterköpfen auf einen kleinen Unterschied in der Oertlichkeit nichts ankömmt.

diese ehrsamen Bergbauern nie so raubsüchtig gewesen — und wenn einer der glorreichen Grafen einen Mansus schenkend auf den Altar des heiligen Corbinian zu Freising legte, so mochte der Hofherr vom Audorfer Berg ebensogut ein paar feiste Martinsgänse Unserer Lieben Frau zu Brannenburg verehren, und wenn etwa Siboto von Falkenstein zum einundzwanzigsten Turnier nach Rothenburg ritt, so konnte Siboto von Schweinsteig um dieselbe Zeit zur einundzwanzigsten Rauferei nach Bayerisch-Zell hinüberwandern.

Von obigem Vorwurf, daß unsere plebejischen Genealogen die Schweinsteiger zu Tode schweigen wollen, kann ich nur den hochwürdigen Sebastian Dachauer ausnehmen, der im oberbayerischen Archiv namentlich auch der Geschichte dieser Familie etliche sehr dankenswerthe Seiten eingeräumt hat. Wir entnehmen ihnen folgende Nachrichten:

Noch in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hielten sich in dieser Gegend Wildschweine auf, und dies mag wohl der Grund des Namens sein. — Im Jahre 1466 lebten da zwei Brüder, die sich schwer vertrugen und den Hof in zwei Güter theilten. So entstand Vorder- und Hinterschweinsteig, wie es noch jetzt besteht — aber Vorderschweinsteig, wo mein Schweinsteiger sitzt, ist das alte Hauptgut. Hinterschweinsteig ging im Lauf der Jahre an die Rechenauer über und kam, etwas vor unserer Zeit, an zwei Brüder, Richard und Sebastian, die sich vor andern ihres Standes ganz besonders auszeichneten. Richard blieb unverehlicht, hauste mit seiner Schwester, lebte still und gottesfürchtig, von jedermann geehrt und geliebt und ward ein Mann wie der Steffelbauer. Er ging sehr selten ins Wirthshaus, hing aber mit ganzer Seele an schönen und nützlichen Büchern. An Sonn- und Feiertagen sah er's gern, wenn sich bei

ihm die Nachbarn einfanden, denen er dann aus seinen Lieblingsschriftstellern vorlas oder auch, was er eben selbst gelesen hatte, belehrend erzählte. In seiner kleinen Bibliothek fanden sich geschichtliche und vorzüglich geographische Werke, sowie auch der Homannische Atlas, in welchem er vortrefflich Bescheid wußte. Nicht selten sah man ihn ganz verschwiegen nach München reisen, um sich dort mit seinem Freunde, dem Buchhändler und Professor Strobel, über neuerschienene Bücher und Landkarten zu besprechen. Aber sein Lesen machte ihn nicht übermüthig, so wenig als den Steffelbauer das seinige. Er blieb liebenswürdig und bescheiden, ein guter Nachbar, ein einfacher Bauer. Leider nahm der brave Mann ein trauriges Ende. Am 24. October 1806 war er mit seinen Knechten beschäftigt, einen Baum zu fällen. Dieser fiel unglücklich, schlug den guten Richard nieder und kam mit der ganzen Schwere seines Stammes auf dessen Unterleib zu liegen. Alle Mühe, die entsetzliche Last zu heben, war vergeblich. Richard war fürchterlich zerquetscht — verschied aber, nachdem ihm der nächste Pfarrer, eiligst herbeigerufen, noch den letzten Trost gereicht, in Geduld und Ergebung. Nachher erst gelang es, den Baum von der Leiche wegzunehmen. Seine Schwester, die ihn innig liebte, konnte diese Erinnerung nicht ertragen und starb bald darnach.

Sebastian, der jüngere Bruder, wollte ein Maler werden, ging in den achtziger Jahren nach München, wo er von dem Grafen Max von Preising freie Verpflegung erhielt und unter guten Meistern zwei Jahre lang auf seine Ausbildung verwendete. Dann ließ er sich zu Flinsbach nieder, heirathete die Tochter des Malers von Ebs, bei dem er auch einmal gelernt, malte rüstig dahin und als

seine beiden Geschwister so schnell aus der Welt gegangen, zog er hinauf auf den Schweinsteig, um auch dort der Kunst zu leben. Viele Alpenwanderer wurden höchlich überrascht, wenn sie Sebastian die Stiege hinaufgeführt hatte und nun die Thüre eines Zimmers öffnete, welches in allen Farben strahlte und eine kleine Bildergallerie war.

Wie nämlich vor ihm Richard seine Bücher und Landkarten, so hatte jetzt der Bruder in dieser Stube seine Gemälde, theils von eigener, theils von fremder Hand, worunter sehr werthvolle, zierlich aufgestellt und gehängt, so daß alle Wände voll waren. Auch die Decke des Zimmers fand sich recht artig bemalt. Auf dem Tische lag ein großes Album mit Skizzen, Handzeichnungen und Kupferstichen. Und Jedermann weilte gerne unter diesen unerwarteten Schätzen und unterhielt sich angenehm mit dem gemüthlichen Manne.

Sebastian hat auch in den Kirchen am Inn viele Fresken und viele Altarblätter gemalt. Er starb, nachdem er einer Tochter den Hof übergeben und sich nach Neubeuern zurückgezogen hatte, an diesem Orte 1835 im fünfundsiebenzigsten Jahre seines Lebens.

Und was mich selbst betrifft, so habe ich mich jetzt nicht ungern etwas länger auf der freien Höhe des Schweinsteigs aufgehalten, da mir dieser wegen seines hohen Alterthums und wegen der Pflege, die Kunst und Wissenschaft hier einst gefunden, einer Ehrenerwähnung gar nicht unwerth erschien.

Du aber, lieber Leser, wirst von hier aus leichtlich und ohne Irren nach Ober- oder Niederaudorf hinunterfinden und da du doch nach einer dieser Niederlassungen strebst, so überlasse ich dich ruhig deinem Schicksale und empfehle dich in das Geleit des Herrn.

Miesbach.

Noch bleibt uns übrig, dem dritten Wegstrahl, der von Holzkirchen ausgeht, nach Miesbach zu folgen.

Nach einer Stunde kömmt man an die Mangfall, welche in malerischer Schlucht daherrinnt. In sie führt nun die Straße hinunter und jenseits bald wieder hinauf. An dieser Stelle sieht man nach dem Schlosse Valley hinüber, welches mit weitläufigen Gebäuden steil ober dem Flusse prangt. Römische Gold- und Silbermünzen, die man dort gefunden, lassen annehmen, daß schon die alten Weltbeherrscher an dem Orte eine Festung erbaut hatten. Auch der Name, in den Urkunden Valegie, Valleje, weist auf römischen Ursprung, sei es, daß man an vallum oder an vallis zu denken habe. Die neueste Forschung verlegt hieher das römische Isunisca, die Mittelstation zwischen Schöngeising (ad Ambre) an der Amper und Pfunzen (ad Pontes) am Inn, die man früher in München und an manchen andern Orten suchte. Auch ein großes verschanztes Lager in der Nähe, die Bürg genannt, wird mit Recht aus jenen Zeiten hergeleitet. Später hatte der Valleyer Name einen fürnehmen Klang in der bayerischen Geschichte, denn in der Burg saß ein Zweig der Grafen von Scheiern, die später als Grafen von Wittelsbach das Herzogthum

Bayern erhielten. Mit reichen Gütern begabt, stifteten sie unter andern das Kloster Bernried am Würmsee.

Nachdem man manches Menschenalter viel von den Grafen von Valley gehört, starben sie gleichwohl schon frühe aus, im Jahre 1238. Ihr Gebiet fiel den Herzogen von Bayern erblich zu. Das Schloß, das sie bewohnt, wurde im vorigen Jahrhundert abgetragen und dafür das jetzige erbaut. Nach dem Abgang der alten Valleyer verlautete von der Burg zwei Jahrhunderte lange nicht mehr, was der Rede werth wäre. Dann verliehen sie die Landesherrn an diesen und jenen, bis sie zuletzt (1821) durch Erbschaft an einen Zweig der Grafen von Arco kam, die sie noch besitzen und den Namen des Schlosses dem ihrigen beigefügt haben. Rings um dieses herum sind schöne Anlagen, heimliche Waldpfade, und zu den mehreren Tropfsteinhöhlen, die man schon kannte, ist in jüngster Zeit durch neue Entdeckung eine große, von besonderer Bedeutung hinzugekommen. Der nahe Taubenberg bietet eine weite Aussicht auf den Kranz des Hochgebirges und die Ebene.

Ist man aus der Schlucht, welche hier das Mühlthal heißt, wieder zur Hochebene emporgestiegen, so sieht man das ehemalige Kloster Weihern und das Dorf gleichen Namens vor sich liegen. Hier stand einst eine Burg der Grafen von Neuburg zu Weiern, eines Zweiges der Falkensteiner, aber einer derselben, Herr Siboto, empfand eine solche Betrübniß über den Tod seines einzigen Sohnes und solchen Widerwillen gegen die Welt, daß er sein Schloß ein Kloster werden ließ (1133) und selbst als Mönch darin zu leben fortfuhr und starb. Seine andern Güter fielen dann wieder an die Grafen von Falkenstein.

Man erzählt nicht ungern, Herr Siboto sei ein Feldherr Heinrichs V. gewesen und habe, wenn er glorreich aus seinen Feldzügen heimgekommen, am liebsten auf seinem Schlößchen zu Weiern gewohnt und ausgeruht. Das Schlößchen aber sei mit einem besonders guten und kühlen Keller begabt gewesen, aus welchem Herr Siboto in seinem rühmlichen Greisenalter Erinnerung und Vergessenheit geschlürft. Deßwegen sei auch dem Kloster der Name Vinaria, Weinkneipe, beigelegt worden. Freilich wäre es sehr schön, wenn wir nur einem einzigen der alten Falkensteiner einen individuellen Zug ablauschen könnten; allerdings wäre es für die bayerische Geschichte ein Gewinn, wenn wir nur einmal wüßten, Herr Siboto sei wenigstens ein Kneiper gewesen, — allein selbst dieß wenige können wir nicht verbürgen. Vielmehr ist es sicher, daß Weihern oder Wiere, wie es sich gewöhnlich nannte, von althochdeutsch Wiari, lateinisch vivarium, Weiher, seinen Namen erhalten hat, und daß Vinaria nur ein etymologischer Schnörkel der Mönche ist. Damit fällt auch die liebenswürdige Persönlichkeit jenes Siboto, den man sich so gern als eine angenehm plaudernde, von Römerzügen und Kreuzfahrten erzählende Weinnase dachte — oder vielmehr er mag noch so liebenswürdig gewesen sein, aber die Urkunden sprechen nicht davon — und auch den traurigen Tod seines Sohnes können wir dahingestellt sein lassen, denn es ist sehr möglich, daß dieser den Vater überlebt habe, wie denn nach der Stiftungsurkunde von 1133 nichts anders überbleibt, als daß „Sigebotho, von Gottes Gnaden, einst ein Graf, für sein und weiland seiner Gemahlin Adelheid und seiner Kinder Sigebotho und Gertrud Seelenheil“ einen Theil seines Eigenthums zu Erbauung

einer Zelle in Vinaria, zu Ehren der Apostelfürsten Peter und Paul, dahingegeben habe. Es sind darunter Höfe in der Nähe und überdieß auch Weingüter, jene hochgeschätzten, in Tirol.

In Schöppners Sagenbuch finde ich noch eine andere Gestalt der Mythe und zwar in poetischer Fassung. Darnach zieht die Gräfin von Falkenstein zur Jagd aus, „eine Büchse an der Seite, einen Speer in weißer Hand“ —

Ihre blonden Locken fliegen und ihr Reitkleid wogt und wallt;
Mit dem Lächeln sel'gen Glückes mißt der Graf die Huldgestalt —

Die Gräfin legt auf einen Sechzehnender an, mit der Hirschin junger Brut, an der Mangfall kühler Flut.

Doch der Kugel Macht und Stärke prallt am stolzen Hirschgeweih,
Rückwärts, in der Gräfin Busen fährt das kalte Todesblei.

Die Bauern sprachen, einen Hirschen mit junger Brut dürfe man nicht schießen, und die sterbende Gräfin bat um Errichtung eines Klosters. Die Sage klingt nicht übel, doch besorge ich, die Gräfin von Falkenstein mit ihrer Büchse und Kugel dürfte urkundlich fast noch schwieriger nachzuweisen sein als Siboto, der Kneiper, und sein frühgestorbener Sohn.

Die Augustinerprobstei zu Weihern hatte übrigens immer mit rauhen Schicksalen zu kämpfen. Zu

verschiedenenmalen wurde sie eine Beute des Feuers, einmal fiel sie von selbst in Trümmer, dreimal wurde sie vom Feinde geplündert. Dabei gingen die meisten ihrer Urkunden zu Grunde und nur zwei derselben theilen die boischen Monumente mit, den Stiftungsbrief nämlich und das höchst werthvolle Salbuch der Falkensteiner, von welchem wir oben schon gesprochen haben.

Eine Stunde von da liegt Pienzenau, ein anderes Dorf, wo einst der Pienzenauer Burg und Edelsitz stand, eines Geschlechts, das nach dem Aussterben der größeren und älteren einige Jahrhunderte hindurch mit großem Ansehen in Bayern blühte, nun aber auch schon lange, nämlich seit 1764, mit Schild und Helm begraben ist. Daß sie Kämmerer der fürstlichen Aebte zu Tegernsee gewesen, haben wir schon oben gemeldet; außerdem hatten sie auch eine Zeit lang die Vogtei über Herrenchiemsee. Am meisten genannt wird Hans Pienzenauer, zur Zeit des Landshutischen Erbfolgekrieges (1504) Befehlshaber zu Kufstein, welches ihm Kaiser Max zur Behütung übergeben hatte. Der Kriegsmann aber ward seinem Herrn untreu und erklärte sich für die Pfälzer, die eine der beiden Parteien, welche damals um die Erbschaft stritten. Kaiser Max fing nun selber an die Feste zu beschießen, wogegen der Pienzenauer die Mauern zum Hohn mit Besen kehren ließ. Aber als die berühmten Büchsen Burlabaus und Wekh auf Oesterreich von Innsbruck herangekommen, blieb kein anderer Ausweg, als sich auf Gnad' und Ungnade zu übergeben. Der Pienzenauer, ein schöner Mann von sechsunddreißig Jahren, verließ unerschrocken das zerschossene Gemäuer, kam hernieder, verlangte noch einen Becher Wein und legte dann nach des Kaisers Geheiß sein Haupt auf den

Block. Ihm folgten noch zehn andere seiner besten Gesellen. Lange stand auf dem Platze, wo dieses geschehen, eine Kapelle, zu den Ainlif (zu den Elfen) genannt, jetzt erinnert nur noch ein kunstloses Gemälde auf der Laube eines nahegelegenen Bauernhauses an die Begebenheit. Uebrigens war dieß die Zeit, da Kaiser Max jene Feste mit ihrem Gebiet und die drei andern unterinnthalischen Gerichte Rattenberg, Hopfgarten und Kitzbüchel, welche bis dahin bayerisch gewesen, sich als Entschädigung für seine Kriegskosten zusprach, behielt und nicht mehr herausgab.

Eine kleine Strecke, ehe wir in Miesbach einziehen, sehen wir noch rechts vom Wege das Schloß Wallenburg, früher Waldenberg, welches in reichem Schatten am hohen Ufer der Schlierach liegt. Es war einst der Lieblingsaufenthalt oder eigentlich die Residenz der Reichsgrafen zu Waldeck, von denen wir früher gesprochen, war aber nach ihrem Aussterben Schulden halber mehrere Jahrzehente unter Sequester und wurde endlich versteigert. Hier lebte in unsrer Zeit der Freiherr Wilhelm von Gumppenberg, ein Ehrenmann, durch Poesie und Wissenschaft gebildet, der auf den Landtagen des vorletzten Jahrzehents gegen das Abel'sche Ministerium manche Lanze brach und leider eines frühen Todes starb.

Nach Wallenburg, das seit Altem eine hochgeachtete Brauerei besitzt, gehen des Nachmittags gar gerne die Herren von Miesbach und nippen im Lindenschatten von dem angenehmen Getränke.

Nunmehro bläst der Postillon seine freudigsten Jodler und vor uns liegt Miesbach, Sitz des Landgerichts und ein freundlicher Markt, dessen Hauptstück ein großer viereckiger Platz ist, welchen die Gasthäuser und

andere wohlgehaltene Gebäude umstehen. Das Leben ist in diesem Orte gut, billig und einfach nach der Weise der Münchner, die hier das Feld noch fest behaupten und in großer Menge sich den Sommer über einlagern. Namentlich unser edler, vielgeprüfter Seuffert, der ebenso kenntnißreich als liebenswürdig war, ein gelehrter Pandectist und gleichwohl ein Verehrer und Pfleger der Dichtkunst, ein Märtyrer — unserer Zustände, der für und durch unsre constitutionellen Freiheiten so viel gelitten, er hat hier manchen Sommer zugebracht und Milderung seiner Leiden gefunden († zu München den 8. Mai 1857).

Historische Merkwürdigkeiten ziehen übrigens Niemanden nach Miesbach; außer der guten Verpflegung ist es die Landschaft allein, was lockt. Die Berge stehen zwar nicht ganz dicht vor den Augen, aber sie verherrlichen die Aussicht gegen Mittag. Allenthalben ist die Gegend hügelig, mannichfach eingeschnitten, immer wechselnd, reich belaubt von Buchenwäldern oder auch bedüstert von Tannenforsten. Reizend sind insbesondere die Pfade im Mangfallthale, wo die lustigen Mühlen stehen, der Müller am Baum, der Müller im Thale u. s. w. Zwei kleine Stunden nur sind nach Schliersee und der Weg geht wie durch einen englischen Garten. Sehr schön ist auch die Gebirgsansicht beim Schmid in der Gruben; lohnend ist ein Gang nach der waldigen Schlucht an der Leizach, wo die Wörnsmühle liegt, und gar anmuthig sind die Höhen von Frauenried oder Niklasreut.

Das Landgericht Miesbach umfaßt auch die Ufer des Schliersees und die stillen Thäler von Fischbachau und Bayerisch-Zell. In diesem Landgerichte und in dem Tegernseer Gebiet, meist auf Liasmergelschiefer, lebt

eigentlich dasselbe Volk, das frischeste, freudigste im ganzen Gebirge. Wie aller Unfug hier am fleißigsten und mit einer gewissen Liebe cultivirt wird, so auch jede schöne Seite des Berglerlebens, namentlich Zitherschlag, Dichtkunst und Gesang. Auch die Tracht, die jetzt allenthalben um sich greift, die graue Joppe und der grüne Spitzhut gelten ja als ein Erbstück der Miesbäcker.[1] Aus diesen und vielleicht noch einigen andern Gründen kann man daher billig sagen, daß jenen beiden Gerichten oder überhaupt dem Lande zwischen Isar und Inn, nördlich bis an die Mangfall, die Hegemonie zustehe im Gebirge.

Die Leute dieses Landes sind, wie schon früher erwähnt, eher groß als klein, schlank und beweglich. Ihre regelmäßigen Züge sind nicht selten von sprechendem Ausdruck, ihr Auge frisch und keck, ihre Sprache rasch, oft mit glücklichem Mutterwitze gewürzt. Sie sind thätig und anstellig, begreifen leicht und behalten fest. Friedlich, ruhig und verträglich, sind sie doch nicht frei von Leidenschaftlichkeit, die mitunter sehr heftig losbricht, sich aber auch wieder schnell begütigen läßt. Anhänglich an das Land ihrer Geburt und überhaupt gerne daheim, dazu meist wohlhabend, genießen sie ein bequemes, angenehmes Dasein, was ihnen allenfalls auch einen leicht zu ertragenden Bauernstolz einflößt. Sie erreichen ein hohes Alter, erleben aber nicht viel Kinder, weil der Hof dem ältesten Sohne gewöhnlich erst in späten Jahren übergeben wird. Die Lust zu heirathen ist dann mit-

[1] So und nicht Miesbächer spricht man nach guter alter bayerischer Mundart. Ehemals bedurfte es nicht einmal des e r; der Arnpeck, der Gresbeck, der Grießenbeck, der Wittelspeck hieß der Einwohner von Arnbach, Gresbach u. s. w.

unter schon vergangen und daher finden sich im Miesbacher Gerichte leicht etliche fünfzig ledige Hofbesitzer in den besten Umständen. Sie hausen mit einer Mutter, Schwester oder mehreren Geschwistern zusammen und nehmen etwa auch eines ihrer unehelichen Kinder mit ins Haus. Liebe und Ehe liegen hier so weit auseinander, daß sie kaum mehr zusammen zu gehören scheinen. Für jene ist die Zeit wie allenthalben in der schönen Jugend und es wird nicht häufig sein, daß sie Jüngling oder Mädchen ungenützt verstreichen ließe, auch werden, wie schon früher bemerkt, solche Liebesbündnisse, welches auch immer die Folgen sein mögen, mit ziemlicher Nachsicht beurtheilt und behandelt, für die Ehe dagegen tritt die Zeit erst bei der Uebernahme des Hofes, also gewöhnlich erst am Ende der dreißiger, oft auch noch später ein. Das Heirathen ist dann, trotz der vielerlei Ceremonien, die die Hochzeit umgeben, ein ganz genau ausgerechnetes Geschäft. Man fragt lediglich nach dem Vermögen der künftigen Gattin; guter Humor, Verträglichkeit und andere hausfräuliche Tugenden werden vorausgesetzt, dagegen auf den früheren Lebenswandel wenig Rücksicht genommen; hat die Braut etwa anderwärts auch schon einen Sprossen erworben, so wird dieser mit christlicher Duldung ins Haus genommen und ihm im Heirathsvertrag gewöhnlich etwas „ausgemacht."

Wer an den Miesbäckern, den Schliersern, den Bayerisch-Zellern Gefallen findet, der wird mit Vergnügen nachlesen, was unser Obernberg in den mehrerwähnten „Reisen" (I. 287) über diese Völkerschaften sagt. Seine Erinnerungen stammen zunächst aus den Jahren 1785—1799, da er Landrichter zu Miesbach gewesen, und sind sehr wohlwollend, ja ganz rosig. Er

lobt den Fleiß, die Ausdauer, die Sparsamkeit dieses Stammes. Unter anderm hebt er hervor, welchen Werth sie auf eine schöne Feiertagskleidung legen. „Diese ist in schweren Zeiten, wie die gegenwärtigen sind, der vorzüglichste Gegenstand, dem sie alles aufopfern, was vormals muntere Zusammenkunft in Gasthäusern gewähren konnte. Sie meiden jetzt diese, erfrischen sich an der Wasserquelle und kehren zur Heimat froh und vergnügt, in ihrem Putze sich gezeigt zu haben.“ Die Zeiten haben sich glücklicherweise wieder so gebessert, daß jetzt das schöne „Kirchengewand“ die Wirthshausfreuden nicht mehr aufschlürft. Bei der Tracht des schönen Geschlechts finden wir den grünen Hut und das feierliche Schwarz des reichgefalteten Rocks erwähnt — ersterer hat noch Bestand, aber das feierliche Schwarz ist fast ganz verschwunden. „Man braucht diese Naturkinder nur zu sehen, um heiter zu werden; man spricht sie an und findet angenehme Unterhaltung; man tritt in ihre Wohnungen und wird freundlich empfangen. — — Nicht mehr als einer sanften Bitte bedarf es dann, um die Mädchen zum gewohnten Ausdruck ihrer Fröhlichkeit, zum Singen, zu bewegen. Die einfache Melodie und der Lieder kühner und naiver Inhalt voll Witz und Laune beurkunden ihr argloses Naturwesen.“ Freundlich aufgenommen zu werden, ist auch jetzt nicht selten, doch muß man wohl bedenken, daß vor sechzig Jahren der Fremde, der in einem Berghof einsprach, eine ganz ungewohnte Erscheinung war, welche die Neugier reizte und so leicht der Gegenstand der freundlichsten Aufmerksamkeit wurde. Jetzt, wo der Bauer jährlich Tausende an seinem Fenster vorüberwallen sieht, ist es natürlich keine Ueberraschung mehr, wenn einmal einer in seine

Stube tritt. Der Landmann findet also auch keinen Grund, hiefür ein Opfer zu bringen. Sich umsonst bewirthen zu lassen, ist daher vorlängst abgekommen.

Nachdem Herr von Obernberg noch viel Schönes zum Ruhme seiner ehemaligen Pfleglinge geäußert hat, bemerkt er am Ende allerdings, daß dieses für alles Gute empfängliche Volk gleichwohl gegen Neuerungen sich mit aller Kraft zu stemmen pflege. Wo offener Widerstand nicht zu wagen, werde Hinterlist angewandt, und verschwunden sei plötzlich die Biederkeit und der redliche Sinn. Unter solchen Umständen kämen dann allerlei Beschädigungen und Missethaten, ja sogar meuchlerische Angriffe und Mordbrand vor. Ich weiß nicht, auf welche Geschichten Obernberg hier anspielt — glaube aber, daß auch in diesem Stücke eine Besserung eingetreten. Da der Bergler jetzt viel gebildeter ist als der Flachländer, so faßt er auch den Werth der Neuerungen und jedes Fortschritts viel leichter auf.

Der gesunde Verstand und die guten Anlagen, welche den Miesbäckern zu Theil geworden, sind wohl Schuld, daß sie es, wenn einmal der Pfad der Tugend verlassen ist, auch auf den Wegen des Lasters zu großer Auszeichnung bringen können. Noch spricht man oft von den Thaten der Nonnenmacher, einer Räuberfamilie, aus den schönsten Burschen und Mädchen bestehend, welche bei Holzkirchen ansäßig war — die Aeltern kamen früher vom Ueberrhein — und Jahre lang ihr Geschäft mit wunderbarer Kunst und Ueberlegenheit betrieb. Mit größerem Rechte noch als diese verpflanzte Gesellschaft kann den Miesbäckern die Spreißelsche Bande zugerechnet werden, welche zumeist aus Söhnen des Landes an der Mangfall gebildet, bis nach München hinein wirkte,

mehrere schwere Verbrechen, Raub und Mord verübte und endlich fünfzehn Mann stark vor die Geschworenen kam. Sie wußten sich so geschickt und schlau zu vertheidigen, daß sie eigentlich nur durch die Aussagen einer Dirne, welche früher die Geliebte des Hauptmanns gewesen, überführt wurden. Der Spruch ging auf mehrere Todesurtheile.

Das Land zwischen der Mangfall, der Isar und dem Inn ist auch der Sitz einer sehr seltsamen alten Gepflogenheit. Hier nämlich und nur hier, in einem ziemlich engen Kreise, kommt noch die Sitte des Haberfeldtreibens vor. Diese läßt sich beschreiben, wie folgt:

Wenn Jemand im Gau, sei es Mann oder Frau, sich eines Lebenswandels befleißigt, der öffentliches Aergerniß gibt, auch auf vorausgehende Drohbriefe keine Besserung merkbar wird, so kann es sich leicht zutragen, daß ein Haberfeld getrieben wird. Im Dunkel der dunkelsten Nacht entsteht dann plötzlich um den Hof ein sehr lautes, unheimliches Leben. Hundert und zweihundert berußte, vermummte, zum Theil bewaffnete Unholde sind im Nu zur Stelle, wie wenn sie aus der Erde gewachsen wären. Zu gleicher Zeit wird in der ganzen Nachbarschaft auf allen Höfen angesagt, dem und dem werde Haberfeld getrieben, man solle sich ruhig verhalten und auf das Vieh im Stalle Acht geben, damit es an dem Lärmen nicht erwilde. Fuhrwerke werden angehalten, Neugierige aber, die aus der Nähe herbeieilen, keineswegs verscheucht, sondern nur angewiesen, sich nicht unter die Wissenden zu mengen — denn ein Haberfeld ohne Zuhörer würde eigentlich seines Zweckes fehl gehen. Hierauf beginnt das Verlesen der Treiber im Namen Kaiser Karls des Großen im Untersberge. Jeder

der Gesellen hat einen nom de guerre — der Herr Landrichter von Miesbach, der Herr Landrichter von Tegernsee, der Herr Pfarrer von Gmund, der Herr Postmeister von Aibling und viele andere Honoratioren der Gegend werden immer mit aufgerufen und antworten immer mit „Hier,“ obgleich sie wahrscheinlich um diese Zeit schon lange zu Hause im süßen Schlummer liegen. Auch der „bayerische Hiesel“ ist immer dabei. Wenn einer der Theilnehmer, der zur Stelle sein sollte, fehlt, so geht die ganze Gesellschaft unverrichteter Dinge auseinander. Jedesmal aber, behaupten verläßige Leute, sei eine Person mehr da, als gerufen worden, und diese sei der Gottseibeiuns.

Sofort wird der, dem die Aufmerksamkeit gewidmet ist, herausgerufen, und erscheint, gewöhniglich im Hemde. Bis auf den heutigen Tag hat's noch nie jemand gewagt, sich zu sträuben oder Widerstand zu leisten. Hierauf beginnt eine Vorlesung, die einer der Vermummten als „Gesandter Kaiser Karls“ bei unheimlicher Fackelbeleuchtung hält und zwar mit so erhobener Stimme, daß die Worte weithin schallen und auch andern Zuhörern verständlich sind. Es sind Knittelverse der derbsten Art, welche die Sünden und Laster des Uebelthäters beschreiben und verurtheilen. Bei jedem Verse, der getroffen, brechen die schauerlichen Gesellen in ein furchtbares Hohngelächter aus und veranstalten mit den Instrumenten, die sie bei sich führen, mit Pfannen, Peitschen, Rätschen, Glocken, Trommeln u. s. w. einen entsetzlichen Lärm. Am Ende folgt eine Mahnung, sich zu bessern, und eine Andeutung, bei welchem Sünder, falls nicht bald eine Aenderung eintrete, das nächste Gericht gehalten werde. Hierauf ergeht ein feierlicher

Aufruf an Kaiser Karl, das Protocoll zu unterschreiben, dann zum Schluß ein betäubendes Tutti sämmtlicher Instrumente und endlich wird mit einem schrillen Pfiff die ganze Rotte aufgelöst. Im nächsten Augenblicke sind alle verschwunden, wie wenn sie nie dagewesen wären.

Wer eigentlich diese Vehme zu fürchten habe, ist schwer zu bestimmen. Geschlechtliche Sünden sind es allerdings, die mitunter zur Rüge kommen, doch nie bei ledigen Laien, wenigstens jetzt nicht mehr; außerdem wird Geiz, Wucher, Betrug und andere Niederträchtigkeit, die sich den Gerichten zu entziehen weiß, durch jene schwarzen Schöffen bestraft. Ueberhaupt findet das alte Sprichwort von den großen Dieben, welche man laufen läßt, während man die kleinen hängt, bei diesen Richtern keine Anwendung — sie gehen im Gegentheil mit Vorliebe auf die Reichen, die Angesehenen und die scheinbar Ehrwürdigen los. Wurde doch schon beim Pfarrer zu Irschenberg, dem Nachfolger St. Marins und Anians, und selbst vor einem berühmten Schlosse in der Nachbarschaft „getrieben.“ Strenge Satzung ist, daß nie ein Schaden unvergütet bleiben darf. Wird in der Hast ein Zaun oder Fenster zerbrochen, so findet sich auch immer, in Papier gewickelt, die Entschädigung an Ort und Stelle. Als die Gemeinde zu Gmund wegen eines dort gehaltenen Treibens in eine Strafe von 50 fl. verurtheilt worden, erhielt sie diese Summe, noch ehe sie sie erlegt hatte, von unbekannter Hand auf geheimnißvolle Weise zugestellt.

Dieses Haberfeldtreiben ist in früherer Zeit natürlich auch verboten gewesen, doch ist damit keineswegs gesagt, daß das Verbot auch gehalten worden sei. In jenen Jahren, da man die Maibäume wieder erlaubte,

erschien aber eine Verordnung, welche zu verstehen gab, daß man diese alte Uebung, wenn sie sich innerhalb der Gränzen des Anstands halte, gleichwohl bis auf weiteres unbehelligt lassen dürfe. Diese Uebung fing nun wieder recht fröhlich zu blühen an, allein so denkwürdig sie sein mag, so ist sie denn doch, wie jeder zugestehen muß, so sehr in Widerspruch mit dem Geiste unserer Zeit, daß es nicht auffallen darf, wenn die Behörden ihrer sehr bald wieder überdrüssig waren. So erfolgten denn leichte, schwere und schwerere Ahndungen und zuletzt wurde jeder Gemeinde, in der ein Trieb vorgekommen, ein Fähnlein Strafbayern eingelegt. Im Jahre des Herrn 1852 wurde zweimal, seitdem im Jahre 1857 noch einmal getrieben. Ob die Sitte jetzt als ruhend oder als aufgegeben zu betrachten sei, kann erst die Zukunft lehren. Doch meinen die Meisten, es sei für alle Zeiten vorbei.

Die Geschichte dieses Haberfeldtreibens liegt eigentlich noch ganz im Dunkeln. Wie sich von selbst versteht, wird man dabei an den westphälischen Hofschulzen bei Immermann erinnert, aber daß ein Zusammenhang mit der alten Vehme stattfinde, ist doch blos eine Vermuthung. Selbst Schmeller bringt nichts älteres bei, als eine Anspielung aus einem Buche, das um den Anfang dieses Jahrhunderts erschienen, und außerdem nur die Vermuthung oder Behauptung, der Brauch sei früher auf die dem Kloster Scheiern gehörige Hofmark Fischbachau beschränkt gewesen und erst in neuerer Zeit weiter ausgedehnt, vielleicht auch von den dortigen Benedictinern als ein wirksamer Pastoralbehelf, wenn nicht eingeführt, doch begünstigt worden (II. 137. IV. 24). Ueber die Entstehung des Namens sagt jenes Buch: „Es war

an vielen Orten Bayerns die Gewohnheit, daß, wenn ein Mädchen zum Fall kam, sie des Abends von den Burschen des Dorfs unter unzähligen Geiselhieben in ein Haberfeld und von da wieder nach Hause getrieben wurde. Der Verführer mußte selbst mitmachen." Und doch ist es schwer zu glauben, daß diese brandmarkende Buße zunächst und hauptsächlich nur als Zuchtruthe für hinfällige Mädchen gegolten habe. Dieß setzt viel strengere Sitten voraus, als sie jetzo sind, und es fehlen alle Belege, daß sie früher in dieser Gegend viel anders waren.

Wie dem auch sei, das Interessanteste an dem Institute ist gerade dasjenige, was man nicht weiß. Alle polizeilichen Untersuchungen der neuern Zeit haben über dasselbe nicht mehr zu Tage gefördert, als was man sich vorher schon erzählte. Es scheint, daß hochheilig gehaltene Eide die Wissenden zum Schweigen verpflichten. Ob dieser Staat im Staate monarchisch, ob er republikanisch regiert werde, ist unbekannt, ebenso wo und wie die Berathungen gehalten werden, die doch dem Acte vorausgehen müssen. Daß die Vorbereitungen immer mit trefflicher Berechnung angeordnet sind, geht schon daraus hervor, daß die Treiber, deren fernstgelegene leicht fünf oder sechs Stunden bis an Ort und Stelle zu gehen haben, dort doch stets in derselben Minute eintreffen. Man will sogar wissen, daß die Bundesgenossen immer aus möglichster Ferne berufen werden, auf daß sie weder an Stimme noch an Gestalt zu erkennen seien. Sonst geht die Sage, es seien in dem Gau zwölf Haberfeldmeister und der Eintritt in die heimliche Gesellschaft sei mit einer Erlage von drei Gulden verbunden, allein ich weiß nicht, wie viel hievon zu halten. Was die Geistlichkeit betrifft, so schwärmte sie früher für das

Institut und nannte es eine wahre Tugendschule — seitdem es aber auch ihresgleichen getroffen, hat sie sich eine ganz andere Meinung beigelegt.

Seitdem habe ich über diese Sache mit einem Landmann gesprochen, der sehr gut unterrichtet, ja einer der Wissenden schien. Er bestätigte im Ganzen das oben Mitgetheilte, aber an die phantastischen Züge von Kaiser Karl u. s. w. wollte er sich nicht erinnern. Er meinte, das Treiben werde in der Regel auf den Jahrmärkten zu Miesbach ausgemacht und verabredet. Da setzen sich, sagte er, die Vertrauten im Wirthshaus zusammen und nach kurzer Berathung ist das Strafgericht beschlossen. Die Namen der Hauptleute und der Theilnehmer seien übrigens unter den Bauern gar kein Geheimniß. Auf meine Bemerkung, daß dann, da die Behörden gar nichts herausgebracht, wohl mancher falsche Eid geschworen worden, lachte er und meinte, es sei abgeschmackt, über solche Sachen Eide abzunehmen. Das Haberfeld sei ein ganz guter Brauch — nur Schade, daß in den Bund, der früher nur verheirathete Ehrenmänner zugelassen, sich nun auch junge Bursche eindrängten, denen man lieber selber treiben sollte — es sei nur unbedeutender Schaden entstanden und der entstandene immer reichlich vergütet worden — es habe nie einen betroffen, der es nicht in die Haut hinein verdient. Darum sei es auch einerseits barbarisch gewesen, die Gemeinden mit so schwerer und langer Einquartierung zu bestrafen, anderseits ein schöner Charakterzug, daß gleichwohl Niemand zum Verräther geworden. Er schloß mit den seltsamen Worten: Die Treiber halten bei alle

dem doch noch immer zusammen und wenn es einmal das Vaterland gilt, wird man schon sehen, daß sie die rechten Leute sind! — Ich will dabei doch auch erwähnen, daß Herr Pfarrer Grassinger, der Geschichtschreiber von Aibling, selbst den unglücklichen, aber rühmenswerthen Bauernaufstand von 1705 mit Sicherheit als ein Werk „des seit uralten Zeiten bestehenden Haberfeldbundes“ betrachtet. — Später habe ich ferner erfahren, es sei nicht richtig, wenn man behaupte, daß nie jemand Widerstand zu leisten gewagt. Es seien vielmehr einst beim Wirthshaus zu Weihern mehrere scharfe Schüsse gewechselt worden. Man hat mitunter wohl auch schon ledigen Bauerntöchtern getrieben, und zwar, wenn sie sich in standeswidrige Liebschaften mit den verhaßten Jägern eingelassen.

Osterland.

II.

Zwischen Inn und Salzach.

Auf der Eisenbahn von Rosenheim nach Traunstein.

Der Zug der Eisenbahn, welcher von Rosenheim nach Traunstein fährt, berührt weder Städte noch Märkte, ist zwar arm an historischen Denkwürdigkeiten, aber reich an landschaftlicher Schönheit. Die Dörfer, an denen er vorbei geht, sind alle im Styl des Gebirges sehr gut gebaut, versteckt in einem Wald von Obstbäumen und oft von ferne nur durch ihre Spitzthürme kennbar. Im Süden stehen die vier Oberhäupter der Chiemgauer Alpen, die hohe Ries, der hohe Kampen, der Hochgern und die Hochfellen.

Ist der breite Inn auf der schönen Brücke bei Rosenheim überschritten, so zieht die Bahn bald ziemlich lange an den grünen Ufern des Simssees hin, dessen stille Waldeinsamkeit den Augen der Welt verborgen war, bis die Baumeister des Schienenwegs den Schleier lüfteten. Seine Gestade sind sumpfig und haben den Künsten der Ingenieure langen Widerstand entgegengesetzt. Nur selten sieht man einen Fischernachen durch seine Fluthen streichen, denn die Ufer des Simssees werden nicht bewohnt. Erst auf den festen Anhöhen, die seinen ruhigen Spiegel umkreisen, haben sich Gehöfte und Dörfer festgesetzt.

Nicht lange und es geht die Ansicht des schönen Chiemsees auf. Er bildet hier mehrere Buchten, vor denen seine drei Inseln liegen und diese Busen, Landzungen und Eilande, die sich in einander verschieben, dann wieder aus einander gehen, die Aussicht auf die große blaue Wasserfläche bald verschließen, bald wieder öffnen, bieten dem Auge eine sehr angenehme Weide.

Prien, mit seinem unerklärlichen, wahrscheinlich keltischen Namen,[1] ist das größte Dorf im Bereiche des Sees, anmuthig ausgestreut unter seinen Zwetschgenbäumen und mit einer großen spitzthürmigen Kirche geziert. Diese wieder ist geschmückt durch mehrere Grabsteine, worunter ein ganz schöner des edlen und vesten Wolfgang Hofer' zu Wildenwart und seiner Hausfrau, der edlen und tugendhaften Frau Agnes, einer gebornen Langin aus der Stadt Kallis in Engelland. Diesem zierlichen Monument aus dem sechzehnten Jahrhundert gegenüber steht ein gar ärmliches Denkmälchen für einen der letzten aus dem reichbegüterten Geschlechte der Preisinger, welcher 1827 gestorben ist. Es ist eigenthümlich, wie die Lust an schönen Monumenten in den beiden letzten Jahrhunderten immer mehr abgenommen hat. Die langen großen Marmorsteine mit den riesigen Helmzierden und Schilden, die langen schönen Bischöfe und Aebte, Grafen und Herren, die später an die Stelle der Wappen traten, sie wurden den Erben nachgerade zu theuer und man begnügte sich allmählig mit einem schmalen Täfelein an der Wand, auf welchem die langen Titel den sonstigen Glanz ersetzen mußten. Schon im sechzehnten Jahrhundert litten, wie es scheint, die

[1] Brienna lautete er früher, z. B. 1135. M. B. 2. 296.

Lebenden oft an dem Zweifel, wer ihnen wohl ein Denkmal setzen werde. Viele derselben gingen in dieser Ungewißheit selbst an's Werk und ließen an der Kirchenmauer einen schönen Stein aufrichten mit Bild und Schrift, nur daß für den noch ungewissen Tag des Todes eine freie, vom Meißel verschonte Stelle überblieb — aber die Nachfolger vergaßen gar oft, selbst die Zeitangabe nachzutragen und viele dieser leeren Stellen sind noch heut zu Tage nicht ausgefüllt. Eine ähnliche Bemerkung ging uns öfter zu, wenn wir des Landvolks Votivtafeln in den Wallfahrtskirchen betrachteten. Bis vor ungefähr hundert Jahren zeigen nämlich diese Gemälde immerhin einen gewissen Kunstsinn — sie sind aus einer Schule hervorgegangen, welche wenigstens zeichnen und malen konnte. Seit jener Zeit aber verliert sich die frühere Tüchtigkeit immer mehr und was aus den letzten Jahrzehnten stammt, das erscheint so entartet, daß es wahrhaft traurig anzusehen ist. Was ist nun die Ursache? Sind die Bauern Schuld oder die Maler? Sind die Bauern sparsamer geworden, so daß sie die besten Maler in den Landstädtchen umgehen, um bei einem Schreiner oder Zimmermann billigere Arbeit zu erhalten oder gibt es auf dem Lande keine Maler mehr, die eine hübsche Votivtafel herstellen könnten!

Das freundliche Prien, etwa eine halbe Stunde vom See entlegen, von unsern Sommervögeln häufig besucht und gerne bewohnt, war übrigens früher die Hauptstadt der preisingischen Herrschaften an dem Chiemsee und dem Inn, als Hohenaschau, Wildenwart, Neubeuern, Brannenburg und Falkenstein. Darum war auch bis zum Jahre 1848 in dem Orte ein gräfliches Herrschafts-

gericht, aus welchem dann ein königliches Landgericht gebildet wurde, welches in dem ehemaligen Schloß der Grafen seinen Sitz hat.

Das freundliche Prien ist übrigens nicht nur auf seinen Chiemsee stolz, sondern auch auf den Ratzinger Berg, einen hohen Hügel in der Nachbarschaft, der ohne Mühsal und Beschwerde zu ersteigen ist und über See, Flachland und Gebirge eine Aussicht bietet, wie sie nicht leicht wieder gefunden wird.

Vom südlichen Ufer des Gewässers bis ans Gebirge hin dehnt sich ein breites, flaches Gefilde aus, in ältesten Zeiten sicherlich ein Stück des See's, auch jetzt noch zum Theil moorig und mit zahlreichen Torfhütten besetzt, zum größeren Theile aber in schöne Wiesen und Getreidefelder umgewandelt, ausgezeichnet durch ungemeine Fruchtbarkeit, beschattet von Obstbäumen, Eichen, Ahornen und anderem hohen Gewächs, und mit wohlhabenden Dörfern und Einödhöfen besetzt. Der lange Buchberg mit seiner Kirche, ehemals ein Eiland in dem blauen Bedajus,[1] erhebt sich waldig aus der Fläche. Das nächste Gestade des See's ist übrigens auf dieser südlichen Seite, eben weil es sumpfig und unsicher, nicht bewohnt; nur das Dorf Feldwies hat sich auf festerem Grunde bis an sein Gewässer vorgewagt. Letzteres ist

[1] Der römische Name des von den Römern einst dicht umwohnten Chiemsees ist nicht überliefert. Da indessen gerade in dieser Gegend ein Gott Bedajus auf den Monumenten am häufigsten erscheint (auch Seebruck hieß einst Bedajum), so ist Dr. Vogel auf die ansprechende Vermuthung gekommen, es sei jener Gott der vergötterte See und sein Name auch der des Gewässers. Die deutsche Benennung, ahd. Chieminsee, ist nach Schmeller von einem Personennamen Chiemo abzuleiten. Der Bauer spricht Keambsee.

aber immer auf einem langsamen Rückzuge begriffen und Grabenstatt, das einst dicht am Ufer stand, liegt jetzt schon eine ziemliche Strecke landeinwärts.

Zwischen Rosenheim und Traunstein gehen drei tiefe Risse durch das Gebirg, schöne Thäler, aus welchen je ein frischer Strom herauseilt. Das erste ist das Thal der Prien, in welchem Hohenaschau. Diesem folgt das Thal der mächtigen Achen, in welchem Markwartstein und das letzte ist das Thal der weißen Traun (sprich Miesenbach), in welchem Eisenarzt, Rupolding und Zell gelegen sind.

Auf der Bahn fährt man natürlich in Windeseile vorüber; der Reisende sieht nur flüchtig hinein in den grünen Schnitt des Gebirges, vielleicht doch angewandelt von der Frage, wie muß es wohl da drinnen sein? Diese werden wir gleich nachher thunlichst beantworten, nachdem wir den Wanderer in der Ebene erst bis Traunstein geführt uud dann noch den Chiemsee und seine Umgebung näher in's Auge gefaßt haben werden.

Südlich von der Station Uebersee, nahe an den Bergen, liegt Grassau, ein ansehnliches Dorf und wie alle andern der Gegend sehr schmuck gebaut. Die schönen stattlichen Häuser und ihre flachen vorspringenden Dächer, die sinnigen Sprüche, mit denen sie beschrieben sind, die zierlichen Gallerien, welche rings herum laufen, haben Herrn J. G. Kohl, dem berühmten Touristen, so weidlich gefallen, daß er meinte, mit diesen Bauernhäusern ließen sich keine ihm bekannten irgend einer Gegend Deutschlands vergleichen. Uebrigens behauptet derselbe, die meiste Freude habe man in diesen Gegenden gleichwohl an den Menschen, und er läßt sich darüber abermals in Worten vernehmen, welche jedem guten

Bayern nur schmeichelhaft sein können,[1] die wir aber, um nicht ruhmredig zu erscheinen, lieber gar nicht mittheilen wollen.

Auf der Station zu Bärnhaupten (Bergen ist der amtliche Name) lohnt es sich wohl der Mühe, einen langen Blick gegen Mittag hin zu werfen. Bergen, das nahegelegene Dorf, vom hohen Damm der Eisenbahn herab betrachtet, mahnt an die anmuthigsten Eindrücke einer Tiroler oder Schweizer Landschaft. Die frischgrünen, reinlichen Matten in dem tiefen, doch nicht engen Thale, die reinlichen Häuschen, die so heimlich hineingebettet sind, und in der Mitte die Kirche mit ihrem Spitzthurm, Maria Eck, die hohe Wallfahrt, die zur Linken liegt, die schönen Wälder, die an den Bergen hinaufziehen, Engelstein, der seltsame Fels, und endlich der Hochgern und die Hochfellen, die mit ihren kahlen Häuptern alles überragen, dieses zusammen sieht sich so wunderlieblich und so großartig an, daß es mir ganz begreiflich ist, wenn andre diese Landschaft paradiesisch nennen.

Traunstein spricht für sich selbst. Es ist schön — eine durch verschiedene Feuer geläuterte Schönheit. Zum letztenmale brannte es im Jahre 1851 ab, und es lagen damals neunzig Häuser in Schutt. Doch kam bald von allen Seiten Hülfe; die königliche Familie that ein Namhaftes, die Hauptstadt spendete 32,000 fl., sogar Köln am Rhein und Schaffhausen sandten erhebliche Gaben, aber die größte Freigebigkeit zeigte verhältnißmäßig das österreichische Salzburg. Seitdem ist die Stadt in großen und ansehnlichen Gebäuden wieder

[1] S. 315. Vgl. oben S. 26.

auferstanden. Ob man bei dieser Wiederherstellung nicht etwas mehr Gewicht auf Symmetrie, auf gleiche Höhe der Dächer, auf einige Grazie, und andres mehr hätte legen sollen, ist eine Frage, die noch hin und wieder aufgeworfen wird. Wohl zu beachten ist übrigens das neue gothische Rathhaus, welches der Architekt von Capeller rühmlich ausgeführt. Geschichte hat das Städtchen eigentlich keine, obgleich der Herr Schulbeneficiat von Siegsdorf, J. J. Wagner, dieselbe verdienstvoll geschrieben hat. Man weiß aus alten Zeiten nur, daß ein Edelgeschlecht, von Truna, hier seinen Sitz gehabt. Im dreizehnten Jahrhundert wurde der Ort zur Stadt erhoben. Die älteren Urkunden aber sind schon in früheren Feuersbrünsten verloren gegangen und die letzten Jahrhunderte zeigen wohl nur das herkömmliche, mitunter durch Pestilenz und Kriegsnöthen unterbrochene Stillleben eines altbayerischen Landstädtchens. Das bedeutendste Ereigniß ist jedenfalls die Errichtung des Pfannhauses, welche ins Jahr 1619 fällt.

Außer den gewöhnlichen Behörden findet sich hier seit wenigen Jahren auch ein Bezirksgericht. Zu den Sehenswürdigkeiten gehört fast allein die Saline, welche mit ihrem Zubehör und den Wohnungen der Pfannhäuser eine eigene Vorstadt füllt. Wie das salzige Wasser hieher getrieben wird und wer die Leitung erbaut, das mag der Leser weiter unten, wo wir von Reichenhall sprechen, leicht erfahren.

Das Sommerleben in Traunstein wird gehoben durch die trefflichen Gasthöfe, durch das Bad, welches in der Stadt und durch ein anderes, das in dem nahen Empfing sich darbietet, durch die schöne Lage, durch die angenehmen Ausflüge, welche nach dem Chiemsee, nach

Adelholzen, nach dem Miesenbach und nach manchem andern nahen Orte offen stehen, dann auch durch den Umgang mit den zahlreichen und gebildeten Würdenträgern, welche dieses jetzt wieder blühende und glückliche Gemeinwesen richten, verwalten und begeistigen.

Es ist eine bekannte Sache, daß die Gegend um Traunstein sehr stark römelt, denn auch sie liegt an der Straße, die von Augusta nach Juvavum führte. Neuerer Forschung ist es gelungen, hier die wahre und verlässige Stelle von weiland Artobriga, der angesehenen römischen Pflanzstadt, aufzufinden und festzusetzen. Es fehlt auch nicht an verschiedenen kleineren Alterthümern, die man da ausgegraben. Im Dorfe Erlstädt, eine Stunde von Traunstein, entdeckte man vor fünfundvierzig Jahren sogar einen römischen Mosaikboden, der aber in wenigen Tagen von den Neugierigen ganz zerstört war, da jeder ein Andenken davon nach Hause tragen wollte. An die alten Walchen mahnen auch die schon früher erwähnten Ortsnamen an der Traun, wie Traunwalchen, Oberwalchen, Lützelwalchen.

Der Chiemsee.

Oh many are the beauteous isles,
  Unknown to human eye,
That sleeping with the ocean's smiles
  In happy silence lie.
The ship may pass them in the hight,
Nor the sailors know what a lovely sight
Is resting on the main.

Wilson.

Der Chiemsee, welcher zwischen den Strömen Inn und Salzach am Fuße der bayerischen Alpen liegt, war in frühern Zeiten, ehe das Königreich jenes Zünglein gegen die freie Inselstadt Lindau ausstreckte und so den Bodensee in seinen Bereich zog, die größte Wasserfläche des alten Herzogthums, und wurde darum billig das bayerische Meer genannt. In diesem schönen See sonnen sich drei stille Eilande. Das eine, umfangreichste, mit hohem Wald bewachsen und grün von Triften, heißt Herrenwörth und führt seinen Namen von dem Mönchskloster, dessen mächtige Gebäude noch auf ihrer Höhe prangen. Das andere war einst frommen Nonnen eigen, heißt deßhalb Frauenwörth und trägt auch ein schönes Stift, das einst 783 der Bojoarenherzog Thassilo gegründet. Das dritte Eiland endlich

wird die Au oder die Krautinsel genannt und ist die Gemüsekammer der Einwohner von Frauenwörth.

Jene beiden klösterlichen Gelände nun sind die Lieblinge der umliegenden Lande gewesen seit den Zeiten, da das Christenthum in den bojischen Wildnissen zu leuchten begann; aber während die gottesfürchtigen Väter auf dem weiten Herrenwörth allein blieben mit ihrem Forst und ihren Wiesen, siedelte sich unter dem milden Krummstab der Aebtissinnen zu Frauenwörth ein ganzes Dörfchen an. Da liegen nun um einen Kranz von alten Linden, die vielleicht ein germanisches Heiligthum gewesen, und um einen frischen Anger herum etwa vierzig Häuschen idyllischer, alpenmäßiger Bauart. Diese Fischerwohnungen mit breiten, hervorragenden Dächern und sehr anständigen Galerien, die um den ersten Stock laufen, stehen alle am Gestade unter Obstbäumen, so daß mancher rothbackige Apfel in dem Schilfe schwimmt, und sind mit allem möglichen malerischen Apparate umgeben. Die Fenster verbergen sich unter Weinlaub, auf den Gesimsen stehen Rosenstöcke, in der Anlage vor dem Hause blühen Sonnenblumen und Königskerzen, die hinter den ausgespannten Fischernetzen wie aus Käfigen hervorgucken. Maisfeldchen und Hopfengärtchen reichen bis an's Ufer, das hie und da mit grauen Marmorblöcken eingefaßt ist, auf denen die Ruder und ausgediente Schiffsschnäbel liegen. Der ganze Strand des schmalen Ländchens ist mit schwarzen Einbäumen gezeichnet, engen Fahrzeugen, die kunstlos aus einem Stücke alter Eichen gezimmert werden. Auf der südlichen Ecke dieses Eilandes steht das Stift, das, jetzt wieder stattlich erneuert, den frommen Frauen herausgegeben worden, mit Garten und Hof und einem Münster,

dessen Portal wohl so viele Jahrhunderte zählt als die Stiftung selbst. Es ist höchst merkwürdig in seiner historischen Geweihtheit, zeigt plumpe Säulen, die auf scheuslichen Löwenköpfen stehen, und einen Bogen, dessen Halbkreis schnörkelhafte Verzierungen aufweist, deren unsymmetrische Aermlichkeit fast ein ernstliches Mitleid mit dem uralten Meißel aufrühren möchte. In der Kirche selbst ist das Grabmal der heiligen Irmengard, welche aus karlingischem Geblüte und einst Vorsteherin des Klosters gewesen ist. Auch andere große mittelalterliche Grabsteine sind da zu sehen, unter denen die seligen Aebtissinnen ruhen, oder auch etliche edle und veste Ritter, die vordem dem Kloster zugethan.

Auf dieser Insel empfängt den Gelandeten auch ein ansehnliches Bräuhaus, heimlich, reinlich und billig, mit großer Gaststube und großen Tischen, zwischen denen ein bejahrter Bierphilemon und seine ehrenwerthe Baucis gemüthlich schalten.[1] Wer nun hier zu einem Trunke niedersitzt in der weiten Stube und dabei ein wenig um sich schaut, dem kann ein schönes Handwerkschild nicht entgehen, das über einem jener Tische hängt und einer ehrsamen Zunft der Maler angehörig ist. Darauf sind zu sehen die drei weißen Schilde im blauen Felde, das Wappen, das einst „unser lieber, besonders theurer und fürtrefflicher Kaiser Max I. dem Erzvater deutscher Kunst, Albrecht Dürern“ verliehen, umgeben von drei andern Wappenschilden, nämlich unten von einem Bockglas im rothen Felde, so das Kneipzeichen der Münchner

[1] Herr Dumser starb 1854; das Braurecht wurde schon früher veräußert. Frau Dumser nimmt jetzt ihr Bier zu Herrenwörth; es ist dasselbe aber heuer ziemlich bitter befunden worden.

Maler, rechts von dem Münchner Mönche, leider auch im blauen Felde, wie ihn jetzt fälschlich die Münchner malen, statt im goldenen, wie es nach uraltem Herkommen sein muß, und links von den Seerosenblättern, dem Wappen von Frauenchiemsee; alles dieß umringt von gelb und schwarzem, wie weiß und grünem Laubwerk, was nach einer exegetischen Quelle, die wir bald benennen werden, das Bündniß und freundschaftliche Vertragen bedeutet, so in alle Ewigkeit zwischen der Kneipe dieser Insel und der besonders fürnehmen und belobten Mutterkneipe zu München in der Stadt bestehen soll.

Auf der Rückseite dieses Handwerkschildes ist ferner das freundliche Gasthaus Herrn Dumbsers zu sehen, und links davon ein magerer, siecher Geselle, der auf gedachte Herberge melancholisch zuschreitet, und den die weiße Leinwandtafel, die er trägt, und der Farbenkasten auf dem Rücken als einen Jünger der Kunst bezeichnen, wogegen auf der andern Seite ein dicker, vollwanstiger Kumpan heraustritt, an den Zügen jenem wohl noch ähnlich, aber sonst so ganz verändert, herrlich geröthet im Gesichte, mit dem Anstande, den eine gediegene, durchgenährte Leibesbeschaffenheit dem Menschen verleiht, und mit derselben weißen Leinwandtafel unter'm Arme, die während der glücklichen Metamorphose, die ihr Besitzer überstanden, in aller Unschuld fleckenlos geblieben ist. Oben darüber steht:

Willt wissen, wie du lebst in diesem Haus?
So kommst herein, so gehst hinaus;

womit nicht unverständlich angedeutet werden soll, daß das fröhliche Leben und Speis und Trank im Inneren

der aufgemalten Herberge dem Leibe sehr zuträglich, der Arbeit aber nicht so fast förderlich sei.

Mit diesem Schilde nun hat es folgende Bewandtniß. Seitdem die Landschafter zu München die früher ungeahnte Herrlichkeit der bayerischen Hochlande aufgedeckt haben, hat sich in diesen Bergen und an den schönen Seen, die zu ihren Füßen liegen, zur Sommerszeit ein sehr regsames Leben eingestellt. Es sind da Dörfer und Ortschaften zu Ruhm und Ansehen gelangt, die man früher nie nennen gehört, und nach manchen Stellen ist ein solcher Wallfahrtszug entstanden, daß die schönen Häuser mit den Schindeldächern kaum mehr ausreichen, um die pilgernden Naturfreunde zu beherbergen. Nun ist aber das laute Treiben in den neu aufblühenden Badedörfern und Vergnügungsörtern im Gebirge den stillen Studien der Landschaftsmalerei etwas hinderlich befunden worden, und deßwegen haben sich denn schon vor Jahren einzelne unserer Strebsamen zusammengeschaart zu einsamer Beschaulichkeit an traulichen Stätten, die etwas außer den betretenen Pfaden liegen, um dort ungestört ihrer Kunst zu leben.

So ist denn seit geraumer Zeit ein Sommerlager der Maler zu Brannenburg aufgeschlagen; eine andere Villeggiatura, noch besuchter fast als jene, ist aber auch seit manchem Sommer schon auf dem seeumflossenen Frauenwörth. Wo nun so viele junge Männer zusammen kommen, um sorgenfrei der Natur ihre Schönheiten abzulauschen, da gibt's nebenher auch viele heitere Stunden, manches frohe Gelage und manche der Erinnerung werthe Festlichkeit; und so war es denn ein preiswürdiger Gedanke, die späterkommenden Kunstgenossen an die guten Tage der früher dagewesenen zu mahnen

und sie zu gleicher Lebensfreude aufzumuntern, was wohl das Ziel jenes schönen Schildes sein dürfte, wobei denn nur der Scherz mit der weißen Tafel nicht zu ernsthaft genommen werden muß.

Allein jene, die den Schild hier aufgehängt, haben es nicht dabei bewenden lassen, sondern zum fortlaufenden Commentar desselben auch eine Chronik gegründet, die ein höchst merkwürdiges Aktenstück ist. Sie datirt zwar erst von diesem Jahre,[1] und kann freilich nur von jetzt an als zeitgemäßes Geschichtsbuch der Herberge gelten, geht aber in ihrem Vorberichte bis zur Auffindung der Insel, d. h. bis zur Zeit zurück, wo die ersten Maler hier den Fuß ans Land setzten, und führt die Historie ihres Sommerlebens in leichten Umrissen bis auf unsere Tage herab. Es ist dieß, abgesehen von den zierlichen Illustrationen, die ihr beigefügt, eine sehr anmuthige Lektüre; denn der geistreiche Chronist hat Menschen und Begebenheiten von der heitersten Seite aufgefaßt und sie in dem naiven, kräftigen Tone des ältern deutschen Styls, den er allenthalben mit feiner Sicherheit zu treffen wußte, behaglich verewigt. So erzählt er uns denn, wie im Jahre 1828 es sich begeben, daß von München, der guten Stadt, etlich gut und tapfere Gesellen ausgezogen auf ritterlich Fahrt und Ebenteuer, die sich als ein Haupt und Führer auserkürt einen fürsichtig und werth Helden, und ihren Zug gericht gen Süd, allwo die Gebirg stehen und die großen Wasser. Auf einem dieser Wasser habe sich nun ein großer Wind und bös Wetter erhoben, in welch grau-

[1] Nämlich dem Jahre 1841, wo diese Schilderung verfaßt wurde.

samem Sturm jedoch der klug Anführer gar keck herumbgesteuert und die Genossenschaft glücklich aus der Noth und Gefahr geleitet, bis sie auf ein groß Klipp oder Erdplatt in dem weiten Meer aufgetrieben. — „Nachdem das Unwetter," fährt die Chronik fort, „sich verzogen, und die Nebel von dannen, siehe da, so bemerkten die Gesellen ringsumb eine ungeheure Wasserfluth, der Chiemsee benambset, und der Ort, allwo sie saßen, was ein einöd Insel, grün bewachsen. Selbige Gegend war bewohnt von ein absonderlich Nation und wildfrembd Volk, so aber sehr duldsam und zuthulich sich gebärdet, nachdem ihm die Seehelden mehrere Stück Geld gezeigt, ihre Höhlen ihnen zur Herberge angewiesen, ihr roh Nahrung ihnen gebracht und sie überhaupt recht annehmlich traktirt han. Was massen es also kam, daß es denen Abentheurern hier baldig gut gefallen und sie länger verweilt sind, da die Landschaft gar lieblich anzusehen was und der keck Capitano obendem entdecket, wie etzliche unter den Seevolkstöchterlein ihm gar gut gefallen möchten. So nahm die Insel ihren Anfang und kam zur Kenntniß der übrigen Erdtheil."

Im Verlaufe der Annalen werden nun neben den Begebenheiten und Thaten der Entdecker und ihrer Nachfolger auch jene Namen aufbewahrt, die durch Einführung neuer Künste oder schönerer Sitten ein Andenken verdient haben. So bemerkt die Chronik ad annum 1830, wie in diesem Jahre der vest und tapfere Ritter L** die edle Trinkkunst allda eingeführt und kultiviret, während ad annum 1835 erwähnt wird, daß ein Hamburger Ritter „die schätzbare Erfindung der Beefsteaks von den Engländern anher gebracht, und die wild Köchinnen darin unterrichtet." Was weiter von

andern Vorgängen berührt wird, hilft uns zur Ueberzeugung, daß auf der Insel seit ihrer Entdeckung viel wonnigliche Tage vorübergegangen. Wir lesen: „1836 ward ein groß und mächtig Seefahrt und Völkerwanderung unter den Künstlern angehoben auf die Insel im Chiemsee. Im Weinmonat dieses Jahres haben sich sechsundzwanzig eingefunden und Fest und Spiel, ein prächtig Schießen angericht, ein Sacklaufen unter den Urvölkern, Lustbarkeit, Mummenschanz und fröhlich Wesen, ein eitel Pracht und Reichthum, daß kein Schreiber solches richtig darthun kann, aber in den Mährlein der Eingeborenen die Sage davon noch ausführlich erhalten ist." — Endlich berichtet die Chronik zu den Jahren 1838 und 40 von zwei Hochzeiten und lustsam Beilagern, welche zwei der fahrenden Ritter mit schönen Meerfräulein, die ihnen schon bei der Entdeckung so lieblich in die Augen gefallen, ehrsam gefeiert haben, was denn ein erfreuliches Zeugniß ablegt, daß Sitten und Art der wilden Jungfrauen so abschreckend nicht gewesen.

Auf diese geschichtlichen Nachrichten folgt eine Urkunde, welche die Aufstellung des Herbergschildes dokumentirt und vernehmen läßt, „wie Engelbert Seibertz und Friedrich Lentner, allbeed Maler — letzterer aber auch Poet und Chronikschreiber — im Jahre des Herrn 1841 am Donnerstage nach Frohnleichnam auf diese wunderbarlich schöne Insel gekommen, allhier ihrer viel edlen Kunst und ehrbaren Ergötzlichkeit zu pflegen." — „Weilen uns nun bewußt," heißt es weiter, „wie gar viel unserer lieben Freund und Gesellen und ander werth Genossen unseres Gewerbes hierorts sich oftmalen und gern verweilt, und in dieser guten Herberg in aller Massen zufrieden, und gar wohl gepflegt gehauset haben,

so han wir obbenannte beede diese Wirthschaft betracht als ein durch Gebrauch und Herkommen entstandene Handwerkskneipe und darum uns fleißig bedacht, wie wir ihr als solcher ein Zeichen machen wollten, ihr und der edlen Kunst zu Ehren und allen Gefreundten zu einer erbaulichen Lust. So haben wir beschlossen, einen saubern Herbergschild zu machen, wie solcher in allen Schenken ob den Tischen ehrsamer Zünfte zu finden ist." — Sofort wird die Verfertigung des Schildes beschrieben, die Bilder erklärt, endlich Nachricht gegeben von den Feierlichkeiten, die bei seiner Aufhängung stattgefunden haben.

Hierauf folgt ein schön Lied von der Insel und ihrer Herrlichkeit und ein Verzeichniß der Maler, die seit der Entdeckung hier gewesen, fast zweihundert an der Zahl, mit Vor-, Zu- und Kneipnamen, auch mit allerlei Symbolen und spaßhaften Randglossen, wobei denn an die später Kommenden die gereimte Aufforderung ergeht, einen guten Witz und ein frisches Bildlein einzuzeichnen. Damit endet die Arbeit des Chronisten, und von jetzt an ist die Geschichte der Ereignisse in der Malerkneipe auf Frauenchiemsee den jeweiligen Besuchern selbst überlassen, denen wir nur wünschen können, daß sie poetisch und plastisch in die Fußstapfen der frohsinnigen Stifter treten mögen.

Was nun das Sommerleben unserer Eilandsgäste betrifft, so ist dasselbe außer den großen Tagen, die bei verschiedenen Anlässen mit Spiel und Festlichkeiten gefeiert werden, ein sehr ruhiges und geräuschloses. Es liegt auch so eine Sonntagsstille über der Insel, daß man kaum etwas anderes hört, als Glockenklang, Nonnenchoral und Vogelsang. — Aber dabei hat sie eine

wunderherrliche Lage in dem blauen See, der gegen das Flachland hin an waldigen Hügeln sich verliert, während gegen Süden der lange Kranz der Hochgebirge im Gesichtskreise liegt. — So hat denn auch der See schon unter den Gästen seine begeisterten Freunde gefunden, und aus dem engen Malerstübchen, das in der Herberge für die Kunstgenossen eingerichtet worden, ist schon manches schöne Bild in die weite Welt gegangen, als Zeugniß von den Reizen dieses Erdenwinkels. Besonders hat sich Max Haushofer angelegen sein lassen, das stille Binnenmeer mit seinen Berggestaden in seinen wechselnden Beleuchtungen uns vorzuführen und bald die schwere Schwüle des unbewölkten Sommermittags, die uns sonst gewöhnlich nur über Kornfeldern mit der Staffage naiv gelagerter Schnitterinnen geboten wird, auf dieser Wasserfläche darzustellen, bald die feuchte Morgenluft oder den Glanz der Abendsonne, die ihre Strahlen über den See schießt und die Alpengipfel vergoldet.

Solche Studien wechseln dann mit Spaziergängen ab, die allerdings etwas kurz werden, da all die niedlichen Fischerhütten sammt ihren Gärtchen und die hohen Klostermauern in einer Viertelstunde leicht zu umgehen sind. Mehr als diese Wanderungen wird aber die Schifffahrt gepflegt, und es gibt kaum ein Gewässer, wo es so lustig wäre, Marine zu spielen, als der Chiemsee. Die Eingebornen freilich bedienten sich bisher in ihren Einbäumen nur der Ruder und kannten die Wohlthat der Segel nicht; doch wurde heuer ein alter Fischer für die neue Idee gewonnen, und stellte in seinem Nachen einen rothen Mastbaum auf, der früher eine Fahnenstange gewesen, und befestigte als Raae eine schöne Leiste daran, an welcher zu Klosterszeiten die

Meßgewänder gehangen hatten. Dann nahm er ein altes Tischtuch und machte ein Segel daraus, dessen Enden er mit Bindfaden seemännisch zu richten lernte. Oben am Maste endlich steckte er die weiß und blaue Flagge aus. So lag die fertige Schaluppe zwei Tage lang an seinem Haus vor Anker; denn es war eine sonnige Windstille eingetreten, und den lauten Vorurtheilen der ruderliebenden Insulaner gegenüber war es wünschenswerth, daß das erste Wagniß günstig ausfiele. Während dieser beiden Tage hatten indeß die Herren viel zu kämpfen mit der übeln Stimmung, die der besegelte Nachen aufgeregt. Die Fischer hießen sie Visionäre, und in ihren Hütten gab es großes Gelächter über den alten, neuerungssüchtigen Handwerksgenossen. Am dritten Tage aber erhob sich ein stattlicher Westwind, und als sofort die seekundigen Recken in der alten Eiche mit dem geweihten Takelwerk unter pfeifendem Zephyr über die hohen Wogen dahinbrausten, mit mächtig geblähtem Segel und stolz flatterndem Wimpel, so schnell, daß sie in anderthalb Stunden vor Grabenstatt einliefen, wohin die Andern dritthalb brauchen, da fanden sie bei ihrer Rückkehr die öffentliche Meinung auf dem Eilande ganz verändert. Das höhnische Lächeln war in fröhliches Erstaunen übergegangen, der bösliche Unglaube in anerkennende Bewunderung, und die neue Kunst scheint für alle Zeiten gesichert. Der alte Fischer, der dieß Abenteuer bestanden, erklärte, das habe er sich nie träumen lassen, daß er in seinem sechzigsten Jahre über den Chiemsee noch mit Segeln fahren würde, wie die auf dem Meere, und die wichtige Begebenheit wurde in der Chronik niedergelegt.

Nach langen Jahren blätterte ich in diesem Lenze (1860) wieder in der Chronik und fand sie getreulich fortgeführt bis auf unsere Tage. Manches hübsche Gedicht erfreut das Herz, manche heitere Skizze vergnügt das Auge. Sehr oft kehrt in den Einträgen die Anerkennung wieder, daß der Eilandsgast hier von den Stürmen des Gemüthes, von mancherlei Kummer und Sorge frei geworden und Ruhe und Frieden, die er sich längst gewünscht, endlich gefunden habe. Es muß wirklich wahr sein, daß die Luft der Insel etwas schmerzstillendes mit sich führt. Leider sind viele, die hier einst ihres Lebens froh geworden, schon dahin gegangen — so, vor allen zu nennen, Friedrich Lentner, der die Chronik gegründet. — Die letzte Spende, die ich vorfand, war ein Gedicht, welches der Sänger des Trompeters von Säkkingen, J. V. Scheffel, hier niedergelegt hatte. Auch er war von ferne herbeigekommen, um auf dem stillen Eiland etliche glückliche Wochen zu verleben.

Nachdem wir nun in dieser Schilderung die neueren Zeiten nicht ohne Vorliebe bedacht, so scheint es billig, auch aus den vergangenen Jahrhunderten einiges nachzutragen, was wir am Besten bei Herrn Beneficiaten Ernest Geiß entlehnen, der über die Inseln im Chiemsee schon mehreres geschrieben.

Zuerst also über die Insel der Frauen:

Daß dieses Eiland den Schwestern des heiligen Benedicts von Herzog Thassilo gewidmet worden, ist schon gesagt. Im Jahre 908 wurde das Kloster zwar von den Ungarn zerstört, erhob sich aber bald wieder aus dem Schutte. Und nachdem schon Irmengard, die

Tochter Ludwigs des Deutschen, dem Stifte als Aebtissin vorgestanden, so sah es in derselben Würde bald noch eine andere Frau aus königlichem Geschlechte, nämlich Gerburg, die Schwester Heinrichs des Finklers. Von da nannte sich das Stift ein königliches und es entstand das Herkommen, daß die Aebtissin bei feierlichen Gelegenheiten eine Königskrone trug.

In den ersten Zeiten hatten übrigens die frommen Frauen gar manches zu leiden von der Bosheit dieser Welt und der Feindseligkeit ihrer Freunde. Der Erzbischof von Salzburg, der damals noch alle Einkünfte zog, aber dafür die Nonnen verpflegen sollte, hatte eines Jahres so ganz darauf vergessen, daß ihn Kaiser Heinrich IV. an seine Schuldigkeit sehr ernsthaft mahnen mußte. Aber mit Anfang des dreizehnten Jahrhunderts gab ein späterer Erzbischof, Eberhard II., dem Stifte allerhand Freiheiten; es fing zu gedeihen und zu blühen an, erhielt mancherlei Schenkung, wurde angesehen und reich. Als die Aebtissin Magdalena 1467 einen Lehenhof berief, erschienen dabei über hundert Lehenträger, darunter auch wegen der tirolischen Güter Herzog Sigmund von Oesterreich mit vielen schönen Geschenken. Ihre Nachfolgerin, Frau Ursula, ließ wegen der Gefahren des Landshuter Erbfolgekrieges (1505) die ganze Insel befestigen und neun Geschütze aufführen. So blieb sie unbehelligt und gewährte auch noch fremden Flüchtlingen Schutz. Mit Frau Ursula sollen aber des Stifts schönste Tage zu Ende gegangen sein. Die neuen, für Klosterfrauen so verführerischen Lehren der Kirchenverbesserer gereichten dem stillen Klösterlein im Chiemsee nicht zum Segen. Im Jahre 1558, als der Erzbischof seinen Sprengel untersuchte, waren da nur mehr vier Nonnen

übrig, die andern, wie es scheint, alle in die Welt zurückgekehrt. Doch sammelten sich allmälich wieder neue und auch der gesunkene Wohlstand hob sich wieder dergestalt, daß Frau Irmengard von Scharfsedt 1730, da das alte Kloster sehr baufällig war, das jetzt noch stehende schöne und geräumige Conventgebäude ohne sonderliche Beschwerde aufführen konnte.

Mit den andern Klöstern ging 1803 auch das königliche Frauenchiemsee ein, doch wurde nur das Bräu- und Wirthshaus veräußert. Das Conventgebäude behielt der Staat und es sollten die übergebliebenen Frauen im Frieden darinnen ableben. Im Jahre 1836, als ihrer nur noch dreie waren, kam aber einmal König Ludwig des Weges und besuchte die verödete Abtei. „Als sich ihm nun, erzählt Ernest Geiß, die Frauen Bernarda und Carolina zu Füßen warfen und ihn baten, ihr Kloster nicht zu verlassen, sprach er die wahrhaft königlichen Worte: Nun, ich hoffe.“ Er schenkte bald darauf dem alten Stifte einen Betrag von 36,000 fl. und dadurch ward es möglich, seine heiligen Hallen 1838 wieder den Novizen aufzuthun und eine Schule für Mädchen zu eröffnen.

Was aber Herrenwörth betrifft, so entstand dieses Kloster zur selben Zeit, wie die stille Zelle auf der nahen Fraueninsel. Als sein erster Abt wurde der Irländer Dobda eingesetzt, welcher der griechischen Sprache dermaßen kundig war, daß er selbst der Grieche genannt wurde. Die gelehrte Schule, die er eröffnete, soll auch großen Zulauf von edlen Jünglingen gefunden haben, woraus wir etwa entnehmen könnten, daß die bayerische Jugend des achten Jahrhunderts sich mit viel mehr Ungestümm zu den Lehrstühlen des Griechischen drängte

als die des neunzehnten. Freilich bleibt noch die Frage, wie viel es gefruchtet, denn der Stadt- und Landadel der agilolfischen Zeit scheint in die hellenische Cultur auch nicht viel tiefer eingedrungen zu sein als der der unsern.

Nachdem auch dieses Kloster von den Ungarn zerstört und viel länger als Frauenwörth, nämlich über zweihundert Jahre, in seiner Verwüstung gelegen war, wurde es 1131 von Konrad von Abenberg, Erzbischof zu Salzburg, wieder hergestellt und den regulirten Chorherren des heiligen Augustin übergeben. Alsbald begann es auch rasch zuzunehmen und viele irdische Schätze zu erwerben. Der Glanz des Namens erhöhte sich noch, als Erzbischof Eberhard 1218 das Bisthum Chiemsee errichtete. So erhob sich das Gotteshaus auf der Insel zur Domkirche und das Kloster zur „Residenz". Noch bis in die letzten Zeiten wurden zur Herberge des Bischofs die Fürstenzimmer erhalten und er versäumte nie am Anfang seines Reichs von dieser und von seiner Cathedrale feierlich Besitz zu ergreifen; dagegen kam er selten hier zu wohnen, da er seinen Hof in Salzburg hatte und zumeist in dieser Stadt als Stellvertreter des Erzbischofs und Domprobst beschäftigt war. So waren also auf der kleinen Inselwelt des Chiemsees drei hohe geistliche Würdenträger, der Bischof, der Probst des Klosters und die Aebtissin auf Frauenwörth. Wer nun in Gedanken den frommen Kirchenhirten betrachtet und den Probst mit seinen andächtigen Chorherren und die gottgeweihten Frauen, dazu auch die Stille und die feierliche Ruhe, die über diesen heiligen Eilanden und ihren alten Münstern liegt, der möchte glauben, daß hier zu allen Zeiten ein wahrer Gottesfriede, Liebe und Ein-

tracht gewaltet habe wie auf den Inseln der Seligen. Aber der Mensch trägt seine Leidenschaften überall hin und Gelübde sind nur selten im Stande die Fehler des Herzens zu bessern. So lebte man auch im Chiemsee keineswegs wie auf den Inseln der Seligen, sondern sie haderten vielmehr alle durcheinander; der Bischof mit dem Probst und der Aebtissin und diese beiden wieder unter sich. Vielleicht ist's aber besser, daß auch der Herrenwörth mit dem Frauenwörth seine Späne hatte, denn hätten sie sich zu gut vertragen, so möchten ihnen die Lästerzungen dieser Welt doch auch keine Ruhe gelassen haben. Es ging aber zwischen dem Bischof und dem Probst zumeist um das Recht, die Pfarreien zu besetzen, zwischen der Aebtissin und dem Probst um die Aufsicht und dergleichen, was letzterer in Anspruch nahm und erstere bekämpfte und zum wahren Frieden gelangten die Streitenden nicht eher, als bis sie alle säcularisirt waren.

Aber auch an den Zellen der Herren zu Chiemsee ging die Reformation nicht spurlos vorüber. Die Freiberger, welche damals in großem Ansehen zu Hohenaschau saßen, neigten sich mit Liebe der neuen Lehre zu und boten den Mönchen, die sie annehmen wollten, gerne die Hand. So kam es, daß 1558, bei der Untersuchung des Klosters, nur mehr vier Conventualen zu finden waren, gerade so viel als Frauen in dem andern Stift. Einer darunter scheint überdieß sehr vorlaut gewesen zu sein; er behauptete sogar, die Priesterehe sei gut und erlaubt.

Indessen gingen diese Zeiten des Zweifels auch dahin und nach einem halben Jahrhundert stand das Kloster in neuem Flor. Im Schwedenkriege blieb es unberührt

vom nächsten Drangsal und bot noch andern ein Asyl wie denn die ganze Bruderschaft von heilig Kreuz in Augsburg sammt den drei heiligen Hostien sich nach dem waldigen Eiland flüchtete und dessen Gastfreundschaft lange genoß.

Am Beginn des vorigen Jahrhunderts erbaute Probst Sebastian die Domkirche, die jetzt noch steht.

Der Historiograph des Klosters gibt uns ein langes Verzeichniß seiner Erwerbungen an Gütern, Jahrtagen und andern Schätzen, was es aber für Kunst und Wissenschaft gethan, übergeht er mit tiefem Stillschweigen und glauben wir daher, daß in diesem Betracht noch vieles nachzutragen sein wird.

Endlich im Jahre 1803 fiel auch das Bisthum zu Chiemsee und mit der Abtei auf dem Eiland der Frauen auch die Probstei zu Herrenwörth. Das Besitzthum der letztern wurde um einen Spottpreis verkauft und die neuen Wirthschaftsleute gingen auch bald mit großer „Aufklärung" über die schönen Gebäude. Man nannte damals jeden Vandalismus Aufklärung, wie man später wieder geneigt war, jede Aufklärung Vandalismus zu nennen. Zuerst wurden die ragenden Thürme des Doms abgetragen, deren herrliches Geläute, wenn es an stillen Sommersonntagsmorgen über den See hinflutete, einen magischen Eindruck erzeugt haben soll. Dann nahm man die Domkirche vor, die zwar nicht zerstört, aber zum Bräuhaus umgebaut wurde, obwohl ein solches und ganz wohlerhalten schon vorhanden war. Zum Keller bestimmte man die Gruft, worauf aber die Landleute das Getränk zu verschmähen begannen, da sie ein Bier aus Grüften nimmer trinken wollten und damit blieben auch die Wirthe aus. So gerieth die neue Herrschaft

immer mehr in Verfall und verkaufte endlich 1840 das Eiland an Herrn Paul Ludwig Maria, Grafen von Hunoldstein, Pair von Frankreich, welcher zu Paris seinen Wohnsitz hat. Von diesem Herrn ist vieles zur Verschönerung der Insel geschehen und sie ist jetzt ein reizender Aufenthalt. Mehr als sechshundert Tagwerke bilden ihre Fläche; davon sind über die Hälfte ein herrlicher Wald, von vielen Edelhirschen bewohnt, bei hundert Tagwerk üppige Felder, an zweihundert Tagwerk Wiesen.

Ein altes, noch immer frisch blühendes Herkommen ist es, daß auf dieser Insel am Pfingstmontage ein sehr lebendiges Volksfest gefeiert wird. Eigentlich und zunächst ist es ein Fest der Honoratioren; es versammeln sich nämlich an diesem Tage von vielen Meilen in der Runde die Gebildeten, als Beamte, Geistliche, Gutsbesitzer, Schullehrer, Bräumeister, Wirthe, mit Frauen und Töchtern, erlustiren sich in Ehren auf der grünen Wiese bei Saitenklang und Trompetenschall und fahren dann wieder fröhlich nach Hause. Zu diesem schönen Tage will ich hiemit alle meine Leser geladen haben, da jeder fröhliche Gast willkommen ist.

Seon und seine Umgebung.

Fahren wir aber nun auch über den See, und zwar auf dem Dampfboot, das ihn jetzt belebt, etwa nach Seebruck, wo die Alz ausfließt, im schönen Chiemgau, und gehen wir dann auf reizenden Waldpfaden landeinwärts nach Seon.

Seon? Liegt uns nicht ein Büchlein vor, welches den Titel führt: „Seon in Oberbayern, einst Schloß, dann Kloster, nun Kurort?“ Gewidmet ist es „Ihrer Majestät der Kaiserin Wittwe Donna Amalia von Brasilien“ (geb. Prinzessin von Leuchtenberg), Beherrscherin Seons und des nahegelegenen Schlosses zu Stein. Als Verfasser nennt sich in der Widmung Hr. Karl Siegert, Advocat, damals zu Trostberg, jetzt zu Traunstein, welcher da auch vieles von den frühesten Zeiten spricht und dabei von denselben Ansichten ausgeht, die er in den „Grundlagen zur ältesten Geschichte des bayerischen Hauptvolksstammes“ zu begründen gesucht. Welche wunderbare Zeit, in der wir leben, wo boisch-keltische Schriftsteller, denn der Verfasser gibt sich als solchen, transatlantischen Kaiserinnen ihre Forschungen über die Urgeschichte süddeutscher Stämme dediciren! Aber auch welche bürgerliche Zumuthung an die erhabene Fürstin, sich mit Urgeschichten zu beschäftigen? Wenn sie billig sein und

alle Stämme, die ihr nahe liegen, mit gleichem Wohlwollen umfassen, alle ihre Urgeschichten studiren wollte, von den Botocuden bis zu den Chiemgauern, welche Arbeit?

Indessen, wie dem auch sei, dem Chiemgau hat Karl Siegert seinen literarischen Stempel aufgedrückt. Umgänglich, liebenswürdig, belesen, wißbegierig und voll Vaterlandsliebe erbaute er in seiner Studirstube einen Herd für alle Strebsamen, für alle Patrioten, für alle Freunde der Geschichte. Vielfältig auf Reisen durch seinen Bezirk stöberte er manches Alterthum auf, rettete manches, das dem Untergange verfallen war und machte die Gleichgültigen aufmerksam, wie viel Großes sich einst auf ihrer Scholle zugetragen und wie achtbar die Denkmäler seien, die aus jenen Zeiten übergeblieben. In so viel Verdienst mischt sich nur eine kleine Schwäche; unser Siegert will nämlich kein Deutscher, kein Germane sein. Er folgt dem Hang der älteren bayerischen Forscher, die sich glücklich schätzten, ihre angeblichen Urväter, die Boier, aus Gallien und deren Namen aus dem dortigen Holzland (bois), ihrem früheren Wohnsitz ableiten zu dürfen. Daher treten wir hier bei jedem Schritt auf jene absonderlichen keltischen Etymologien, die unser Gewährsmann ausgesät und wenn wir Hand in Hand mit ihm das Land durchwandern, so begegnen uns lauter „Keltenschädel,“ nämlich bayerische Bauernköpfe, in denen aber unser Freund mit eigenem Tick irgend einen runenhaften Zug zu entdecken pflegt, der auf die Ursaßen der gallischen Wälder zurückdeutet. So erklärt er z. B. gleich unser Seon aus dem keltischen seunach, heilig, und folgert daraus, daß hier einst ein Heiligthum des keltischen Gottes Bid gewesen, während es doch auch eine ganz

annehmbare deutsche Deutung zuläßt, nämlich von seo,[1] was in unsrer alten Sprache See bedeutet.

Diese Deutung mahnt uns aber nicht zu vergessen, welches denn eigentlich die Lage von Seon ist.

Diese Lage hat nun auch manchem andern Forscher Anlaß zu Betrachtungen gegeben. So z. B. sagt Benno Feichtmaier, der ehemals Professor in dem Kloster gewesen, in seiner Introductio ad Annales Monasterii Seonensis: Als Gott sah, daß die Bosheit der Menschen groß war auf dieser Erde, so sprach er zu Noe: Baue dir eine Arche u. s. w. Und desselben gleichen beschloß auch unser seliger Stifter Aribo, als er die Sündhaftigkeit betrachtete, in welche das Menschengeschlecht wiederum gefallen war, eine Arche zu bauen und nicht allein seinen eigenen Haushalt darin aufzunehmen, sondern auch alle andern, welche die Gräuel der Welt verlassen und sich vor der Sündfluth der Sünde retten wollten. Dahero wandelte er seine Veste, genannt Burgili,[2] in ein Kloster um unter der Ordnung des heiligen Benedict und empfahl dasselbe dem Schutz des Märtyrers Lambertus. Das Stift wurde sofort Seon genannt, da die Buchstaben dieses Namens verkehrt sind aus dem Namen Noes (die dritte Ableitung auf zwei Seiten!) und das Kloster, welches die Arche darstellt, begann zu fluthen in der Mitte des Sees, eine Zufluchtsstätte für alle, welche sie zu suchen bemüht sein würden.

[1] Gen. sewes, Dat. pl. seon. Sobald die Urkunden deutsch werden, ist Sewen die gewöhnliche Form. Lateinisch schreibende ziehen das classisch klingende Seon, Seeon vor, was denn neuerer Zeit auch die amtliche Schreibart geworden. Die Landleute sprechen Sein.

[2] Deminutiv von Burg, gleichsam Bürglein.

Sonach bleibt denn nur noch zu bestätigen, was wir jetzt schon gehört haben, nämlich, daß das Kloster von einem lieblichen Buschwald umschattet, auf einer Insel zwischen zwei kleinen Seen liegt, gegen Mittag die Alpen, gegen die andern Himmelsgegenden anmuthige Hügel. Auf der einen Seite führt eine fahrbare Straße ans Land, auf der andern ein Steg. Aribo's Stiftung ist eingegangen im Sturm der Zeiten, aber noch sind ihre Gebäude eine Arche für manche sinnige Seelen, welche im Sommer der Sündhaftigkeit der großen Welt entfliehen und sich auf ihre Weise im Stillen erheitern wollen. Die Räume des Klosters sind freundlich, schön und zahlreich, so daß hier gar viele Leute ein behagliches Unterkommen finden. Was man aber da für reizende Geschichtchen erleben kann, das zeigt am Besten jener schon einmal angeführte Roman the Initials, welcher großentheils in Seon spielt und nicht undeutlich entnehmen läßt, wie sehr die geistreiche Verfasserin, welche mehr als einen Sommer hier zugebracht, mit diesem Aufenthalt zufrieden war.

Uebrigens gibt es hier noch allerlei zu bemerken, denn der Chiemgau ist überhaupt ein fetter historischer Boden. Ueber die verödeten Römerstraßen wollen wir nicht weitläufig werden, gleichwohl aber der alten Grabsteine, Meilenzeiger und Mosaikböden gedenken, die in der Gegend gefunden wurden. Zu Seon, auf dem Eiland, soll einst ein Heidentempel geblüht haben, dessen ehernes Modell noch zur Zeit der Klosteraufhebung in der Sacristei verwahrt wurde, seitdem aber verloren gegangen ist. Die Monumenta Boica geben eine Zeichnung desselben. Andere dagegen halten es für ein Abbild des Schlosses, das hier vor Gründung des Klosters gestanden und wieder

andere halten es weder für das eine noch das andere. Eine genaue Untersuchung der Sache müßte wohl Licht schaffen, doch hat sich meines Wissens die bayerische Kunstgeschichte mit dem Gegenstande noch nicht beschäftigt.

Seinem Büchlein über Seon hat Herr Siegert eine kurzgefaßte Historie des Chiemgaues eingeflochten, worin er viele Namen aus den mancherlei alten Grafengeschlechtern dieser Gegenden anzugeben weiß. Er erzählt dabei auch allerlei Geschichten, die außer Schenkungen an die Kirche wenig Erfreuliches, dagegen mancherlei Treubruch, Mord, Grausamkeit und andres Scheusliche enthalten, so daß wir sie hier nicht wiederholen wollen.

Was übrigens Seon betrifft, so fällt die Stiftung des Klosters ins Jahr 994. Ueber die Person des Stifters, der ein Pfalzgraf in Bayern gewesen, ist wenig bekannt. — Seine Mönchlein, stets mit Größerem beschäftigt, haben sich nie die Mühe gegeben, eine bescheidene Vita ihres Gutthäters zusammenzuschreiben und man weiß eigentlich nur, daß er bald darnach auf der Jagd von einem Büffelochsen erstoßen wurde. Die Celle ward dem heiligen Märtyrer Lampert geweiht, der einst Bischof zu Mastricht gewesen sein soll. Viele Verlegenheit bereitet es, daß Kaiser Otto III. in einem alten Freibrief für das Kloster anführt, die Gebeine dieses heiligen Bischofs seien voreinst bis an die Nachbarschaft des parthischen Volkes verbracht worden. Von Mastricht bis an die parthische Gränze ist nämlich ziemlich weit und daher die Erklärung schwierig. Siegert meint indeß — wohl nach älteren Quellen — da St. Lampertus der Hausheilige der Pipiniden gewesen, so habe Karl Martell die Gebeine desselben mit sich in die Araberkriege genommen, und diese dort etwa in der Gewalt der

Ungläubigen lassen müssen, worauf sie dann leicht ins vordere Asien, sowie auch an die parthische Gränze und, von einem Christen erworben, wieder nach Bayern gekommen sein möchten — eine Wanderung, die freilich noch heut zu Tage bei dem so sehr erleichterten Verkehr fast an das Wunderbare grenzen würde, indessen bei heiligen Gebeinen wohl möglich ist.

Sonst verlauft die Geschichte des Stiftes in lieblichem Frieden. Seine Historiker berichten meist nur von Schenkungen und Freiheiten, die es erhalten, von edlen Helden und vornehmen Frauen, die da die ewige Ruhe gesucht. Eine traurige Nachricht ist es, daß 1561 das ganze Kloster und somit auch das Archiv durch eine Feuersbrunst in Asche gelegt wurde. Dabei verbrannte eine ungezählte Zahl der schätzbarsten Urkunden. In den letzten Jahrhunderten hat man sich übrigens zu Seon auch mit den Wissenschaften beschäftigt und eine ziemliche Anzahl der Klosterherren trat als Schriftsteller über Weltweisheit und Gottesgelahrtheit auf. Unter dem Abte Rufinus Mayr († 1753) war es so weit gekommen, daß die Seoner Jahrbücher behaupten konnten, man treffe da jetzt eben so viele Apollines als Religiosen an. Derselbe Abt, der uns durch seinen Eifer für ernste Studien ehrwürdig, ist dadurch auch liebenswerth geworden für alle Zeiten, daß er den schön gelegenen Sommerkeller über dem See am Weinberg erbaute, wo die Kurgäste seinem Andenken noch oft eine Libation darbringen. Außer den Wissenschaften betrieb man aber im letzten Jahrhundert mit besonderer Liebe auch die edle Musika und es wird sogar behauptet, Haydn und Mozart hätten sich hier bei den kunstsinnigen Benedictinern, unter denen sie Verwandte gezählt, öfter

und längere Zeit mit des Abtes voller Zustimmung aufgehalten. Zumal Mozart, will man wissen, habe in der Klosterkirche häufig die Orgel gespielt und sich hier überhaupt in der Theorie der Tonkunst ausgebildet.

Viel Schönes bietet die Kirche dar. Außer den neuen gothischen Altären und dem romanischen Portale sind in der Halle des Eingangs auch manche alte Grabmäler zu betrachten. Vor allen fällt da jenes des Pfalzgrafen Aribo, des Stifters auf, ein großer rothmarmorner Sarkophag, auf dessen Deckel die mächtige Gestalt desselben ruht, umgeben von verschiedenen kleineren Figuren und mancherlei Wappenschildern. Dieses Denkmal hat lange nach Aribo's Tod Abt Simon Farcher 1440, als ein schönes Zeichen seiner Dankbarkeit errichten lassen; die Zeichnung dazu soll er selbst gefertigt haben.

An den Wänden rechts und links stehen die Grabsteine von neun Aebten, mit ihren Gestalten, welche lebensgroß, und zum Theil mit vieler Kunst angelegt und gemeißelt sind. Unter diesen Steinen ist auch einer, der die metrische Grabschrift des Abtes Martin, welcher 1549 gestorben, in fünf lateinischen Distichen enthält. Letztere scheinen übrigens anzudeuten, daß in diesem Benedictinerstifte trotz seiner vielgerühmten Gelehrsamkeit die Lehre von der lateinischen Prosodie zeitweise ganz abhanden zu kommen pflegte.[1]

Außerdem sind noch allenthalben in der Kirche, auf dem Boden, an den Wänden, im Kreuzgange mancherlei Grabsteine und darunter sehr schöne zu sehen.

[1] Z. B.:
Hanc tu qui transis fonte proluito sancto
Tumbam pacifice et, umbra quiesce, dicas.

Viele sind leider ganz abgetreten und unkenntlich geworden. Die Ritter, die in der Umgegend ihre Burgen hatten, wie die Laiminger, die Rohrdorfer, die Kienberger, hatten in der Klosterkirche ihr Begräbniß. Auch das Wappen des Klosters, ein rothes Seerosenblatt in weißem Feld, ist öfter zu finden. Das Seerosenblatt spielt in der Heraldik der oberbayerischen Seegelände eine bedeutende Rolle, fast wie der Steinbock in den Wappen der Tiroler und Graubündner. Seon, Chiemsee, Tegernsee haben es als ihr Zeichen gewählt und auch die edlen Geschlechter im Gau nahmen das schöne Laub sehr gerne auf in ihre Schilde.

Nun noch ein paar Worte von dem Bade und dessen jetzigem Bestande. Das Wasser, erzählt uns Siegert, war zur Zeit des Klosters nicht unbeachtet, doch hielten die Mönche seine Heilkraft geheim, da sie wegen der Clausur keine Gäste aufnehmen konnten. Nach der Aufhebung wurde die Quelle verschüttet und ganz vergessen. Nun war aber ein alter gichtbrüchiger Taglöhner in der Gegend, der weder Hand noch Fuß mehr rühren konnte, und dieser erinnerte sich an das Wässerlein, bat auch den damaligen Wirth, er möge ihn zu seinem Gebrauch darnach suchen lassen. Also fand sich die Quelle in dem Schutte, und da der Taglöhner nach kurzer Kur auch seine Glieder wieder gelenkig fand, so stellte sich bald großes Zutrauen ein und es kam der Brunnen wenigstens in der Umgegend zu vielem Ansehen. Indessen waren die Einrichtungen anfangs sehr ärmlich, bis die Kaiserin Amalia die Herrschaft Seon erwarb (1852) und dann auf den Vorschlag ihres Administrationsrathes, Adolf Otto, die Hand großmüthig aufthat, um die geräumigen, aber verkom-

menen, halbwegs abgebrochenen Gebäude wieder herstellen und nach den Bedürfnissen eines Bades der Neuzeit einrichten zu lassen. Dabei wurde auch in mannichfacher Art für Reiz und Schönheit gesorgt, der Garten umgestaltet, mit Sommerhäuschen, Ruhebänken, neuen Spaziergängen ausgestattet u. s. w. Jetzt gehört dieser Kurort jedenfalls zu den Anstalten der besten bayerischen Art, wo der theure Luxus verbannt, aber alles behaglich und billig ist.

Was die Freuden des Badelebens aber wesentlich erhöht, das ist die schöne Umgebung, die herrliche Aussicht ins Gebirge, welche die Höhen der Nachbarschaft allenthalben bieten, die Nähe des Chiemsees, der Verkehr mit den volkreichen Ortschaften Altenmarkt, Stein, Trostberg — wie das alles unser Siegert mit seinem dichterischen Gefühl treffend zu schildern weiß.

Haben wir nun etliche Wochen hier in glücklichem Stillleben verbracht, so ziehen wir auch wieder weiter, hinüber an die schönen Gestade der Alz. Dieser Strom ist der Abfluß des Chiemsees und stürzt sich nach einem zwölfstündigen Laufe in den Inn. Die Mönche latinisirten seinen Namen in Altisona, die Tiefrauschende, was zwar schön klingt, doch kaum recht paßt, da das Gewässer, „der reinste und schönste der Flüsse,“ sanft und mild und ohne Lärmen dahinrinnt. Es fließt zum größten Theile in einem schmalen Thale, das schön bewaldete Hügel umsäumen. Die Ufer bieten in dieser Gegend dem Liebhaber historischer Merkwürdigkeiten manche leckere Ausbeute, dem sinnigen Naturfreund vielen würdigen Genuß.

Der erste Ort, der uns begegnet, ist Baumburg auf seiner Höhe, jetzt ein aufgehobenes Kloster, vor

vielen Jahrhunderten eine Burg, in alten Zeiten Poumpurch genannt und geschrieben, wie man eben für unser jetziges Baum damals Poum sprach. Deßwegen wird der Name auch von der kühleren Schule aus Baum und Burg gedeutet, während doch Siegert die erste Hälfte aus keltisch buan, lang, erklären will.

Ueber die Stiftung des Klosters ist uns im zweiten Theil der Boischen Monumente eine ausführliche Geschichte überliefert, welche sich in Kürze folgendermaßen wiedergeben läßt:

Es war zu Markwartstein ein edler Graf, des Namens Markwart, welcher mit einer eben so edlen Wittwe, deren zwei Söhne schon erwachsen waren, einen unerlaubten Umgang unterhielt. Zur selben Zeit lebte in diesem Landstriche auch der edle Graf Kuno von Frontenhausen, der an Adel und Geschlecht so wie an Macht und Reichthum über alle Herren des Bayerlandes emporragte. Dieser hatte eine Tochter, Adelheid, von der sanftesten Gemüthsart, ein Mädchen von wunderbarer Schönheit, so daß sie unter den auserlesensten Frauen des Landes weitaus als die herrlichste erschien. Graf Markwart nun hatte mit Kuno von Frontenhausen lange Jahre hindurch in Feindschaft gelebt und da er ihm an Macht nicht gewachsen war, vielerlei Unbill ungerochen ertragen müssen. So schien es ihm endlich weiser, sich mit dem Widersacher zu versöhnen, als den ungleichen Kampf länger fortzuführen. Jenes geschah denn auch und es gelang ihm bald, dem mächtigen Herrn gar lieb und theuer zu werden, vor allem durch seine Trefflichkeit in kriegerischen Uebungen. „Da nun durch diese, sagt der indiscrete Mönch des zwölften Jahrhunderts, die feuersprühenden Herzen der Jungfrauen,

die sich nach des Mannes Umgang sehnen, am meisten entzündet werden, so traf es sich, daß auch der schönen Tochter Seele sich seiner Liebe willig zuneigte.“ Von dem strengen Vater war aber keine Zustimmung zu erwarten und so flüchtete das liebende Paar nach Markwartstein. Kuno von Frontenhausen hielt zwar nicht für gut, seinen Schwiegersohn zu verfolgen, enterbte aber seine leichtsinnige Tochter. Indessen waren kaum zwei Monate entflohen, als die Söhne der erstgedachten Edelfrau, um Markwarts Treulosigkeit zu rächen, ihn eines Tages im Freien überfielen und zum Tode verwundeten. Da vermachte der Sterbende noch im letzten Augenblick alle seine Habe und sein Gut der geliebten Frau mit dem Geheiß jedoch, daß sie daraus nach seinem Scheiden, so schnell als möglich, ein Kloster zu Ehren der heiligen Margaretha stiften und begaben solle.

Adelheid, die schöne Frau, schritt aber schneller zu einer andern Heirath als zur aufgetragenen Stiftung, reichte ihre Hand dem Grafen Ulrich (man weiß nicht recht, ob von Vohburg, Passau, Pictavien oder von Pütten), den man wegen seines Reichthums den Vielreich nannte und als auch dieser dahingegangen, wurde sie in dritter Ehe die Gemahlin des Grafen Berengar von Sulzbach. Doch als sie in eine Krankheit fiel, die ihren nahen Tod verkündete, gedachte sie wieder lebhafter der Pflichten, die ihr einst der sterbende Markwart auferlegt, und bat unter vielen Thränen ihren Herrn, nunmehr den letzten Gedanken ihres ersten Gatten auszuführen. Dieser versprach ihr sofort, wie sie es verlangte, daß er ihren Leichnam nicht eher in die Gruft senken werde, ehe denn das Kloster gestiftet sei und bekräftigte solches auch eidlich mit zwölf seiner Dienstmannen.

Als aber Frau Adelheid gestorben, dachte auch Herr Berengar, es habe gute Wege, ließ ihren Leichnam in sein Bethäuslein zu Sulzbach stellen und einstweilen mit etwas Erdreich überdecken. So stand er zwölf Jahre lang in der Schloßkapelle, bis die Dienstmannen, welche damals den Eid geleistet, immer ernstlicher in ihren Herren drangen, worauf dann dieser nachgebend, sein Gelübde löste, das Kloster Baumburg zu Ehren der heiligen Margaretha für Augustinermönche erbaute und seine Gemahlin dort begrub. Dieß geschah am Anfang des zwölften Jahrhunderts. Adelheids später errichteter Grabstein ist dort noch zu sehen. Auch viel andres edles Volk ist da begraben — so die drei Grafen, welche Adelheids Ehemänner gewesen und etliche von den Ortenburgern, als diese noch Pfalzgrafen in Bayern, Markgrafen zu Istrien und zu Kraiburg, auch Schirmvögte des neuen Stiftes waren. Freilich reichte ihr Schutz gar oft nicht aus, um das Gotteshaus und die frommen Brüder auch nur vor den Gewaltthätigkeiten ihrer eigenen Lehensleute zu schirmen. Das Kloster stand immer in enger Freundschaft zu Berchtesgaden, welches ja zur selben Zeit gleichfalls von Graf Berengar zu Sulzbach gestiftet worden war. In beiden ward es später Satzung, daß Mönch nur werden konnte, wer von altem ritterlichem Geschlechte war. Baumburg hat diesen adelichen Sinn jedoch schon vor zwei Jahrhunderten aufgegeben, Berchtesgaden ihn aber bis in seine letzten Tage erhalten.

Die jetzige Kirche ist nicht aus den alten Zeiten, sondern im vorigen Jahrhundert auf der Stelle der alten neu erbaut. Die Grabkapelle der Törringer aus dem Jahre 1383 und der Kreuzgang enthält manchen schönen

Grabstein. Das Gartenhaus im ehemaligen Klostergarten wird gerühmt wegen der schönen Ansicht des vordern Landes und des Gebirgs.

Das Volk aber spricht noch jetzt zuweilen von jener schönen Frau, deren kurze Liebe Herr Markwart so theuer büßen mußte. Noch heißt es, „die Pfalzgräfin“ schwebe zuweilen nächtlich über Menschen und Rosse hin und bestreiche sie mit ihrem langen grauen Gewande.

Gar nicht weit von Baumburg liegt Altenmarkt, ein Ort, der ein schönes Alter, aber sonst nichts Bedeutendes aufzuweisen hat. Doch wollen wir an des Herrn Brauers und Gutsbesitzers Niggl berühmtem Sommerkeller nicht schweigend vorübergehen. Es liegt derselbe an der Alz, an einer der wenigen Stellen, wo sie den Namen Altisona verdient, da sie hier einen hübschen Wasserfall bildet, und ist allen Chiemgauern besonders werth, weil sie oft an schönen Sommertagen aus stundenweiter Entfernung sich hier zusammen finden, um ihre Ideen auszutauschen, zu trinken und zu singen.

Halbes Stündchen noch und wir reiten ein in die Burg zu Stein.

Es trifft sich hier, daß der Höhenzug, welcher auf der rechten Seite die Traun begleitet, in einer steilen Wand von Nagelflue abbricht. In ungewissen Zeiten erstand nun oben über dem Abgrund eine Burg; unter dieser eine zweite, sehr eigenthümliche, da die Höhlen, welche hier in den Stein eingehen, mit Mauern verkleidet und so zu Felsengemächern umgestaltet, auch durch unterirdische Gänge mit dem obern Schlosse in Verbindung gesetzt wurden. Unter beiden erhob sich dann noch eine dritte Veste, die auf ebenem Boden stand, mit Gräben, Ringmauern und Thürmen wohl

bewehrt war und mit der Felsenburg der Mitte durch Zugbrücken einen lebhaften Verkehr unterhalten konnte. Das Ganze zusammen hieß der Stein; a Lapide nannten sich auf lateinisch seine Besitzer.

Die beiden obern Vesten sind fast jetzt noch, wie sie ehemals gewesen, die unterste aber hat ihre drohenden Werke abgethan, dem Ritterthum vollständig Valet gesagt und ist ein modernes Schloß geworden, welches seit 1845 der Kaiserin Wittwe von Brasilien, Donna Amalia, gehört und ihr zum Sommeraufenthalte dient, wenn sie zuweilen eine Jahreszeit in ihrer bayerischen Heimath zubringt.

Als den Stifter des alten Burggemäuers und der unterirdischen Gemächer denkt sich übrigens der gemeine Mann den verschrienen Heinz von Stein, eine Art bayrischen Blaubarts und bösen Raubritter, der das sechste Gebot vielfach und muthwillig umgangen und zahllose Mädchen aus dem Chiemgau nach gebüßter Lust in den finstern Felsenhöhlen dem gewaltsamen Tod übergeben haben soll, bis er zuletzt von einem wilden Sprossen einer wilden Liebe ermordet worden sei. Auch zeigt man noch den Sattel, auf dem das Ungethüm geritten, die Bettstatt, in der es geruht, den Dolch, mit dem es erstochen worden und selbst sein Conterfei mit zwei hervorstehenden Eberzähnen. Hr. Ernest Geiß, der geschichtskundige Beneficiat, hat diese Sage endlich historisch aufgeklärt, indem er durch seine Forschung als den gemeinten einen Ritter Heinrich von Törring, Herrn zu Stein herausfand, der im dreizehnten Jahrhundert die Baumburger Klosterleute lang und arg bedrückt und darum in der Ueberlieferung auch mancherlei Unthaten seiner Vorfahren habe auf sich nehmen müssen. Die Aechtheit

von Conterfei, Sattel, Bettstatt und Dolch hat übrigens vor dieser Untersuchung nicht Stich gehalten und auch die unglücklichen Mädchen haben dabei allen historischen Werth verloren. Uns aber laßt dem grundgütigen Himmel danken, daß die bayerische Geschichte endlich von jenem Scheusal befreit worden ist!

Nicht vergessen wollen wir hier einen uralten Brauch, den großen Ausritt nämlich, welcher jährlich am St. Georgentage gefeiert wird. Es sammeln sich da beim Schlosse nach der Frühmesse gegen hundert Reiter, jeder mit zwei Rossen, worauf sich dann die prangende Cavalcade nach St. Georgen, einer Kirche, die eine halbe Stunde entlegen ist, in Bewegung setzt. Allen voran reiten geschmückte Postillone und schmetternde Trompeter, auch mehrere in Engelstracht gekleidete Bauernbübchen, hinter diesen der ritterliche Heilige selbst auf dem besten Schimmel der Gegend, in Panzer und Helm mit wallenden Federn, in großen Reiterstiefeln mit funkelnden Sporen. Auf dem Ehrenplatze an seiner Seite reitet auch der Priester im weißen Chorrock. In früheren Zeiten folgte dann die würdige Gutsherrschaft von Stein, ebenfalls zu Pferde, aber Donna Amalia betrachtet den Zug viel lieber vom Balkone aus und an ihrer Stelle trabt jetzt ein herrschaftlicher Beamter, oder ein Mitglied des Landgerichts. Zu St. Georgen kommt die Klerisei den reisigen Wallfahrern mit dem hochwürdigen Gute entgegen. Diese streben dann einer alten Linde zu, wo der Pfarrer vorerst allen Erschienenen den Segen ertheilt und die frommen Reiter, welche im Galopp an ihm vorübersprengen, mit Weihwasser bespritzt. Hierauf folgt ein feierlicher Gottesdienst und dann verliert sich die Andacht mit ziemlicher Schnelligkeit, da alles

im Freien zu zechen anhebt, Reiterkünsten obliegt oder auch lebhaften Roßhandel treibt und andern Lebensfreuden nachgeht. Wie die Mythologen und wohl mit Recht annehmen, ist dieser Reiterzug der Nachkömmling eines altheidnischen Sommeropferfestes, wie sich denn die gleiche Feier auch noch zu Kötzting im bayerischen Walde und mehreren andern Orten erhalten hat.

Da die Straße von Stein nach Traunstein nichts Erhebliches bietet, so wollen wir uns lieber noch ein wenig an der Alz und in der Seoner Gegend zerstreuen, zunächst aber unsern Blick auf Trostberg richten.

Man erreicht diesen geselligen und sehr musikalischen Markt und Landgerichtssitz, wenn man von Altenmarkt ein kleines Stündchen in Altisona's schönem Thale, dem Tempe des Chiemgaus, hinunterwandelt. Der Ort ist in langer, aber schmaler Zeile an die Höhe hingebaut, auf welcher ehemals die Veste Trosperg (Trozzeburge) stand, die nun bis auf einen Thurm und das Bethäuslein weggerissen ist. In dem Markte waltet auch ein Ortsverschönerungsverein, welcher an dem Berge recht hübsche Anlagen geschaffen hat. Hier weilte, wie schon oben angedeutet, unser Karl Siegert so manches Jahr und baute sich an der Halde des Schloßbergs ein wohnlich Haus, aus dessen Fenstern er eine weite Umschau über die Landschaft und die Berge genoß. Er liebte die Gegend und die Leute und war immer voran, wenn für feinere Geselligkeit, für literarische Bildung etwas Rühmliches geschehen sollte. Besonders gerne stieg er Abends empor zu einer Höhe, nicht ferne von dem Schlosse, aber noch erhabener als dieses, „woselbst der Blick die ganze Gebirgskette vom Traunstein am Gmundnersee bis in die Allgäuer Alpen beherrscht und ein

köstlicher Vordergrund, das Alzthal, im Mittel Altenmarkt und darüber das herrliche Kloster Baumburg, das großartige Bild verschönert.“ Noch nennt das Volk diese erhabene Stelle die Siegertshöhe. Da saß er oft träumend und dachte an die großen Herrengeschlechter des Chiemgaus, an die Aribone und Sibotone und Chadalohe, deren Stammbäumen er so viel Fleiß gewidmet, vor allem aber an das uralte, verschollene Haus der Trozza,[1] das er erst in unserer Zeit wieder zu ungeahnter Würde und Macht emporgehoben hat. Auch den Namen Trozzeburg leitet er von diesen alten Fürstenhäuptern ab, denen er da ihre Residenz anweist, obgleich es noch sehr zweifelhaft ist, ob jener Name nicht eben so gut aus dem gewöhnlichen Trotz, und Trozzeburg als Trutzveste zu erklären sein dürfte.

Wenn man von Seon an die Landstraße hinausgeht, welche von Wasserburg nach Altenmarkt führt, so begegnet man dem Dörfchen Rabenden, dessen kleine Kirche zwei alte gothische Altäre von besonderer Schönheit schmücken. Auch ein wohlerhaltener Römerstein ist dort zu sehen.

Weiter gegen Abend in der Mitte zwischen Seon und Wasserburg auf einer Anhöhe liegt das alterthümliche Schloß Amerang, ehemals mit dreifachen Gräben umzogen,[2] innerlich mit einem schönen Burghof geziert, dessen Bauart an Italien mahnt, wahrscheinlich auch

[1] Siehe oben S. 132.

[2] Deßwegen auch der Name nach Siegert vom kelt. amar, Graben und ang, groß. Die deutsche Deutung ist folgende: Amerang heißt in ältern Urkunden Amerwang, wang ist in der frühern Sprache Feld, amer ist Korn — also Kornfeld. (Schmeller.)

von den wälschen Besitzern ausgeht, deren wir gleich gedenken wollen.

Hier saßen einst die ritterlichen Laiminger, deren letzter, Georg Christoph, 1526 starb und in der Kirche einen sehenswerthen Grabstein hat. Die Erbtochter Margaretha reichte ihre Hand dem Herrn Johann von der Leiter, und so fielen diesem Schloß und Herrschaft zu. Die Herren von der Leiter waren, wie der verstorbene Freiherr Wilhelm von Gumppenberg-Wallenburg im oberbayerischen Archive neuerdings dargethan, die letzten Sprossen des Can Grande della Scala, der einst zu Verona geherrscht hat. In dieser Stadt bei Santa Maria Antica stehen bekanntlich noch die Grabmäler des mächtigen Geschlechts aus dem vierzehnten Jahrhundert, die leider schöner sind, als jene, welche die deutsche Nation damals ihren Kaisern errichtete. Aus Italien vertrieben (1387) übersetzten die Scaliger ihren Namen ins Deutsche, fuhren auch fort sich „Herren von Bern und Vincenz" zu nennen und lebten noch mehrere Menschenalter in den Ländern an der Isar und dem Inn. In den letzten Jahrzehenten seiner Herrschaft zu Verona war das Geschlecht zwar allen denkbaren Gräueln und Schändlichkeiten verfallen, aber nachdem es sich in die reinen bayerischen Lüfte verpflanzt hatte, nahm es wieder einen ganz ehrenwerthen Charakter an und erwarb sich, wie es scheint, sogar noch erhebliche Verdienste um unser engeres Vaterland. Als nämlich Herzog Heinrich von Landshut noch ein junger Taugenichts war (1408) und kein Geld mehr hatte, da seine adelichen Räthe während seiner Minderjährigkeit eine liederliche Wirthschaft geführt, als er den Landshutern eine Steuer auflegte, diese ihre Freibriefe wiesen und sich weigerten,

dann bei Dietrich Reckel an der Stadtmauer heimlich zusammenkamen, des Bürgers junge Frau aber dem jungen Ebran von Wildenberg die Versammlung verrieth, dieser das Hofgesinde holte und die Bürger fing, die regierenden Räthe sofort, während der Herzog fröhlich zum Turnier nach Regensburg ritt, den Verschwornen die Augen ausstechen, das Haupt abschlagen ließen und dergleichen — als dieß Alles geschehen war, erhob sich die öffentliche Klage des Landes so mächtig, daß Heinrich in sich ging, die Räthe verjagte, sein Land verließ und als Ritter des deutschen Ordens um gewöhnlichen Sold mehrere Jahre gegen Litthauer und Polen focht. Die Verwaltung seines leeren Schatzes hatte er aber einem treuen und klugen Priester übergeben, welcher, als der Herzog zurückkam, die Schulden bezahlt und das Verpfändete eingelöst hatte. Man hielt es nicht der Mühe werth, des braven Mannes Namen zu bewahren, aber heutiges Tages meint man, es sei Nicodemus von der Leiter gewesen, welcher später Bischof von Freising geworden. Paul von der Leiter war herzoglicher Pfleger zu Kelheim, Wilhelm verwaltete dasselbe Amt zu Wasserburg. Das Geschlecht erlosch im Jahr 1598 mit Hans Dietrich von der Leiter, der als Gutsbesitzer zu Amerang starb. Auch sein Gedächtniß bewahrt ein schöner Grabstein in der Kirche daselbst, auf welchem er in seiner Rüstung, ein Banner tragend, abgebildet ist. Uebrigens verging das Geschlecht in derselben Gegend, wo es aufgekommen. Schon Aventin hat erzählt, daß im zwölften Jahrhundert zwei Herrn von Schalla, einer Burg im jetzigen Unterösterreich, aus dem Stamm der Grafen von Burghausen, sich in Verona angesiedelt, dabei ihren Namen geändert und sich della Scala genannt haben.

Freiherr von Gumppenberg fand manches, was diese Angabe bestätigt. Von den Scaligern kam übrigens Amerang durch Heirath der Erbtochter an die Grafen von Lamberg und von diesen wieder durch eine einzige Tochter an Max von Crailsheim, einen Freiherrn, der vielen Sinn und Eifer für geschichtliche Studien an den Tag legt.

Was hohe Ritterschaft und alte Grafen betrifft, ist übrigens schon oben angedeutet, daß diese Gegend, zwischen Inn und Salzach nämlich, ganz besonders damit gesegnet war. Im Westerland füllt die Gauen gegen das Gebirge hin, nachdem die lechrainischen Welfen weggestorben, fast einzig das Gestirn der Andechser aus mit seinem Glanze. Im Osterland zwischen Isar und Inn sind nur die Grafen von Vallei und jene von Falkenstein zu erwähnen; weiter gegen Aufgang aber um die schönen Gestade des Chiemsees bietet sich unsern Augen eine ganze Milchstraße von alten hochgräflichen Sternen dar. Da blühten die etwas geisterhaften Aribone, zumal der zu Burgili oder Seon, ungewiß welchen Stammes, jedenfalls sehr vornehm, die Chiemgauer Grafen unter den mannichfachsten Etiketten, dann die famosen Ortenburger, Herzoge in Kärnthen, Markgrafen in Istrien, Pfalzgrafen in Bayern, später zu Kraiburg seßhaft, die Grafen von Liebenau aus demselben oder einem andern Geblüte,[1] die Grafen von Megling-Frontenhausen, angeblich Enkel und Nachfolger der Aribone

[1] Wenn wir in solchen Stücken etwas zweideutig und unsicher sind, so ist's kein Wunder, da man bei jedem Forscher andere Angaben findet.

zu Seon, mit ihren Herrschaften von der Donau bis nach Neubeuern heraufreichend, ebenso die schon genannten Falkensteiner, die auch mächtig über den Inn herüberragten und lange Zeit zu Hademarsberg ansäßig waren, die Berengare von Sulzbach im Nordgau, Herren zu Berchtesgaden, die früh verbleichenden Markwartsteiner, die Wasserburger, die Burghauser, die vielgenannten Hallgrafen zu Plain und Peilstein im Salzlande und noch manche andre mehr, die nur hie und da in einer Urkunde mit großer Vornehmheit auftauchen, um wieder zu verschwinden, ohne daß man weiß, woher und wohin sie gekommen.

Mit dem dreizehnten Jahrhundert kam aber ein großes Sterben über den bayerischen Hochadel und es ist dann das ganze Wesen plötzlich wie weggeblasen. Gleichsam als wäre es verabredet, gingen damals in zwei drei Menschenaltern alle jene Familien von dieser Bühne, auf der dann nichts mehr übrig blieb als die Landesherzoge, umgeben von kleiner, neuerer Ritterschaft.

Die Helden schlafen — all ihr Schall und Schein
Wie stumm und dunkel unterm Leichenstein!
Die Helden schlafen — rostend hangt ihr Schwert
Mit Schild und Helm und Fahnen ehrenwerth.
Frisch wirkt die Motte drein und webt der Wurm,
Kalt braust vorbei des Tages wilder Sturm.

E. M. Arndt.

Uebrigens — so glänzend jene halbmythische Heroenzeit dem ritterlustigen Leser in den bayerischen Geschichtsbüchern auch erscheinen mag — zumal in dem archaistischen Style beschrieben, welchen nach Johannes von Müller Heinrich Zschokke bei uns eingeführt und den ich

selbst gerne nachahme, bei näherem Zusehen stellt sich doch heraus, daß sie für uns späte Epigonen nichts weiter ist, als ein schemenhaftes Gewimmel wohlklingender, aber bedeutungsloser Namen. Wer es nicht selbst erfahren, der glaubt es kaum, wie wenig zuletzt von der Persönlichkeit dieser Helden übrig bleibt. Wir haben zwar die Stammtafeln, welche die neuern Forscher, oft unsicher tappend, zusammengestellt, allein sie geben fast nichts als die Namen. Ja, eigentlich ist kaum von einem dieser Häuptlinge mit Bestimmtheit ausgemacht, ob er er selbst, sein Vater, sein Sohn, sein Bruder, sein Neffe oder Geschwisterkind gewesen. Wäre aber auch dieser üble Umstand nicht, so lebte damals kein Stieler, um die hohen Herrn zu malen, kein Halbig, um sie in Stein zu hauen, kein Hanfstängl, um sie wenigstens durch schöne Photographien auf die neugierige Nachwelt zu bringen. So weiß man nicht, ob z. B. der berühmte Isengrim, Herr zu Zeitlarn, der angebliche Ur- und Erzvater der Chiemgauer Grafen, klein oder groß, hager wie Cassius oder feist wie Fallstaff gewesen, oder ob er, wie Lasaulx von Sokrates nachweist, nicht etwa gar einen größeren Bauch hatte, als sich ziemt. Eben so wenig ist aber von ihrem Charakter und ihrer Lebensweise bekannt — kein Mensch kann sagen, ob Herr Friedrich Graf von Peilstein, ob Markgraf Engelbert zu Kraiburg von milder und versöhnlicher oder von rauher und feindseliger Gemüthsart gewesen, ob sie früh aufgestanden oder lieber lang zu Bett gelegen, ob sie gut Schach gespielt oder besser gekegelt oder welche noble Passionen sie sonst betrieben haben. Von den meisten weiß man nicht mehr, als daß sie gerne Schankungen gemacht, nämlich an die Klöster, und darüber setzten

dann die Mönche ihre Urkunden auf, welche jetzt die Monumenta Boica füllen. Aber auch hier herrscht oft ein auffallender Laconismus. Quidam Comes nobilitate insignis nobis tradidit mansum — „Ein gewisser Graf von ausgezeichnetem Adel schenkte uns einen Hof" — schreiben die Mönche in ihren Urkunden öfter mit plebeischer Sorglosigkeit, deutlich anzeigend, daß auch ihnen, wie so vielen andern Menschen mehr an dem Geschenke lag als an dem Schenker. Die übrigen Thaten der erlauchten Wohlthäter zu notiren, fanden damals die Schriftverständigen nicht der Mühe werth — nur in den Todtenbüchern wurden jene noch unter ihrem Sterbetage eingetragen, allenfalls mit einer Bemerkung, welche die Bedeutung betrifft, die der Hochselige für das Kloster gehabt, so daß die ganze Notiz etwa lautet: Aribo Comes qui multum nobis tradidit — „Graf Aribo, der uns viel geschenkt hat" — weiter nichts! Oft findet sich nur der Monatstag, nicht einmal das Jahr des Todes, gleich als ob dem müden Schreiber die Feder entfallen wäre, ehe er die überlästige, so mühsame Jahreszahl hinzufügen konnte. Selten, daß es gelingt, das Bild aus andern Quellen ums Kennen vollständiger zu machen und es ist schon ein reicher Fund und eine große Freude für den Geschichtschreiber, wenn er z. B. erzählen kann, daß Graf Sieghard von Burghausen (1104) zu Regensburg in einer Emeute erschlagen oder Graf Siboto von Falkenstein (1249) zu Burghausen im Gefängniß gestorben sei. Uebrigens ist ohnedem bekannt, daß diese edlen Herren, wenn sie nicht eben schenkten oder glücklicher Weise im gelobten Lande oder auf Römerfahrten waren, zumeist im engern Vaterlande ihren ritterlichen Fehden oblagen, welche in neuern

Romanen beschrieben sehr angenehm zu lesen sind, aber damals leider die Folge hatten, daß die Ernten verwüstet, die Bauern erschlagen, die Weiber geschändet und die Höfe verbrannt wurden. Daß das edle Gethier in solchen Fällen auch mitunter sein eignes Leben lassen mußte, zeigt der in den Todtenbüchern häufige Zusatz: occisus est.

„Die Helden schlafen unterm Leichenstein“ vergessen und verschollen, ja so wunderlich haben sich die Zeiten gedreht, daß jetzt von dieser Mönchs- und Ritterwirthschaft im Volke fast kein Gedenken mehr übrig ist und daß ein ehrlicher Landtagsabgeordneter vom dritten Stande, selbst aus Ober- oder Niederbayern, der für milde Steuern und gute Gesetze sorgt und der Regierung allenfallsige Vorurtheile zu benehmen sucht, heutiges Tages mehr Bedeutendes wirken kann und einer dauerhafteren Anerkennung für alle Zeiten entgegensieht, als weiland Graf Friedrich von Peilstein und Markgraf Engelbert zu Kraiburg, trotz aller ihrer Burgen und Vasallen, trotz aller Mönche und Prälaten.

Die Thäler im Süden des Chiemsees.

Es mag jetzt an der Zeit sein, die Gegenden im Süden des Chiemsees, die Thäler der Prien, der Achen und des Miesenbachs zu verfolgen. Wir beginnen die Wanderung an der rechten Seite des Inns, gegenüber von Brannenburg, an welchem wir schon früher vorbeigekommen.

Von Tausenden, die auf der Straße oder jetzt auf der Eisenbahn jenseits des Stroms vorüber ziehen, wegen seiner schönen Lage bewundert und doch von Reisenden nur selten betreten, ganz außerhalb der gewöhnlichen Wege und Stege liegt dort der alte Markt Neubeuern,[1] zwei Stunden oberhalb Rosenheim, am Anfang des Gebirges, auf einem felsigen Vorsprung der Uferhöhen. Es ist ein stiller Ort — der Hauptplatz stellt sich eigentlich als ein Grasfleck dar, durch welchen ein Fahrweg

[1] Die vielen Beuern, wie Benediktbeuern, Michelbeuern, Kaufbeuern, Blaubeuern u. s. w. leiten sich aus dem abd. bur, Dat. Pl. buron ab. Dieß Wort, das von bauen stammt, bedeutet Bau, Wohnung. Andre haben an die Buri, ein altgermanisches Volk gedacht, welches hinter den Quaden an der Weichsel saß und später diese verschiedenen Beuern gegründet haben soll, was aber ganz irrig.

und etliche Fußpfade führen — um diesen stehen eine Kirche und etwa zwanzig, nicht sehr ansehnliche Häuser; aber es trifft sich selten, daß ein Mensch gesehen wird, der da aus- oder eingeht. Ueber dem Markte erhebt sich auf einem mächtigen, rothbraunen, mit grünem Buschwerk überzogenen Felsen das große, wohlerhaltene Schloß, dessen weithinsichtbares Wahrzeichen ein einzelnstehender, viereckiger, sehr alter, angeblich römischer Thurm ist. Die Aussicht von seiner Höhe über den zwischen zahlreichen Eilanden dahinströmenden Inn, auf die Gegend von Brannenburg und Falkenstein, über das ganze umliegende Gebirge und bis weit nach Tirol hinein ist herrlich. Ein Theil von Neubeuern, der „alte Markt,“ etwa fünfzig Häuser, liegt im Baumschatten am Fuße des Schloßberges; hinter diesem steht das Dörflein Altenbeuern, mit einer Kirche aus den frühesten Jahrhunderten, welche wahrscheinlich noch dieselbe ist, die im Jahre 963 Erzbischof Friedrich von Salzburg geweiht hat. Es schwebt ein hohes, doch ungewisses Alterthum um diese Stätten. Die uralte Befestigung, neun Thürme und acht Fuß dicke Ringmauern, dauerte noch bis ins vorige Jahrhundert, wo sie gesprengt wurde. Es scheint hier einst ein Sitz ergiebigen Verkehres, ein reicher Stapelplatz am Inn gewesen zu sein, die ganze alte Bedeutung sich aber verloren zu haben, als Rosenheim erstand und zu blühen begann. Neubeuern wird schon im Jahre 798 als eine der Kirchen des Salzburgersprengels erwähnt. Damals war der Ort eine Besitzung der Aribone, der Chiemgauer Pfalzgrafen, deren letzter, Konrad, Graf von Megling und Frontenhausen, Bischof zu Regensburg, den Flecken sterbend dem Hochstift schenkte (1226). Als aber die Domkirche

abgebrannt und schon viele Jahrzehente an der neuen gebaut worden war und die Mittel immer karger wurden, verkaufte das Hochstift diese seine Herrschaft 1388 an Ritter Hartprecht von Harskirchen. Nach ihm kam sie 1403 an die Edlen von Thurn und blieb bei diesen, bis sie endlich in verschiedenen Stücken — das letzte 1747 — durch Kauf an die Grafen von Preising zu Hohenaschau überging. Jetzt wohnt zu Neubeuern Freiherr von Leitner, ein Schwiegersohn des letzten jener Preisinger, welcher das Schloß mit schönen Gärten und neuen Anlagen geschmückt, auch unten an dem Felsen auf reizender Stelle einen zierlichen Sommerkeller mit Kegelbahn und Schießstand angelegt hat — ein gerne besuchter Sammelplatz der Sommergäste aus der Nachbarschaft.

Eine halbe Stunde ober Neubeuern liegt das uralte Dorf Nußdorf, durch zahlreiche Münzenfunde als ein ehemals römischer Ort erwiesen; hinter jenem Markte aber breitet sich, etliche Stunden umfangend, der Samerberg aus.

Ein besonderes Völklein sind die Nußdorfer und ebenso besonders wieder die Leute am Samerberg. Erstere bilden eigentlich eine große Schiffergilde, deren Mitglieder die meiste Lebenszeit auf den Wogen des Inns verbringen. Die Männer und Buben sind oft Monate lang vom Hause weg; die Weiber, etliche alte Knechte und Austrägler verwalten die Wirthschaft, die sich hauptsächlich mit Viehzucht beschäftigt. Auch viel Obst wird geerntet. Die Männer sind stark und grobknochig, selbst die Weiber gleichen den deutschen Eichen, sind jedoch gewöhnlich hübsch dabei. Uebrigens sind die Nußdorfer ein redlich, friedlich, dienstwillig und nachbarlich Volk; obwohl roh,

doch keineswegs zu Raufhändeln, vielmehr eher zu Heiterkeit, Gelag, Gesang und Tanz geneigt.

Wie die Nußdorfer sich dem Frachtwesen auf dem Wasser ergeben haben, so betrieben die Leute vom Samerberg (Säumerberg) einst den Güterverkehr, hauptsächlich den Salztransport zu Lande. Zu einer Zeit, da hier noch sehr wenig Straßen gingen, hatte dieser Clan das ganze Saumgeschäft am und im Gebirge an sich gezogen. Sie säumten mit zwanzig und dreißig Pferden Salz, Getreide und andere Waare über Tölz bis an den Lech und über die Alpen nach Tirol hinein. Jetzt hat sich dieses Gewerbe freilich verloren, doch ist den ehemaligen Säumern noch immer eine Vorliebe für solches Geschäfte geblieben, das sie in die weite Welt führt. Sie leben jetzt noch gar gerne als Fuhrleute, Schiffreiter, Kornhändler u. dgl. Ihr Berg ist über und über malerisch mit einzelnen Höfen besetzt, denn die Säumer haben immer lieber für sich, als in Dörfern gewohnt. Ihre Zahl beträgt 1300 Seelen. Auch diese Völkerschaft ist kräftig und großgebaut und hat ein langes Leben, so daß sie häufig siebzig, ja achtzig Jahre alt wird. Sie ist sehr fromm und betet gern, wie sie denn an hohen Festtagen durch Hochämter, Messen und Predigten hindurch oft von sieben bis zwölf Uhr in der Kirche bleibt. Eigenthümlich, doch auch in Tirol bei den Grödnern, den Lechthalern und andern zu bemerken, ist es, daß solche wanderlustige Stämme gleichwohl wieder die heimathseligsten sind. So gerne die Männer ihr Leben in der Fremde verbringen, so sterben sie doch am liebsten zu Hause. Die Weiber bleiben alle auf dem Berge und die Nachgebornen, Knechte oder Dirnen, wollen auch nur in dieser ihrer Heimath dienen. Freilich

haben sie dort auch ein friedlich und fröhliches Dasein, denn sie sind heiter und verträglich und hilfreich unter einander, namentlich bei Feuersbrünsten und andern Unglücksfällen, auch gegen Arme wohlthätig, beides fast über die Kräfte. Doch ist ihr Leben nicht ohne Beschwerde, denn die Felder, die sie haben, müssen sie mit großer Mühe bebauen. Die Auffassung des Ehestandes ist dieselbe wie anderswo im Gebirge. Für die erste Liebe gibt der Säumer der rosigen Jugend den Vorzug, für die Ehe, die er nicht eher antritt, als bis er sich nel mezzo del cammin di nostra vita befindet, wählt er aber eine Freundin, welche nicht viel weniger Frühlinge zählt als er selbst, denn er glaubt, in kleiner Familie glücklicher zu leben, als in großer. Daß es von dieser Regel auch Ausnahmen gibt, wurde mir aber im letzten Lenze klar, wo ich an dem Samerberge auf zwei Höfe stieß, von denen einer sieben, der andere neun Kinder beherbergte. Doch soll's auch hier nicht selten sein, daß die Geschwister ledig bleiben und zusammenhausen mit den Sprößlingen, die sie etwa in ungeweihter Liebe erworben.

Die Gegend von Grainbach ist sagenreich. Man erzählt dort von einem See, der in alten Zeiten gewesen und zeigt noch durchlöcherte Steine, an welche man die Schiffe angebunden. Auch ein Lindwurm soll hier gehauset haben.

Ueber den Samerberg auf schattigen Steigen gegen Fraßdorf gehend, gelangt man ins Thal der Prien, wo Hohenaschau, die alte ragende Veste ist. Ein waldiger Fels mitten aus dem schönen Thale aufstehend trägt dieses breite, hohe, vielfensterige Schloß, das von einem alten, angeblich römischen Thurme und von einer Burgcapelle behütet wird. Seine Fensterläden sind noch

ziegelroth, wie dieß an älteren Gebäuden dieser Art, sowie an älteren Bauernhöfen, gewöhnlich ist. Es wird nicht bewohnt und daher vom Castellan jeder Zeit gezeigt. Man sieht dort in einem schlechten Gemache noch einige Ueberbleibsel der alten Rüstkammer oder Waffensammlung, die einst sehr prächtig gewesen sein soll, durch die Unbill der Zeiten aber bis auf wenige rostige Stücke zusammengeschmolzen ist. Ehe der König Ludwig, hieß es, diese alten Sachen wieder zu Ehren gebracht, schickte man öfter einen Wagen voll solches Zeugs nach Tirol und verkaufte es an die Eisenhämmer. Auch ein apokryphes Lutherkämmerlein wird gewiesen, wo der Reformator, als er unter dem Schutz des Langenmantels aus Augsburg gewichen war, sich etliche Zeit bei den Freibergern verborgen haben soll. Bekanntlich erzählt man das Gleiche von Hohenschwangau; es ist aber von dem einen Orte so wenig zu erweisen als von dem andern. In einem der Prunksäle sind colossale Bildsäulen der Ahnen aufgestellt und zwar aus dem Jahre 1686, so daß sich jeder selber denken kann, in welchem Geschmacke. Man läuft sofort in beiden Stockwerken durch eine Menge von Sälen und Zimmern, deren Wände sämmtlich mit Gemälden bedeckt sind. Einige wenige ausgenommen, verdanken wir diese Bilder alle nur Einem Pinsel; es scheint ein Höriger der Herrschaft gewesen zu sein, der als Frohne den Quadratschuh etwa um einen Batzen liefern mußte, denn man wird kaum anderswo in der Welt wieder einen solchen Haufen scheuslicher Malereien beisammen finden. Da lob' ich mir den Schweinsteiger Sebastian Rechenauer, der in seiner armen Hütte wohl eine schönere Sammlung aufzuweisen hatte, als hier die Reichsgrafen in ihrem hohen

Schloß. Wer sich beim Anblick der Bilder etwa einen Aerger zugezogen, darf aber nur ans Fenster gehen und in die herrliche Landschaft gegen den Chiemsee hinaus und gegen das Sacharanger Thal hinunterschauen und er wird schnell wieder fröhlich werden. Der Freund der Industrie gewahrt da gegen Süden auch ein bedeutendes Hüttenwerk, das zum Schlosse gehört.

Auf der Burg zu Aschau saß zuerst das Ministerialengeschlecht der Aschauer. Im vierzehnten Jahrhundert kam sie durch Heirath der Erbtochter an die Freiberger und dann auf gleiche Weise 1610 an die Preisinger, welche in dieser Gegend schon früh erscheinen und vordem Dienstmannen der Falkensteiner waren. Maximilian von Preising-Hohenaschau wurde 1664 mit dem Reichsgrafentitel beehrt. Später kauften die Grafen, wie wir schon gehört, Neubeuern, Wildenwart, Brannenburg, Falkenstein und andres in der Nachbarschaft zusammen. Es war viel Reichthum in dem Hause, das 1853 ausgestorben ist; auch der schöne, im vorigen Jahrhundert erbaute Palast zu München, in welchem jetzt die Bank ihren Sitz hat, gehörte dazu. Zur Zeit scheint das Schloß zu Hohenaschau noch Eigenthum des Grafen von Waldbott-Bassenheim zu sein, der es vor wenigen Jahren gekauft; in wessen Händen es künftigen Sommer sein dürfte, ist aber nicht vorauszusehen.

Eine Viertelstunde unter dem Schlosse im grünen Thale der Prien liegt Niederaschau, ein freundliches, aus herrenmäßigen Gebäuden zusammengesetztes Dorf, wo die Beamten der Herrschaft ihre Wohnsitze hatten. Zumal ist da auch ein ansehnlicher Gasthof, wo gut zu leben, ein sehr angenehmer Zufluchtsort für viele Leute aus der Stadt.

Wir begeben uns nun ins Thal der Achen, sei es auf dem Sträßchen, das dem Gebirge entlang zieht, sei es rückwärts durch einen Uebergang, den man die Thalseen nennt. Da ladet eine gar schöne Almenwelt den frischen Steiger zu Milch und Butter ein.

Auf dem grünbelaubten Felsen über der Achen, wo sie aus dem Gebirg zum Chiemsee rauscht, steht das Schloß Markwartstein. Die Mauern sind die alten, hohen, tief heraufgeführt aus dem Abgrund; auch der Graben, über den ehemals die Zugbrücke ging, ist noch gut erhalten. Das Hauptgebäude der Burg, ein ansehnliches Haus, war noch vor wenigen Jahren verlassen und dem völligen Verkommen geweiht, hat aber seitdem wieder sorgliche Hände gefunden, die es neu herstellen und einrichten ließen. Freiherr Cajetan v. Tautphöus, bayerischer Ministerialrath, dessen Gattin diese Landschaften mit Vorliebe zum Schauplatz ihrer englischen Romane gewählt, hat nämlich hier für die Tage des Urlaubs sich eine freundliche Rast erkoren. Die Aussicht aus den Fenstern der Burg, sowohl gegen das Gebirge hin als über den Chiemsee und seine Inseln ist entzückend.

Was aus alten Tagen von der Burg zu Markwartstein erzählt wird, die Geschichte von der schönen Adelheid von Frontenhausen und von dem edlen Ritter Markwart, der dort saß, das haben wir schon oben erfahren, als wir noch zu Baumburg weilten. Die gefühlvolle Leserin wird nicht unterlassen, dem Andenken des liebenden Paares eine verborgene Thräne zu weihen. Nach jener traurigen Geschichte vergingen die Jahrhunderte und brachten wenig Neues von Markwartstein. Es fiel an die Ortenburger, nach ihnen an die Herzoge oder nach anderer Lesart fiel es nicht an die Orten-

burger, sondern wurde 1254 von Engelram von Hohenstein an Salzburg, von diesem an das Geschlecht der Warter und von letzteren Herren 1363 an die Herzoge von Bayern veräußert. Später errichteten diese da ein Pfleggericht, das aber im Anfang unseres Jahrhunderts wieder eingegangen ist.

Gegen Aufgang hoch oben an der Halde des Hochgern liegt die Schnappenkapelle mit einer herrlichen Fernschau, gegen Westen der Ansitz Niedernfels, dem Freiherrn von Hunoldstein gehörig; gegen Süden führt die Ache nach Wessen in einem milden Waldthale, wo ein gutes Post- und Wirthshaus den Münchnern nicht zu ferne liegt und im Sommer von mancherlei ständigen Familien Zuspruch erhält. Diese ganze Landschaft an der Ache wird höchlich gerühmt wegen ihres schönen Baumschlags und ihres tiefen Schattens, ein Vorzug, den manche Sommerfrischörter leider vermissen.

Ueber Klippen und Felsen, an mancher wilden Schlucht vorbei, zieht der Wanderer weiter, bis sich endlich ein schönes, grünes Blachfeld hoch im Gebirge aufthut, von höhern Felsen und Berghalden malerisch umgürtet. In diesem Thale liegt Reut im Winkel, ein einsames Dorf, doch gastlich und jetzt viel besucht.

Zwei Stunden von Markwartstein liegt das Dorf Bergen in jener lieblichen Gegend, die wir schon früher geschildert. Nicht weit davon, in der Schlucht des Gebirges, findet sich die Maximilianshütte, ein zwischen Feld, Wald und Bach eingeklemmter malerischer Hause verschiedener Häuser der verschiedensten Bauart und des verschiedensten Zweckes. Es gibt da einen Hochofen, mehrere Puddlingsöfen, Schweißöfen, Rennfeuer, Streckhämmer, Walzwerke, Schlosserei und anderes mehr. Von

hier gehen die Schlacken aus, die das Volk Schnacken nennt, und die man allenthalben in der Gegend als Baustoff verwendet sieht, von hier kommen auch die gußeisernen Grabtafeln, die auf den Kirchhöfen der Nachbarschaft so häufig sind.

Als die Herzoge von Bayern im Frieden nach dem Landshuter Erbfolgekrieg (1505) ihre besten Bergwerke mit den abgetretenen vier tirolischen Gerichten verloren hatten, ließen sie in dieser Gegend schürfen und so fand man die Erzadern am Kressenberge bei Siegsdorf. Was man dort Würdiges ausgräbt, wird nun in Bergen verschmolzen. Man gewinnt im Kressenberge jährlich 400,000 Centner Thoneisenerz, in zwei Grubenfeldern, wovon eines dem Landesherrn, das andere einer Gewerkschaft gehört. Letztere hat ihren Hochofen zu Achthal.

Diese Gegend im Süden des Chiemsees ist überhaupt reich gesegnet mit mancherlei Schätzen des Gebirges. Man findet Eisenstein, Blei und Galmei, Alabaster, Gyps, Marmor u. dgl. Deßwegen trifft man auch allenthalben auf Steinbrüche, Bergwerke, Kohlenmeiler, Hochöfen, Hammer-, Waffen- und Nagelschmieden, auf ein zahlreiches Volk von Kohlenbrennern, Feuerarbeitern, Bergleuten, Forstmännern und Holzknechten. Von letztern namentlich wird gerühmt, daß sie mit unglaublicher Geschicklichkeit alle Hindernisse zu überwinden und die nöthigen Leitwege, Riesen und Klausen mit einer Leichtigkeit herstellen, die selbst dem geübten Meister Beifall abnöthigt. Mit gleicher Fertigkeit verstehen die Triftknechte den reißenden Bergstrom künstlich einzudämmen und den Verheerungen desselben zu wehren oder das Unvermeidliche mit Geschick wieder zum Bessern zu wenden.

So schön die Landschaft, so lieb die Leute, so hab' ich doch, als ich neulich nach vielen Jahren wieder in die Gegend kam, etwas vermißt. Ich vermißte eine Eigenthümlichkeit des Dialekts, welche im Leizachthale beginnend am Gebirge her bis über Salzburg hinausreicht und darin besteht, daß r vor d, t, z in sch übergeht. In Aschau, Markwartstein, in Bergen, kurz in der ganzen Gegend sprach man früher waschten, Wischt, Woscht, oschdinari, schwaschz für warten, Wirth, Wort, ordinari, schwarz. Ich gab allenthalben fleißig Acht, konnte aber nichts der Art mehr vernehmen. Endlich befragte ich einen jungen Landmann zu Markwartstein, was es denn damit für eine Bewandtniß habe. Ja, sagte dieser, etliche alte Leute, die reden wohl noch so, aber die jungen haben's alle aufgegeben. „Man cunterfirt (cultivirt) jetzt Alles und afenzirt auch in der Sprache." Erst auf dem einsamen, abgelegenen Samerberg hörte ich wieder die alte Mundart. Ist's nicht seltsam, daß in weniger als zwanzig Jahren eine solche Eigenthümlichkeit verschwinden kann?

Eine halbe Stunde des angenehmsten Weges führt uns von Bergen nach dem Wildbald Adelholzen.

Baden war im Mittelalter ein Vergnügen und eine Nothdurft für hohe und niedere Leute. Die Bauern waren immer bedacht eine eigene Badstube bei ihrem Hofe zu haben, außerdem gab es solche Anstalten für das ganze Dorf, sogar unentgeltliche Seelbäder für die Armen und in den Städten sorgte zumal das ehrsame Handwerk der Bader für reichliche Gelegenheit den edlen Leib zu waschen. Der Abend des Samstags war von alten Zeiten her diesem Geschäfte gewidmet und daher legte man an jenem Tage schon um drei Uhr alle Arbeit

nieder; deßwegen aber hatte man in der Regel auch keine Veranlassung, des Badens wegen aus dem gewohnten Leben fort und über Berg und Thal in die Fremde zu wandern, sondern man that dieß nur, wenn für ein besonderes Gebresten auch ein besonderes Wasser anempfohlen und angeordnet wurde. Aus diesem Grunde sind denn die meisten Bäder des Oberlandes erst in unsern Tagen entstanden; nur wenige reichen über das laufende Jahrhundert zurück und unter diesen älteren Kurorten ist der älteste ganz sicherlich das Bad zu Adelholzen.

Dessen Ursprung geht aber so weit ins Alterthum hinauf, daß wir nur an der Hand der Sage in jene Entlegenheit vordringen können. Nach altem Glauben nämlich habe sich schon im dritten Jahrhundert ein frommer Frühchrist in diesen Wäldern niedergelassen, die drei Heilquellen aufgefunden und sie zum Besten der Leidenden verwendet, während er durch andere Heilmittel die Genesung ihrer Seelen zu bewirken suchte. Sein Name war Primus; als solcher wird er noch heute verehrt und, wie die vielen Votivtafeln in der Kirche zeigen, als Fürbitter angerufen. Derselbe Heilige soll auch die Wasser von Gastein und von Fieberbrunn in Tirol gefunden haben.

Nach diesem zweifelhaften Schimmer einer Urgeschichte tritt aber eine tausendjährige Finsterniß ein. Erst mit dem sechzehnten Jahrhundert beginnt es wieder zu tagen. Von dort an kennt man in fortlaufender Reihe die übrigens nicht sehr interessanten Namen der Besitzer und im Jahre 1620 ließ der Salzburgische Medicus Georg Bopp seinen bedeutsamen Trifons Adelholzianus Antipodagricus (Adelholzischer antipodagrischer Dreiquell)

erscheinen, welcher später noch zwei Auflagen erlebte. Dreiquell nannte der Medicus sein Büchlein deßhalb, weil die Wässerlein dicht nebeneinander in drei verschiedenen Adern hervorkommen, welche man von Alters her die Alaun-, die Schwefel- und die Salpeterquelle nennt. In jener ungebildeten Zeit schenkte das gebildete Volk zu Altbayern den Schriften seiner Landsleute noch ziemlich viel Aufmerksamkeit, und dieses wohl erwägend, hatte Hr. Otto Lindl, Adelholzens strebsamer Gebieter, während er nebenbei gutangelegte Bauten führte, auch das besagte Buch auf seine Rechnung verfassen und herausgeben lassen, worüber er sich eines sehr ansehnlichen Aufschwungs der Anstalt zu erfreuen hatte. Wahrscheinlich war's auch Hr. Otto Lindl, der hinter dem Badehaus jenen Weinberg baute, den man noch bei Wening wahrnimmt — hoffentlich mehr zur Augenweide als zur Labung seiner Gäste. Doch hatten die Quellen, wie man aus dem Trifons ersieht, schon vor dem gelehrten Georg Bopp eine Art Dichter gefunden, der ihre Wirkungen in Knittelversen beschrieb, die er Memorial benannte und welche jener wieder abdrucken ließ. Man hat neuerer Zeit den alten Text desselben, auf ein Brett gemalt, in der Küche aufgefunden und hängt dieser jetzt unter Glas und Rahmen im Speisesaal. Uebrigens wird er kaum viel älter sein, als der Trifons selber.

Der angesehenste unter allen bisherigen Kurgästen war die Kaiserin Maria Amalia, welche es namentlich diesen drei Quellen zuschrieb, daß ihrem Gemahl, Karl VII. auf dem bayerischen Thron ein Maximilian III. folgen konnte. Zu unsern Zeiten befindet sich das Bad unter guter Verwaltung und in lebendigem Betrieb.

Das Kurhaus ist im vorigen Jahrzehent nach der Weise des Hochlands erbaut, sehr geräumig, enthält gegen achtzig Zimmer, mehrere Säle und alles, was zu einem rechtschaffenen Bade gehört. Auch ist da eine große, schöne Speisehalle, woselbst eine Hochbühne für Tafelmusik, welche die Traunsteiner Spielleute oft königlich über die Häupter von hundert fröhlichen Wildbadern dahinschallen lassen. Sonst bleibt aller Luxus ferne, dagegen ist Gemüthlichkeit wie hier zu Hause. In der Bibliothek des Hrn. Georg Mayr, der uns Münchnern als ehemaliger Besitzer von Brunnthal bekannt, findet sich auch der erwähnte Trifons antipodagricus und eine Chronik von Adelholzen, welche der geschichtsforschende Schulbeneficiat Jos. Wagner von Siegsdorf zusammengestellt. Hr. Mayr ist ein schlichter Mann, welcher aber einen sehr guten Kopf besitzt. Ihm verdanken wir die Erfindung der Rasendächer und der Schlackenwände. Will man ein Rasendach herstellen, so bedecke man den Dachstuhl zunächst mit einer Bretterlage, dann dreifach mit getheertem Papier und belege dieß mit einer Rasenschichte von sechs Zoll Dicke. Diese Art ist zwar etwas schwerer als die Ziegeldächer, aber sie gewährt vollen Schutz gegen Nässe, gegen Feuersgefahr, reinigt die Luft und ist zumal deßhalb billig, weil sie kaum einer Nachhülfe bedarf. Bei solchen Vorzügen ist es wohl möglich, daß sie überall Beifall findet und daß wir in nicht vielen Jahren ganze Städte treffen werden, welche mit Rasen gedeckt sind. An diese ernsthafte und wichtige Sache lassen sich aber auch ganz liebliche patriotische Phantasien knüpfen. Wenn zum Beispiel die Rasendächer einmal in unsrer Hauptstadt München eingeführt sind und wenn man dann auf den Petersthurm hinaufsteigt und

hinunter sieht auf die blühenden Dächer, so muß es ja gerade sein, als ob man auf einer unwirthlichen Felsennadel säße und hinunter blickte auf die grünen Almen, von welchen der Speik und der Madaun und die blauen und die gelben Blümlein heraufächeln, die keinen Namen haben, wobei sich denn die Straßen ausnehmen werden, wie fahle, ausgetrocknete Wildbachsrinnsale, in welchen die Menschen, die garstigen Käfer, sinnlos herumirren. Ob man unsre gewöhnlichen Münchner Ochsen auf diese künstlichen Hochweiden treiben könne, ist bei ihrer Schwere zwar sehr zweifelhaft, aber höchst wahrscheinlich, daß sich bald eine reiche Fauna von leichten Rehen und Häschen auf besagten Triften umhertummeln wird. Auf den höchsten Punkten, wie z. B. auf dem Hoftheater, möchten sich vielleicht sogar die Gemsen oder Steinböcke halten. Damit sich aber nicht etwa meteore Wildschützen bilden, so dürfte wohl auch ein Revierförster angestellt und eine Forstei gebildet werden, vielleicht mit dem poetischen Titel: k. Revier München „in den Lüften.“

Was die Eisenschlacken betrifft, so waren dieselben allerdings seit unfürdenklichen Zeiten als Baumaterial geschätzt. Die Hüttenleute, denen sie als Zubuße überlassen werden, verkaufen sie an die Bauherren schon lange um 3—5 fl. die Quadratklafter. Sie sind sehr leicht, gleichwohl von großer Tragkraft, halten die Mauern trocken und verwittern nicht. Indeß hat man sie bisher nur als Zusatz zu den Bruchsteinen verwendet und Herr Mayr legt sich das Verdienst bei, zuerst vollständige Mauern aus Schlacken aufgeführt zu haben. Bei Bergen an dem Bahnhof steht ein Häuschen, das auf diese Art entstanden ist. Die Schlacke spielt in verschiedenen

Farben, hellgrün, blau und schwarzblau und der niedliche Neubau sieht aus, als wenn er ganz und gar mit marmorirtem Papier überzogen wäre.

Die Aussicht von den Fenstern zu Adelholzen ist reizend, ja, da es nun doch einmal ein Wildbad ist, so kann's hiefür nicht leicht eine passendere geben. Man sieht in eine grüne Schlucht hinab, wo sich Fichten und Buchen zu einem schönen Walde vermählen. Ueber diesem steigt ein wohlgestalteter, doch mäßig hoher Berg empor, an dessen Abhang der Wallfahrtsort Maria Eck sich zeigt und hinten prangen die Hochfellen und der Hochgern, die kahlen Häupter. Die Bestandtheile sind sehr einfach — Dörfer und Städte ganz ausgeschlossen — aber doch diese Einfachheit so schön zusammengestellt, daß es eine wahre Freude ist, in die Landschaft hinauszusehen.

Nicht weit von Adelholzen, aber hoch darüber, steht jene Wallfahrtskirche Maria Eck — einst eine Zubehör des Klosters zu Seon, dessen hiesiges Wirthschaftsgebäude, wo die Väter gerne den heißen Sommer verbrachten, jetzt längst in weltlichen Händen ist. Um die Kirche herum, die über dem Abgrund steht, zieht sich ein breiter Gang, von welchem aus der Pilger eine prächtige Aussicht über den schönen Chiemgau genießt. Doch sind der prächtigen Aussichten in dieser Landschaft so viele, daß ich allmählig müde werde, sie zu erwähnen, geschweige denn, sie zu beschreiben.

Das Kirchlein genießt viel Ansehen in der Gegend, ja die Kreuzfahrer kommen oft eine Tagreise weit daher, bleiben in Heu und Stroh über Nacht und ziehen am andern Morgen wieder heim. Sie sind alle im besten Putze, guter Dinge und freuen sich der schönen Rundschau

nicht minder als des guten Trunks. Vor fünfzig Jahren etwa wollte man einst das Gotteshaus niederreißen und hatte schon den Tag des Angriffs bestimmt — aber die Bauern der Gegend eilten auf diese Nachricht mit Pickeln, Sensen und Morgensternen herbei und jagten die abgesandten Maurer in so schimpfliche Flucht, daß das Vorhaben wieder aufgegeben wurde.

Im letzten Mai hatte ich eben meine Andacht verrichtet und saß im Wirthshause, die Eindrücke still notirend, als sich neben mir ein Dutzend Wallfahrer zur Ruhe setzte, das eben, acht Stunden weit, von Fridolfing herangekommen war. Es gibt Augenblicke im menschlichen Leben, wo man die Gegenstände schärfer sieht als zu andrer Zeit und so glaubte ich diesesmal die wunderliche Bemerkung zu machen, daß diese Fridolfinger alle sehr lange Nasen hätten. Aufgeregt durch solche Wahrnehmung suchte ich auf allen Wegen und Stegen zu sammeln und zu vergleichen und fand nach tagelanger Arbeit noch mehr, nämlich, daß jene langen Nasen nicht allein den Fridolfingern eigen, sondern — was mir bisher entgangen — in der That ein Wahrzeichen der sämmtlichen Chiemgauer seien. Sollten diese Nasen keltische sein? Eigentlich verdient aber doch kein Volk eine solche Auszeichnung mehr als das deutsche, welches seit sechshundert Jahren immer an der Nase herumgeführt wurde, da es sich für Gott, Fürst und das engere Vaterland unaufhörlich selbst zerreißen mußte. Ist es doch keine Frage, daß Politik und Regierungsform auch auf die Physiognomie des Menschen wirken. Der Voraus, der den tirolischen Mädchen und Frauen noch immer vor den bayerischen Hochländerinnen zusteht — wer da bei Kufstein ins Unterinnthal eintritt, wird

ihn leicht gewahren — wem kann er zugeschrieben werden, wenn nicht den tirolischen Freiheiten? (Nur ein Tiroler kann hierüber lachen!) So dürfte man also immerhin fragen, wer hat denn den Chiemgauern die Nasen so lang gezogen? Herr Isengrim von Zeitlarn oder seine Nachfolger, die Aribone zu Seon, oder die Markgrafen von Kraiburg oder die Bischöfe von Chiemsee oder die schöne Adelheid oder die Herzoge von Ober- oder jene von Niederbayern, heißt das ihre Pfleger und Richter oder wer? Jedenfalls hängt, um mit Riehl zu sprechen, an diesen Nasen eine ganze Geschichte!

Von Maria Eck, den Bergpfad abwärts steigend, kömmt man wieder in eine neue Landschaft.

Diese Gegend heißt am Miesenbach, nicht an der weißen Traun, wie die Landkarten besagen, sondern am Miesenbach, vielmehr, wie die Landleute sprechen (da das anlautende m im Artikel untergegangen), am Jesenbach, weßwegen sie sich auch mit einem gewissen Stammesstolz die Jesenbäcker nennen und ihre Tracht die jesenbäckerische, obgleich sie sich von den nächsten wenig unterscheidet. Am Miesenbach stehen aber drei hübsche Dörfer Eisenarzt, Rupolding und Zell. Die Landschaft gehört zu den schönsten im Gebirge, aber auch das Volk ist schön und groß, die Weiber namentlich hochgebaut und voll, tüchtige, fruchtbare Mütter. Sie sind meist mit guten Talenten ausgestattet, lernen leicht in der Schule, lesen sogar die Zeitungen mit Verstand, sind gutmüthig, frisch, munter und liederreich, nicht ohne Sinn für unabhängiges, selbständiges Wesen. Das Hephästische der Gegend von Bergen zieht sich auch in dieses Thal herein. Es wimmelt alles von Feuer- und Holzarbeitern. In

Eisenarzt ist auch ein nach der neuen Kunst erbauter Hochofen.

Rupolding, obwohl am Ende der Welt, da es südlich nur wenig bewohnte Waldschluchten zu Nachbarn hat und die Menschheit eigentlich erst weit gegen Mittag, nämlich bei Lofer wieder beginnt — Rupolding also hat gleichwohl ein halbstädtisches Ansehen. Das hohe Haus des Forstamts war ehemals ein Jagdschloß der Kurfürsten und das Wirthshaus mit seinen weiten Räumen und seinen hohen Giebeln diente wohl auch als Herberge für die fürstlichen Jagdgäste; noch zwei oder drei andere hohe Gebäude zeugen von ehemaliger oder gegenwärtiger Bedeutung. Einige Tirolismen in ihrer Bauart fielen mir angenehm auf und die Haartracht des schönen Geschlechts ist ganz dieselbe wie im Innthal. Auch die Bauernhöfe erinnern an das Nachbarland. Sie sind sehr breit, von weit vorspringenden Dächern beschattet, von großen, mächtigen, dunkelgrünen Lauben umgürtet, mit Rococoverzierungen, einzelnweise sogar von unten bis oben mit heiligen Bildern bemalt. Einige Häuser sind im obern Stocke noch ganz von Holz, welches rothbraun angestrichen ist. Unsere neuen Landarchitekten würden das ganze Aussehen des Dorfes sehr altfränkisch finden, denn sie wissen allerdings schlankere Verhältnisse, elegantere Lauben, überhaupt einen zierlicheren Bau herzustellen. Altväterisch sieht das Dorf auch wirklich aus, doch sehr wohlerhalten dabei und weil es etwas Monumentales hat, verdient es um so höhere Beachtung. Die Kirche steht außerhalb auf einer freien Höhe, welche fast das Ansehen eines alten Burgstalls hat.

In der Rupoldinger Gegend wurde 1835 ein Bär

erlegt. Es war der letzte, der den stillen Frieden unsrer Alpenweiden gestört hat, übrigens kein geborner Bayer, da im Inland der Bär als Standwild schon lange ausgerottet ist, sondern wahrscheinlich ein reisender Graubündner, aus der Gegend von St. Maria am Ortles, der letzten Heimath dieses Unthieres, die es mitunter gerne verläßt, um im Auslande seine Wanderjahre zu bestehen.

Zell, das kleine, ist zunächst wegen seines guten Wirthshauses bekannt, das der Bauart nach vor Zeiten auch einmal etwas Besondres gewesen zu sein scheint. Damals, im letzten Mai, war Kirchweih daselbst und also eine große Volksmenge zu sehen. Die Tracht der Männer ist fast die des Flachlandes am Chiemsee, lange dunkle Röcke mit kurzer Taille und schwarze Hüte — sie dürfte wohl etwas alpenhafter sein. Des hohen Feiertags willen erschienen viele in ihren langen Mänteln, welche eigentlich allenthalben auf dem Lande die solenne Tracht für den festlichen Kirchgang sind. Etliche jüngere Burschen prangten in der Miesbacher Joppe. Auch die Weibertracht zeigt nichts erhebliches.

Hier hörte ich auch von dem Bergstutz, dem Spring- oder Tatzlwurm sprechen, einem fabelhaften Thiere der Alpen, von dem sich Jäger und Hirten nicht selten unterhalten.

Der Wirth von Zell will in seiner Jugend einen solchen Wurm erschlagen haben uud beschreibt ihn aus dunkler Erinnerung als ein schwarzgraues Thier, freilich nur zwei Schuhe lang, von dem Aussehen eines Molchs oder einer Eidechse. Viele läugnen das Dasein dieses Wesens gänzlich, andre meinen, es sei etwa eine große Eidechsenart, die nur selten ans Tageslicht komme. Möglich auch, daß die Lindwurmssagen damit in Ver-

bindung stehen. Mehreres hierüber hat Kobell in seinem Wildanger gesammelt. Wir lesen da auch, daß sich auf dem Wege in die Schwarzbergklamm bei Unken eine Votivtafel finde, aus dem Jahre 1779, mit der Darstellung, wie ein von zwei Tatzlwürmern verfolgter Bauer aus Schrecken und Erschöpfung den Tod gefunden habe.

Weiter drinnen, etwa zwei Stunden von Zell, gerade an der Stelle, wo das Königreich Bayern ein waldiges Ende nimmt, ist eine bedeutende Naturschönheit. Schon ehe man in die Nähe kommt, wächst die Gegend an Ernst und Wildheit wesentlich. Die Felsen treten näher zusammen und das Rauschen der Bäche hallt an den Wänden wieder. Unter überhängendem Geschröfe hindurch, auf schwindelnden Höhen gelangt der Wanderer endlich an den Ort, wo der Waldstrom sich donnernd von den Felsen stürzt, zuerst bogenartig auf eine nahe Unterlage und von da hinab in eine gräßliche Tiefe, vor welcher das Auge zurückbebt. Vom Donner dieses ungeheuren Sturzes erdröhnt das Gestein; die Gewässer zerstäuben im Falle und gestalten eine einzige Staubsäule, welche sich immer erneuert, schneller, viel schneller, als der Blick nur folgen kann. Dieser Fall heißt der Staub, das Wasser der Fischbach. Selbst bin ich nie an den Ort gekommen, habe auch nur die Jägersleute davon sprechen hören, so daß mir dieses Wunder wenig besucht scheint — was ich eben davon erzählt, ist zumeist nach Obernbergs Worten, der vor etwa fünfzig Jahren in diese Wildniß eingedrungen und von dem Sturze ganz entzückt worden ist. Dem hätte ich nur beizufügen, daß der Fall im Hochsommer fast austrocknen und nur nach Regenwetter oder Gewitter, dann aber auch in voller Pracht sichtbar sein soll.

Um nicht denselben Weg wieder zurücklegen zu müssen, kann man übrigens, freilich nur mit einem Führer, auf die obengenannte Schwarzbergklamm bei Unken losgehen, die ungefähr anderthalb Stunden entfernt liegt. Dort hat sich in wilder Felsenschlucht ein schmaler Alpenbach durch den Berg, der sich ihm entgegenstellte, ein Rinnsal gefressen, so daß er jetzt auf dem Boden eines ungeheuern Domes schäumend dahinrauscht. Er mag Jahrtausende dazu gebraucht haben, aber nun hat er auch ein Bett, wie kein anderer seines gleichen. Es herrscht da eine halbe Finsterniß in dem hundert Fuß hohen Stollen, denn die Seitenwände verschränken sich meist der Art, daß der Tag kaum hereinschaut; wo man aber aufwärts sehen kann, geht der Blick in's Grüne, statt in's Blaue, da die Buchen, die in der Höhe oben am Rand des Abgrunds stehen, den engen Spalt mit ihren Zweigen völlig überdecken. Innerhalb aber starren seltsame steinerne Nasen und Buckel, Rippen und Rückenstücke entgegen, und der Bach hat mit seinem nassen Zünglein alles so sauber abgeleckt, die Linien zeichnen sich so weich und glatt in den röthlich grauen Felsen, daß wenig Einbildungskraft dazu gehört, um sich versteinerte Gliedmaßen alter Riesen vorzustellen. So geht's eine halbe Viertelstunde in den Eingeweiden der Erde fort und wer ein lautes Wort ausruft, dem antwortet ein tausendstimmiges gewitterndes Echo.

Nun bleibt uns nur noch das kleine Thal der rothen Traun übrig, welches bei Siegsdorf in das Land am Miesenbache ausmündet und von der Poststraße nach Reichenhall durchzogen wird.

Siegsdorf, obwohl nur ein Dorf, ist ein lebhafter, hervorstechender, vielbekannter Ort. Ein schattiger

Fußweg wie durch einen englischen Garten führt von Traunstein oft die dortigen Honoratioren herbei, die hier gerne von den Beschwerden ihrer Aemter ausruhen. Auch sind da verschiedene Anstalten, die zur Saline gehören, nicht wenige Schmiedmeister mit Hammerwerken und ein gutes Gasthaus, welches die Findigkeit der Münchner schon lange aufgespürt und mit reichlichem Sommerbesuche ausgezeichnet hat.

Ueber sanftgebogene Höhen und artige Niederungen führt die Straße durch etliche Weiler bis sich plötzlich die Gegend öffnet und das Dorf Inzell (spr. die Inzel) in seinen Wiesen vor uns liegt. Hier ist ein altes Bild in der Kirche des Anschauens werth. Auch ist hier das Hügelland zu Ende und wir sind am Fuße des Gebirges angelangt. Rechts steigt der vieldurchsuchte Rauschenberg empor, an dessen Höhe noch das alte Knappenhaus hängt, links zeigt sich etwas ferner der hohe Staufen. Ihre Abhänge greifen so in einander, daß der Fremdling kaum errathen kann, wo und wie der Weg nun weiter führen wird. Wer zum erstenmale hieher kommt, fühlt ahnungsvoll: Jetzt geht es in die Berge.[1]

[1] Hier sollte eigentlich die Schilderung des Straßenzugs von der Inzel nach Reichenhall, des ehemals sogenannten Neuwegs folgen, sie ist aber in den nächsten Abschnitt verwebt.

Reichenhall.[1]

Das Abendroth verglimmt, die Tannen rauschen leise in schwarzer Schlucht, der Gießbach braust, die Berge steigen schauerlich empor zu finsterer Höhe; der Wanderer zieht müde seinen Weg, bis sich die Gegend öffnet und die Straße wieder heller wird und ins Freie führt. Da sieht er endlich ein freundliches Gasthaus schimmern mit hellerleuchteten Fenstern, in einer Wagenburg von Lastfuhren und Landkaleschen, während unter den Bäumen im zierlichen Garten zwischen Springbrunnen und Blumenbeeten noch Windlichter brennen, bei denen späte Gäste zechen. Das ist das Kaütl[2] eine halbe Stunde von Reichenhall, welches dreimal unterstrichen in meiner Brieftasche stand. Hier wollen wir den Wanderstab für einige Tage niederlegen.

[1] Diese Schilderung ist im Jahre 1841 entstanden, doch jetzt mannichfach nachgebessert, theils verkürzt, theils verlängert worden. Das Kaütl ist nun schon lange in andern Händen. Der alte treuherzige Revierförster, Wex, und der sagenfreundliche Seebühler sind gestorben, ersterer vor mehreren, letzterer vor wenigen Jahren.

[2] Eigentlich Ghaüel und dieses Deminutiv von Gehau, Waldplatz, wo das Holz gehauen, abgetrieben worden ist.

Es kann nicht leicht ein löblicheres Wirthshaus geben, als das Kaütl bei Reichenhall, welches ein weißes Gebäude mit grünen Jalousieläden ist, das am Eingange des Hochgebirges und am Ende des schönen Saalathales liegt und seinen eigenen Felsenschopf hinter sich hat, woran sich die malerischen Kellerhäuser der städtischen Bräuherrn übereinander aufgestaffelt anlehnen. Gegen die Stadt zu grünen breite Auen, gegenüber dunkelt ein Buchenhain, schroffe Klippen bedeckend, hinter dem Hause ziehen Tannenwälder an den Abhängen hinauf, die zu den Höhen leiten, welche in seltsamen Hörnern den niedlichen Landsitz bedrängen und bedrohen. So ist man halb im Thale, halb in den Alpen, zugleich an der Heerstraße und zugleich in Waldeinsamkeit; Peitschenknall tönt durch die Abendstille, und die Heerdenglocken läuten in den Morgenschlaf.

Geht man nun zeitenweise in die Stadt hinein, um die Zeitung nachzulesen, so sieht man einen prächtigen Bergkessel um sich, dessen Wände aus den weiten Auen mächtig emporsteigen, während schöngeformte Hügel wie bewaldete Eilande aus der grünen Fläche dieser Wiesen auftauchen. — Von den Bergen aber ist vor allen der Staufen zu nennen, der hoch und steil zur Linken sich aufthürmt und drei nackte Spitzen gen Himmel reckt, deren mittlere die Reichenhaller jährlich um Peter und Paul mit einem Kreuzgang besuchen, und der Untersberg, der riesenhafte, sagenreiche, ehrwürdige, in dessen unterirdischer Halle Kaiser Karl am steinernen Tische sitzt. Zwischen diesen beiden Bergen zieht die Saala in die Ebene hinaus, deren blaue Hügel ferne verschwimmen; wer aber ihren Lauf mit den Blicken aufwärts verfolgen will, der sieht zwischen andern Höhen

durch auf die Reutalm, die mit gerad abschießender rother Stirnwand von ungeheurer Höhe in das Thal hereindräut, wie ein Stück aus gigantischeren Welten.

Von solch erhabener Umgebung bekränzt liegt in tiefem Wiesengrund, von alten Weidenbäumen verdeckt, das Städtchen Reichenhall, das Ursprung, Namen und Wohlstand den reichen Salzquellen verdankt, die aus den Tiefen des Gruttensteins unterirdisch hervorbrechen. Wo sie ihre erste Entstehung haben und wo der Salzstein liegt, durch den sie sickern, das wissen ebensowenige, als wo der große Hort verborgen ist, aus dem die Isar die abgelösten Goldstäubchen gegen München führt.[1]

An diesen Quellen wohnten aber schon die Römer und freuten sich ihrer Trefflichkeit. Und als dann Hrodbert, der Heilige (St. Rupertus), zur Zeit der Agilolfinger in die Gegend kam, hatten auch die alten Bajuvaren bereits die Kunst gefunden, die edlen Wasser auszusieden, das Salz in Fässer zu schlagen und auf Saumrossen in die weite Welt zu senden. Zur selben Zeit entdeckte Hrodbert, wenige Stunden von den Quellen, da wo die Salzach aus den Bergen kommt, die prachtvollen Trümmer einer großen Stadt, welche mit Moos bedeckt und von alten Tannen beschattet waren. „Auf dem Schutte der gebrochenen Säulen, Tempelgemäuer, Siegesbogen und verfallenen Paläste vernahm er, hier habe einst eine Stadt längst verschwundener Völker gestanden, Juvavia geheißen.“

St. Rupertus hielt die Gegend seiner Pflege nicht für unwerth, erbat sich von Theodo, dem Herzoge des

[1] Ex auro Isarae schlug man ehemals Ducaten.

Bayerlandes, die vergessene Römerstadt, welche er auch gerne geschenkt erhielt und mit ihr den dritten Theil des Salzbrunnens, zwanzig Pfannen, nebst den Knechten, die sauren Quellen auszukochen. Sofort bekehrte er die Heiden und befestigte die jungen Christen in dem Glauben. Dieß alles mag vor zwölfhundert Jahren geschehen sein [1] und mit Recht behauptet daher die Saline zu Reichenhall, sie sei schon im grauesten Alterthum berühmt gewesen und überhaupt die älteste in Deutschland.

Geschah es doch einmal im Jahre 803, daß selbst Karl der Große etliche Zeit zu Reichenhall verweilte und da verschiedentlich regierte. Der Kaiser war es auch, der damals zu Ehren des heiligen Zeno, des Bischofs von Verona, eine neue Pfarrkirche erbaute, um der Stadt eine Wehr gegen die drohenden Wassergefahren zu geben, denn St. Zeno hatte sich bereits als Schutzpatron bei Ueberschwemmungen mannichfach bemerklich gemacht.

So wie die Quellen der Geschichte reichlicher fließen, sprechen sie auch häufiger von unserem Reichenhall. Es wird bald sehr hell in diesem Bergwinkel, aber die Beleuchtung geht zunächst von brennenden Städten und Dörfern, von lodernden Klöstern und Burgen aus. So viel Fehden und Kriege und Verheerungen, wie dieser Gegend zu Theil wurden, wird man im „herrlichen Mittelalter" nicht leicht anderswo finden. Mitunter schlugen selbst die Herzoge von Oesterreich und die Könige von Böhmen darein, aber die gewöhnlichen Kämpfer waren die Hallgrafen, die Herren von Plain und Peilstein,

[1] Die Frage, wann der heilige Rupert nach Bayern gekommen, ob zwischen 575 und 596 oder zwischen 695 und 711, ist bekanntlich die bestrittenste in der bayerischen Urgeschichte.

die zunächst die Salzwirthschaft und den Handel schützen, so wie die Gerichtsbarkeit üben sollten, die Erzbischöfe von Salzburg, die Herzoge von Bayern, alle mit Dienstmannen, mit Vesten und Burgen wohl versehen, alle gegen einander wegen hunderterlei verschiedener Späne über dieß und jenes, zunächst über die Rechte an den Pfannen und Zöllen. Da waren auch die Bürger von Reichenhall, muthige, verwegene Salzsieder und Handwerker, welche da Kriegszüge nach allen Seiten und besonders gerne nach Salzburg unternahmen, deren trotzige Streitlust aber noch am meisten Lob verdient, weil sie sich immer um die eigene Haut zu wehren hatten, während die andern Potentaten in der Nachbarschaft zumeist nur der heilige Durst nach Gold und der Neid auf das Gedeihen der Nachbarn in den Kampf führte. Wenn sie, die Reichenhaller, es an kriegerischem Ungestüm mitunter zu weit getrieben, so haben sie es auch wieder redlich büßen müssen, denn ihr Städtlein wurde in jedem Jahrhundert wenigstens ein paarmal abgebrannt.

Endlich hatte aber auch hier das deutsche Wüthen ausgetobt und je stiller es wurde, desto mehr konnte für die Salzquellen geschehen. Früher bestanden daran außer den landesherrlichen noch verschiedene andere Theile, welche von Klöstern, Stiftungen und etlichen Bürgern Reichenhalls gesondert versotten wurden; allmählig aber kauften die Herzoge und zumal Georg der Reiche von Landshut alle diese fremden Rechte zu den ihrigen und so wurden sie die einzigen und ausschließlichen Sudherren. Kluge, wohlerfahrene Baumeister gaben dem Betriebe immer bessere Wendungen. Ein Großes geschah zumal unter Maximilian I. Damals entdeckte man eine neue, sehr salzhaltige Quelle, dabei so reich, daß

es bedenklich schien, ob die Forsten des waldigen Berglandes auf die Länge hinreichen würden, die gesammte Flüssigkeit betriebsgemäß zu versieden. Da meinte Oswald Schuß, des Herzogs Hofrath, man solle die Wässer über Berg und Thal in andre Gegenden leiten, wo sie andre frische Wälder fänden. Dem Herzog gefiel der Rath und sein Hofbaumeister Simon Reifenstuhl übernahm (1617) das Werk, welches er auch glücklich ausführte. In neuntausend bleiernen Röhren strömte bald die Salzfluth über das Gebirge auf dem Wege, den man ihr gewiesen, nach Traunstein, wo die Pfannen schon hergerichtet waren, um sie rastlos auszusieden. Das Geschlecht der Reifenstuhle, welches eigentlich von Tegernsee und Gmund herstammt und schon seit vierhundert Jahren bekannt ist, hat von diesem Bau noch heut zu Tage den Ruhm. Seit Jahrhunderten waren sie Meister in der Baukunst und der Zimmerei und haben dieses Herkommen bis auf unsre Zeit, wo sie zu München wohnen, getreulich erhalten.

Später (1808) hat Georg von Reichenbach, ein Durlacher, der aber in Bayern viel Wichtiges ausführte und eigentlich auch die gezogenen Kanonen und die Spitzgeschosse erfand, zu der Soolenleitung noch manche Verbesserung hinzugethan. Jetzt besteht sie, wo die Wässer von selber abwärts laufen, aus hölzernen Teicheln, wo sie aber aufwärts getrieben werden, aus gußeisernen Röhren. Die höchste Höhe ist 828 Fuß.

Derselbe Georg von Reichenbach war es auch, der, als der wachsende Holzbedarf zu neuer Vorsicht trieb, die neue Leitung ausführte, welche jetzt von Siegsdorf ab nach Rosenheim geht. Dieß geschah in den Jahren 1808—1810. So groß war damals die Freude der

Landleute über das Gelingen des Werks, daß die Soole allenthalben, wie sie zum Erstenmale in ihren neuen Quartieren ankam, mit Böllerschüssen und Musik begrüßt und der anspruchslose Reichenbach mit bewundernder Herzlichkeit empfangen wurde, was ihn trösten konnte über viel Neid und Scheelsucht, die ihm oft begegnet. In demselben Jahrzehent (1816—17) stellte der nämliche auch die Verbindung mit dem Berchtesgadner Salzwerk her, so daß die süßen Wasser, welche dort zuerst in das Gestein gelassen werden und sich voll Salz ansaugen, durch eine andere kunstvolle Leitung bald an schroffen Felswänden, bald durch das Unterirdische nach Reichenhall heraus strömen und dann entweder dort in die Pfannen stürzen oder auch, je nach Bedürfniß, wieder weiter nach Traunstein oder Rosenheim rinnen. Damit ist das System der oberbayerischen Salinen wohl für alle Zeiten abgeschlossen. Diese letzte Zuthat war übrigens von hoher, wohlerkannter Bedeutung, so daß, obgleich die feierliche Eröffnung des Werkes in den Winter fiel, doch König Max I. mit den obersten Würdenträgern selbst zur Stelle kam und in den Jubel der Zuschauer herzlich einstimmte. Was jährlich in Reichenhall ausgesotten wird, schlägt man auf 240,000 Centner an.[1]

[1] In sprachlicher Beziehung wäre zu bemerken, daß die älteren Gewerke auch den Salzbrunnen Erz nannten („das Erz versieden"). Die süßen Wässerlein unter dem Boden heißt man zusammen den Oexler. Oexl, Aekiel könnte an rom. aquesella erinnern. Die technischen Ausdrücke bei der Salzbereitung, die Namen der Aemter und Würden, sowie die früher üblichen der verschiedenen Quellen dürften die Aufmerksamkeit des Sprachforschers verdienen. Der oberste Beamte — jetzt Inspektor — hieß ehemals der Salzmaier.

Seit vielen Menschenaltern hat übrigens jene Stadt kein größeres Unglück betroffen, als der Brand im Jahre 1834, welcher das Brunnhaus und 246 andere Gebäude verzehrte und einen Schaden von 1,000,000 fl. verursachte. Aber bald standen die Bürgerhäuser in verjüngter Schönheit wieder auf und über den Salzquellen erhoben sich, ein großes Viereck umschließend, die neuen Salinengebäude sammt dem schönen Bethaus in einem sehr ehrwürdigen Style. Das Riesige der Maschinen und die Eleganz der Einrichtung macht einen tiefen Eindruck selbst auf den, der nichts davon versteht, und um so lieber wird dieser der von Sachverständigen ausgesprochenen Meinung beitreten, daß die Salinen zu Reichenhall die großartigsten und die schönsten der Welt seien.

Zu den Brunnen kann man auch hinuntersteigen, und es ist ein eigenes Wehen in diesen unterirdischen Räumen, wo in labyrinthischen Schachten voll schwarzer Finsterniß die sauern Quellen rieseln, die süßen Bäche rauschen, die Räder gehen, die Druckwerke quirlen, ächzen und stöhnen, und bald Alles wieder so lautlos ist, und nur die gewaltigen Arme der Maschinen sich in den engen Gängen hin und her schieben, so leicht und ruhig, daß man sie mit dem kleinen Finger halten zu können vermeint, während sie Eichen knicken würden. Wundersam ist es, daß bei den Salzbrunnen in dieser Tiefe auch viele süße Quellen entspringen. Diese sammeln sich bald in einem mächtigen Bach, der durch einen langen Stollen in die Saala hinausfluthet. Ein kleiner Nachen ladet da zu unterirdischer Schifffahrt ein. Dieser Graben ist schon um's Jahr 1530 hergestellt worden.

Von den sauern Quellen haben einige gegen vier-

undzwanzig Procent Salzgehalt, und diese werden gleich in die Pfannen geleitet und versotten; die weniger salzreichen aber, die oft dicht neben den gehaltvollsten hervorkommen, müssen erst auf die Gradirhäuser gebracht und dort gestärkt werden. Es sind dieß unabsehbar lange hölzerne Gebäude, thurmhoch, an beiden Seiten offen, wo senkrechte Wände von Dornenreisern aufgeschichtet sind bis an das Dach. Unter diesem läuft in langer Rinne das heraufgepumpte Salzwasser hin, welches dann auf die Dornen gelassen wird und an der stachlichten Fläche in Millionen Tropfen herunter träufelt. Dadurch verflüchtigen sich viele wässrige Theile, die Flüssigkeit kommt unten „sudwürdig“ an und wird von da in die Pfanne geleitet. O, laßt mich darin ein Bild des Lebens finden, denn so führt ja auch den Menschen seine Möra zuerst aus dem dunkeln Schachte der ersten Kinderjahre hinauf in die frische luftige Höhe der Jugend, worauf er dann durch die Dornen und Hecheln des Lebens herunterstürzt, bis er, gereinigt von allen flüchtigen Theilen, als sudwürdig in die große Pfanne der Ewigkeit eingeht!

Von andern merkwürdigen Dingen, die hierorts noch zu sehen sind, von den künstlichen Schneidmühlen, von den Eisenhämmern und den übrigen Einrichtungen, die zu dem ungeheuern Betrieb des Salzamtes gehören, von der großen Zahl der Beamten und Bediensteten, so wie auch von dem lustigen Leben derer von Reichenhall ist hier nicht unsere Sache zu reden, vielmehr wenden wir uns wieder dem Kaütl zu, und gehen auf der Straße ins Gebirg hinein. — Da steigen zunächst hinter dem Wirthshause zwei rings abgeschnittene Felsenstöcke auf, die vordem Ritterburgen trugen, welche eine lederne

Brücke verbunden haben soll. Der eine steht gegen das Thal zu, der andere gegen das Gebirge. Auf die Kuppe des erstern führt ein vielbetretener Weg unter dem grünen Dache der Buchen empor, und oben prangt St. Pankraz, die Kapelle, in einem Kranze schönbelaubter Bäume, mit freier Aussicht auf das Thal von Reichenhall und seine riesigen Berghäupter bis zur Feste von Hohensalzburg und noch darüber hinaus. Auf den zweiten Felsstock, der von Natur völlig unzugänglich ist, führt eine hölzerne Treppe hinauf. Oben ragen noch die Ruinen der Burg Karlstein, schönes, altes, malerisches Gemäuer mit Thorwegen, Thürmen und Schießscharten, darinnen freie Wiesplätze, über welche schlanke Buchen ihre Schatten breiten, während Brombeerstauden über die verfallenen Brustwehren kriechen. Am Fuße des Burgfelsens wohnt seit langen Zeiten in einem freundlichen Häuschen ein alter, treuherziger Revierförster, der viele Liebe hatte zu seinen Ruinen, und manchen mühsamen Tag darauf verwandte, den öden Burghof auszuschmücken und an den Mauern hin kleine Gärtchen anzulegen. So blühten bald Rosen und Tulpen und andere Zierblumen in dem alterthümlichen Gesteine; Jasminhecken überwölbten stille Ruhesitze, aus denen der Blick ins Thal hinunterfiel; die schattigsten Bäume umgab der Waidmann mit Bänken, zur beliebigen Wahl stellte er bewegliche Stühle auf, und für den kühlern Abend errichtete er ein Sommerhaus, das er künstlich ausmalte. Aber die Freude, die der Förster hatte, dauerte nicht lange; denn da kamen bald die Fremden, für deren Vergnügen er sich so viele Mühe gegeben, nahmen die Stühle und warfen sie zu ihrem Ergötzen in den Abgrund, brachen die Bänke ab und thaten mit ihnen

deßgleichen, fielen über die Blumenbeete her und verwüsteten sie, rissen die Thüre aus dem Sommerhaus und zerschlugen die Fenster, so daß jetzt neben den steinernen Ruinen auch eine hölzerne steht und von den übrigen Anlagen nichts mehr zu sehen ist. — Es liegt noch viel mehr Rohheit in der deutschen Nation, als man sich im Allgemeinen zugesteht; wer's nicht glauben will, darf nur nach Berlin gehen, so oft dort Humboldt oder Schiller gefeiert werden sollen. — Seitdem steigt der Förster nur noch mit Wehmuth hinauf in das alte Schloß, das ihn ehedem so heimlich angelacht hatte.

Wer aber dieses alte Schloß erbaut haben mag? Man sagt, ursprünglich die Römer, seinen Namen soll es jedoch von Kaiser Karl erhalten haben, der es vielleicht, als er damals zu Reichenhall Hof hielt, wieder hergestellt. So viel ist richtig, daß der Name Karl in bayerischen Fürsten- und Dynastengeschlechtern sehr selten vorkommt und daher, wenn er in Ortsnamen gefunden wird, die Vermuthung leicht auf ein besonderes Ereigniß fällt. Von jener Zeit an besaßen es aber die schon genannten Hallgrafen von Peilstein, die Wächter der Salzpfanne, und als diese in einem Jahrhundert mit den Falkensteinern, den Valleyern, den Andechsern und andern großen Geschlechtern ausgestorben, fiel es an die Herzoge von Bayern, die dann die Haslanger, die Fröschel damit belehnten, aber schon Ende des sechzehnten Jahrhunderts durch Heimfall wieder in den Besitz eintraten und es allmählig verkommen ließen. Wening (1701) bemerkt, es sei ganz öd und seit vielen Jahren unbewohnt, aber auf seinem Bilde erscheint es doch noch wohl erhalten und unter Dach. Das ist ungefähr

Alles, was man da weiß von der Burg zu Karlstein — die einst auch Peilstein geheißen haben soll.[1]

So geht es uns auch mit dieser Burg, wie mit den meisten andern. Aus der Zeit, da noch die Zinnen und die Zugbrücke bestanden und das Gedächer auf den Thürmen und die runden Fenster das Abendroth spiegelten — da der Thorwart mit seiner Trommete den reisigen Gast anblies — die Ritter in der Trinkstube mit der Aussicht auf die ferne Heide zechten — der Edelknecht im Thürmlein wachtend seine Minne sang — das Fräulein vom hohen Söller ins Land hinaus mit dem Schleier seine Zeichen gab — Frau Elsbeth mittlerweile in dem Zwingergärtlein ihre Lilien begoß — der einsame Burgpfaff in der Kapelle hinter gemalten Fenstern seine Gebete leierte — da der prangende Zug mit den schönen Edelfrauen über die Brücke dröhnend zur Reigerbeize ritt, aus diesen Zeiten, zu denen uns ein romantisches Gelüste, so oft es auch schon aus den deutschen Herzen hinaus disputirt wurde, doch immer wieder hinzieht — aus diesen Zeiten, sag' ich, sind wegen Dürftigkeit der Quellen keine Nachrichten da und man weiß kaum, wie der Burgherr, viel weniger wie sein trautes Gemahl oder das Fräulein, der Edelknecht oder der Pfaff geheißen — oder wie viele „Hochgeziten," wie viele Vermählungsfeste und andere Freudentage an ihnen vorübergegangen sind.

Seit etwa drei Jahrhunderten aber, nachdem die Kuno und die Aribo, die Siboto und die Chadaloh längst ausgestorben und die Fröschel und die Mayrhofer

[1] Das Wappen der Burg, ein Panther, ist später in das Wappen der Stadt Reichenhall aufgenommen worden.

und die Hinterstaller, Oberkirchner und Mitterhuber, meist kurfürstliche Hofräthe, Geheimräthe und Hofkammerräthe eingezogen, seitdem man nicht nur jede Geburt, jede Hochzeit, jeden Todesfall, überhaupt jedes Auge kennt, das sich da auf und zu gethan, auch genau weiß oder erfahren kann, wenn dieser Kamin und jener Ofen errichtet worden, kurz seitdem diese einst ritterlichen Vesten zu Landhäusern zopfiger Honoratioren geworden und aus dem mystischen Dunkel des Alterthums in das helle Licht der neueren Zeit getreten sind, seitdem läßt uns auch ihre Geschichte gleichgiltig. Mit einem Worte: So lange sie uns interessiren, weiß man nichts von ihnen und sobald wir etwas von ihnen wissen, interessiren sie uns nicht mehr.

Uebrigens darf man auch nicht glauben, daß wir alle diese ahnungsvollen Ruinen als solche dem Mittelalter verdanken. Es ist vielmehr zu bemerken, daß es vor etwa einhundertfünfzig Jahren im bayerischen Hochlande kaum eine Ruine gab. Oder vielmehr es waren in jener Zeit wohl etliche Ruinen vorhanden, welche jetzt ganz verschwunden sind, aber was jetzt Ruine ist, war damals zumeist noch in vollem Stande und von fürstlichen Pflegern oder angesehenen Landsaßen bewohnt, wie Werdenfels, Falkenstein, die Auerburg, Markwartstein, der Karlstein und andre. So war auch Plain, welches jetzt aussieht, als ob es seit dem letzten Hallgrafen kein menschlicher Fuß mehr betreten, damals noch ein ganz wohnliches und stattliches Schloß.

Tief unten am Fuße der Felsen von Karlstein zieht im Walde die Straße hin, die dann oben am Thumsee vorübergeht. Dieß ist ein grünes Gewässer, um welches hohe Berge sich lagern, steil abfallend in die spiegelnde

Tiefe. Nur an dem andern Ufer stehen auf stillen Matten zwei einsame Bauernhäuser. Man sieht nirgends hinaus ins Freie, in keine Ebene, in kein Thal. Es ist ein eigenes Gefühl, am Abend den See entlang zu gehen, wenn die letzten Sonnenstrahlen auf die Zinnen des Karlstein fallen und dann allmählig die Alpengipfel rosenroth werden, wenn weiße Schleier über dem Gewässer zu wallen anfangen und die Tannen schweigend in die Höhe starren und der See leise an das Gestade schlägt. Wenn da die Mädchen in den Bauerhäusern drüben singen, so meint man die Wassernixen herüber zu hören über den See, und am Karlstein sieht man im Mondscheine geisterhafte Schatten wandeln. Die lärmende Welt scheint so unendlich ferne zu sein, obgleich das Kaütl nur eine Viertelstunde weiter unten liegt.[1]

Von da an geht die Straße in den Bergen fort, bis sie nach mehreren Stunden erst wieder ins Traunsteiner Hügelland hinaustritt. Vom Thumsee weg ist aber in der That kaum ein Schritt zu thun, der nicht seine eigenthümliche Schönheit mit sich brächte. Die Straße zieht sich an den Halden hin, sorgfältig eingemauert, oft aus dem Felsen gehauen — unten im Abgrund ein rauschender Bach, dessen silberner Faden hin und wieder durch die dunkeln Forste heraufblitzt — und kommt dann zu den Brunnhäusern im Nesselgraben, wo der Wanderer staunend in die Schlucht hinunterblickt, die da mit Krautgärten, mit eingerahmten Wiesplätzen

[1] Um den Thumsee spielt die Geschichte von dem „Seefräulein," wenn sie etwa Jemand gelesen haben sollte. (Novellen und Schilderungen v. L. St. Stuttg. 1853.) Zu Grunde liegt die Sage bei Panzer S. 11.

und kleinen weißen Gebäuden ausgeziert ist, welche durch seltsame Treppengänge von vielen hundert Stufen mit einander verbunden sind. Weiter oben erheben sich links und rechts die Felsen in senkrechter rother Wand zu schauerlicher Höhe, und in lange zu verfolgender Zeile kommt hier aus tiefem Thale die Straße von Tirol herauf; die andere aber zieht immer höher hinauf, immer weiter in die Berge, allenthalben von den eisernen Röhren begleitet, in welchen die Soole läuft. Dieser Leitung zu Liebe mußte sich die gigantische Natur und der rauhe Dolomit allenthalben einschneiden, aushauen und zurichten lassen, und die alma mater, die Salinenadministration, hat hier manches Römerwerk erbaut. Da gibt es Tunnel, Teufelsbrücken, Wasserklausen, Straßenstrecken, die hoch am Berge hinlaufen, während ihre gemauerten Grundlagen unten im Abgrunde ruhen, und bald auf einzelnstehenden Felsenschöpfen, bald in engen Schluchten ober und unter der Straße erscheinen die weißen Brunnhäuser, wo die salzige Najade gastfreundlich aufgenommen und mit dem besten Drucke wieder weiter entsendet wird. So haben Menschenhände überall kleine Ornamente in der Gegend verstreut, was aber nicht verhindert, daß dieser Straßenzug einer der wildesten und schönsten ist, die man sehen kann. Gar nicht mit Unrecht nennt ihn Kohl daher die bayerische Via mala.

Aber auch außerdem ist diese Landschaft reich an allerlei Denkwürdigkeiten. Die Burg zu Karlstein haben wir schon erwähnt; es sind ihrer aber noch mehrere. Ueber der Stadt liegt Gruttenstein, die Veste, am Fuße des Staufen liegt Staufeneck, das Schloß, weiter gegen den Untersberg zu, auf buschichter Höhe, die Ruine von

Pleien oder Plain, einem Sitz der alten Hallgrafen. Dahinter geht nach altem Glauben der Weg in den Untersberg. Unterhalb Plain gegen Salzburg zu liegt Marzoll,[1] ein uralter Ort mit einem wehrhaften Schloß, das in seinem jetzigem Bau fast an die Zeiten der Kreuzzüge erinnert. Es gehörte einst denselben Fröscheln, die auch Karlstein besaßen, deren letzter, wie Rath Her erzählt, sein Vermögen in der Alchymie vergeudete, dann in der Lehre Luthers Trost suchte, ins Ausland wanderte und dort verloren ging. Niemand weiß, wo er sein Grab gefunden, während seine Vorfahren rühmlich zu St. Zeno und in andern angesehenen Kirchen ruhen.

Nicht weit von Reichenhall, an der Straße nach Salzburg, steht eben dieses Münster von St. Zeno mit einem schönen romanischen Portal aus dem zwölften Jahrhundert und einem Kreuzgang aus derselben Zeit, in welchem viele Herren des ältern bayerischen Adels begraben worden — nur Schade, daß die gewaltigen Grabsteine, die auf dem Boden liegen, fast ganz abgetreten sind. An einem der Fensterpfeiler sieht man auch noch in halberhabener Arbeit das Bildniß Kaiser Karls des Großen, welcher, wie wir oben schon meldeten, dieses Stift gegründet hat. Auch die schöngeschnitzten Chorstühle und noch manche andre kleine Ueberbleibsel aus

[1] In den ältesten Urkunden ad Marciolas. Der Name Marzell kommt in Tirol öfter vor und erklärt sich dort als marczuola, maresuola, d. h. als ein Deminutiv von mara, welches Muhr, Bergbruch bedeutet. Ad Marciolas hieße demnach: bei den Mührlein. Ich zweifle nicht, daß die Etymologie auch zur Lokalität stimmt. Gruttenstein heißt um 1200 Gruti, Grutta, vielleicht dasselbe was Gereute, Greut?

den früheren Jahrhunderten sind der Aufmerksamkeit des Beschauers werth.

Zwischen St. Zeno und der Stadt liegt Achselmannstein, der berühmte Curort, das Bad der Bäder, der oberbayerischen wenigstens, einst selbst von König Max II. mit mehrwöchentlichem Besuche ausgezeichnet, von deutschen und undeutschen Gästen während der schönen Jahreszeit immer reichlich besetzt, wegen der großen Erfolge viel gepriesen und gerühmt.

Zu Non in der Capelle ist ein gothischer Altar, trefflich in Holz geschnitzt, und in der Gmain, einem österreichischen Dorfe, eine halbe Stunde vor der Stadt, sind in der Kirche sechs schöne alte deutsche Gemälde zu sehen vom Jahr 1499, sowie auch ein uraltes, steinernes Muttergottesbild, welches Erzbischof Thiemo von Salzburg gefertigt haben soll, derselbe, der in saracenischer Gefangenschaft (1101) grausam gemartert worden. Weiter gegen Salzburg zu liegt die Walserheide, auf welcher der dürre Birnbaum steht, der so berufen ist in der deutschen Sage. Ueberhaupt, sowohl für den schlichten Wanderer, der nur schauen mag, als für den gelehrten Meister, der untersuchen will, für den Liebhaber alter Sagen wie für den Geschichtsfreund ist hier reiche Ernte zu finden; und im ganzen deutschen Reiche liegen wohl nicht drei so schöne und so großartige Gebiete neben einander, als die von Reichenhall, Salzburg und Berchtesgaden.

Die Gegend von Reichenhall ist klassisch für die deutsche Sage. Zu Reichenhall im Dienst des Stadtschreibers stand ja jener Lazarus Aigner oder Gitschner, der an Mariä Geburt im Jahre 1529 von einem

Mönche in den Untersberg geführt wurde und glücklich wieder an die Oberwelt kam, wie wir früher (S. 85) schon erzählt haben. Sein Bericht ist in der Gegend noch in einzelnen hochgehaltenen Abschriften vorhanden, auch schon ein- oder das anderemal gedruckt worden, und zuletzt hat uns den Text abermals Professor Maßmann gegeben in einem sehr lesenswerthen Heftchen, das im Jahre 1831 unter dem Titel: „Der Untersberg bei Salzburg“ zu München herauskam.

Als ich einmal im Kaütlgarten mit dem wackern Förster, der da seinen Abendtrunk einzunehmen pflegt, über diese Dinge sprach, empfahl er mir einen ehrengeachteten Mann der Gegend, der viele solche Sagen — Lügen nannt' er sie — zu erzählen wisse, und seine Freude haben würde, einen gläubigen Zuhörer zu finden; denn es gehe ihm nachgerade ziemlich schlecht mit seinen Geschichten, weil sie der Zehnte nicht mehr hören wolle. Dieser schätzbare Freund alter Sagen ist der Salinenbrunnenwärter Joseph Schwaiger, den man den Seebühler heißt, weil seine Brunnwarte auf einem waldigen Bühel am Thumsee liegt. So erging denn die Einladung an ihn, sich Sonntags früh im Kaütlgarten einzufinden, und als er kam, setzten wir uns unter einen Kastanienbaum zu Bier und Brod; er fing an zu erzählen, und ich hörte zu.

Der Seebühler ist ein Mann von neunundfünfzig Jahren, mit einem schöngefärbten, heitern Gesicht, in welches schlichte weiße Haare hineinhängen. Er kann ordentlich schreiben und lesen, und spricht dabei die altbayerische Mundart in voller Reinheit. Die Worte rinnen ihm geläufig von der Zunge, und zuweilen bringt er einen guten Scherz an. Außer seinem Gedächtniß

hat er keine Behelfe für seine Erzählungen. Das jüngere Büchlein von Maßmann kennt er nicht, obwohl er ältere gesehen hat; dagegen behauptet er, vor Jahren eine Handschrift vom Untersberg besessen zu haben, die ein Stadtschreibersohn von Reichenhall — wohl Niemand anders, als obiger Lazarus Aigner — verfaßt, gar ausführlich und schön zu lesen, worin bei weitem mehr gestanden, als in den gedruckten Büchern. Diese habe er aber auf's Dringendste angegangen, einmal einem Lieutenant vom Leibregiment zu München mitgegeben und sie nicht mehr zurückerhalten, was er sehr bedaure. Insbesondere sei die Handschrift reich gewesen an Prophezeihungen über einreißende böse Zeiten, und habe namentlich enthalten, daß mit kommenden Jahren Jeder allein und für sich aus seinem Kruge trinken und Einer dem Andern um seinen Bissen neidig sein werde, was auch nach und nach so eingetroffen. In seiner Jugend aber habe, wenn ein angesehener Bauersmann in's Wirthshaus gekommen, die Wirthin, die nun schon wußte, daß es große Gesellschaft geben werde, gleich die Tische zusammengeschoben, und bald sei die Runde voll gewesen, weil Jeder den Andern lieb hatte und gern bei ihm war. Maßkrüge wurden aufgestellt und eine Schürze voll Brod über den Tisch hineingeworfen; jeder Vorübergehende sprach freundlich ein, und zuletzt wurde die Zeche gemeinschaftlich berichtigt und die später Gekommenen ließen sich's nie nehmen, gerade so viel zu zahlen, als die frühern Gäste, Alles in gemüthlicher Einigkeit und aus nachbarschaftlichem Wohlwollen. — Ferner habe die Handschrift allerlei gewußt von den Pfiffen, womit die Obrigkeit den ungelehrten Landmann bedrücke, worüber man sich jetzt freilich nicht mehr so sehr

beklagen könne; und endlich habe sie geweissagt, wenn einmal die Mannsbilder rothe Hüte tragen würden, werde ein großes Verderben nicht mehr ferne sein, weßwegen es denn unter den Sagenfesten in Reichenhall keinen kleinen Schrecken verursacht, als vor mehreren Jahren ein junger Metzgerknecht mit einem rosenrothen Seidenhut von der Münchner Dult nach Hause gekommen.

Mit der alten Sage vom Untersberg war der Seebühler also sehr vertraut; da sie aber unsere Leser schon kennen, so erwähnen wir nichts davon, sondern erzählen unserm Gewährsmann nur ein paar andere darauf bezügliche Geschichten nach, zum Zeichen, daß diese Sage noch bis in unsere Tage herein an den dunkeln Halden des mährchenhaften Berges und in den nahen Thälern wohnhaft sei, und daß sie dieselben Spuke, welche die Vorvordern erlebt, auch noch die Zeitgenossen gerne erleben lasse.

Der Seebühler spricht also: „Vor nicht gar vielen Jahren trafen zufällig sieben Holzknechte und drei Reichenhaller in der Früh um vier Uhr auf dem Untersberg zusammen, alle Willens, nach Salzburg zu gehen. Als sie so mit einander fortwanderten, kam auf dem schmalen Fußwege ein Zug schwarzer Männchen daher, Paar und Paar, gegen vierhundert an der Zahl, sämmtlich gleich gekleidet, zwei Trommelschläger und zwei Pfeifer voran. Die Männchen marschirten rüstig vorüber, ohne sich irgend um die Zuschauer zu bekümmern, zogen dann um eine Felsenecke und waren nicht mehr zu erfragen. Hat Krieg bedeutet."

Es ist eine alte Geschichte, daß die Untersberger zu Zeiten um Mitternacht ausziehen, um in den Kirchen der Gegend Gottesdienst zu halten. Das hat der Mönch schon dem Lazarus Aigner gesagt und ihm die unter-

irdischen Gänge gezeigt, durch die sie gehen, auch hat er diesen selbst mitgenommen nach St. Bartholomä hinten am Königssee. — So erzählt denn auch der Seebühler, es seien einmal sein Vater und ihrer zwei andere vom Thumsee bei Nachtzeit mit einander nach Berchtesgaden gegangen, Wildpret zu schießen. Außerhalb Reichenhall seien sie bei der Kirche von St. Peter, die jetzt niedergerissen, vorübergekommen, gerade als es zwölf Uhr geschlagen. Alsbald haben sie die Kirchenfenster hell erleuchtet, und als sie hinaufgeklettert, die ganze Kirche voll schwarzer Leute gesehen, jeder mit einem Lichte und Alle in tiefer Andacht. Ein geistlicher Herr habe das Hochamt gehalten, ganz feierlich, und die Orgel und die volle Musik wunderschön dazu gespielt. — In den Dom zu Salzburg ziehen die Untersberger ebenfalls gern unter Trompeten- und Paukenschall und halten dort ihre Aemter, ferner zu St. Bartholomä und zu Berchtesgaden in der Probstei; aber auch zu St. Zeno, in der Gmain und im Stift zu Högelwörth sieht man öfter um Mitternacht die Kirche erleuchtet und hört Orgel und Musik. Ebenso will man sie in der Pfannhauscapelle zu Reichenhall bemerkt haben; nicht minder in dem fernen Maria Eck. Ja, als der Seebühler einmal nach St. Salvator bei Prien am Chiemsee kam, erzählte ihm die Meßnerin das nämliche von ihrer Kirche. Er stellte sich ungläubig und disputirte, aber die Meßnerin sagte, es seien Nachbarsleute genug dabei gewesen, und hätten alle die Kirche erleuchtet und voll schwarzer Männchen gesehen, auch die Orgel und andere Instrumente gehört. Die Thüre habe sich verschlossen gezeigt und der Schlüssel nicht aufgemacht. Nun könne er nicht anders denken, als dieß seien auch

die Untersberger gewesen, obgleich sie einen weiten Weg hätten bis St. Salvator.

Das Meiste, was wir hier wiedergeben, ist durch die Aussagen glaubwürdiger Personen gewährleistet; denn es war dazumal ein großes Kegelschieben im Kaütlgarten, und als die Landleute den Seebühler sahen, kamen sie nach einander herbei, um zuzuhorchen, und bestätigten oder berichtigten, je nach den Geschichten, die jeder kannte, die Angaben des Brunnenwärters.

Der Seebühler erzählt weiter: „Vor Zeiten kam einmal ein Jägerbursch in den Untersberg und blieb ein Jahr lang darinnen. Als er wieder herausging, hörte er in der Gmain zur Kirche läuten und ein kleines Mädchen sagte ihm, daß ein Seelengottesdienst gehalten werde für einen Jäger, der vor'm Jahr auf dem Berge verloren gegangen sei. Darauf begab er sich in die Kirche, kniete vor das Speisegitter, und als es Zeit zum Opfer war, stand er zuerst auf und ging voran. Nun erkannten ihn erst seine Verwandten und Befreundeten und verwunderten sich gar sehr, daß der mit dem Opfer ging, für dessen arme Seele sie den Trauergottesdienst hatten halten lassen. Der Jäger hat's aber nur dem Erzbischof von Salzburg erzählt, und sonst Niemanden, wo er gewesen und was er erlebt, starb übrigens schon ein Vierteljahr darnach. — Die nämliche Geschichte steht in Professor Maßmanns Büchlein, aber ohne den schönen Zug, daß der Jäger selbst den Opfergang anführt. Er heißt da übrigens Michael Holzegger und die Begebenheit wird in's Jahr 1738 verlegt.

Weiter erzählt der Seebühler: „Es ist noch nicht so gar lange her, so kam Sebastian Flatscher, Scheuerbauer zu Fagen, an den Untersberg und sah da an

einem Felsen lange Goldzacken herunterhängen. Er versuchte, etwas davon abzusprengen, aber da sie mit der Hand nicht loszubrechen waren, so ging er nach Hause, um eine Hacke zu holen, legte aber vorher noch einen großen Steinhaufen zusammen unter den Felsen hin, um die Stelle nicht zu verfehlen. Als er mit der Hacke wieder zurückkam, fand er zwar den Steinhaufen, aber die Goldzacken waren nirgends mehr zu erschauen." Der Seebühler hat den Mann selbst gekannt und sich die Sache von ihm erzählen lassen, meint auch, ähnliche Fälle seien öfter schon vorgekommen.

Die Untersberger sind übrigens eine gutthätige, menschenfreundliche Nation, immer schwarz gekleidet, und etwas kleiner Statur. Sie lassen sich noch jetzt zuweilen sehen, obgleich nicht mehr so häufig, als in frühern Zeiten. Doch gewahrte einmal der Bernerbauer vom See in der Frühe drei Untersberger, die am Brünnlein bei der Seebühelbrücke unterhalb des Wegkreuzes tranken, schlich sich auch leise hinzu und wollte sie fangen, hatte aber, als er sie zu packen meinte, nichts in den Händen und die Männlein waren verschwunden.

So viel von diesem Berge. Näher bei Reichenhall finden sich noch andere Mähren, die sich zunächst an die Weitwiesen, jene schönen Auen, die vom Kaütl bis zur Stadt den Thalgrund einnehmen, an den Karlstein und an jene Stelle knüpfen, wo zwischen himmelhohen Felsenwänden die Straßen von Unken und von Traunstein sich vereinigen, und welche die Wegscheid heißt. Der Seebühler erzählt also weiter: „In den Jahren 1782 und 1783 ging in hiesiger Gegend viel Gerede von dem Weitwiesenweiblein. Es war dieß ein ganz winziges Weiblein mit schwarzem Gewande und mit einem kleinen

Tiegel in der Hand, in welchem ein Lämpchen brannte. Das Gesicht sah man nicht, man meinte eher, sie hätte keines, denn ein großer Hut lag ganz flach auf ihren Schultern. Wenn nun die Leute bei Nacht über die Weitwiesen nach Hause gingen, so war oft auf einmal, und ohne daß man sehen konnte, woher es gekommen, das Weitwiesenweiblein da, ging nebenher und leuchtete ihnen. Dieß that sie meistens recht getreulich und zuverlässig, zuweilen aber, wenn es ihr so ankam, führte sie die Leute an ganz abgelegene Oerter, wo sie gar nicht hin wollten, ließ sie da stehen und war nicht mehr zu erschreien. Sie sprach nichts und doch hatte Niemand einen Schrecken vor ihr, vielmehr kam es allen so vor, als wenn es so sein müßle, gab ihr auch Niemand einen Dank für ihre Begleitung. Einmal aber zerbrach einem Fuhrmann in finsterer Nacht beim Kalkofen ein Rad, und da stand plötzlich das Weiblein neben ihm und leuchtete mit einem Lämpchen. Dem Fuhrmann war dieß ein großer Trost und er sagte deßwegen „tausend Dank." Darüber sprach das Weiblein voller Freuden: „hätte an einem Dank schon genug gehabt; jetzt sieht mich Niemand mehr," und war verschwunden. Hatte auch ganz recht, denn von dieser Stund' an hat sie Niemand mehr gesehen."

Vom Karlstein geht die Sage, es sei da in alten Zeiten ein schönes Fräulein aufgewachsen, Gisela mit Namen, die der Vater einem fremden Rittersmann zur Ehe geben wollen. Sie habe aber einen Herrn aus der Gegend lieb gehabt, und da der Vater gleichwohl auf jener Heirath hart bestanden, so habe sie sich am Hochzeittage über den Burgfelsen herabgestürzt. Seit der Zeit ist es nicht mehr geheuer in dieser Gegend und auf der Burg.

Der Seebühler weiß davon Folgendes: Als noch der alte Ferchl Revierförster, oder, wie es damals hieß, Holzschaffner war und im Jägerhaus unter dem Karlstein wohnte, fand er jedesmal, so oft er in die Burg hinaufkam, einen Rupertigroschen. Den durft' er nun zwar aufheben, aber sobald er ihn aufgehoben, mußte er sich ungesäumt davon machen. Zuerst begann es nämlich Sand auf ihn zu werfen, dann flogen kleine Steine, und dann immer größere und größere, so daß es ihm oftmals lebensgefährlich bedünkte, obgleich er nie getroffen wurde. Auch das Burgfräulein wird noch hie und da gesehen.

Vom Thumsee erzählt man weiter nichts, als daß ein großer Fisch darinnen sein Wesen treibe, der sich nicht fangen lasse. Ich fragte wohl nach Wassernixen, wollte aber Niemand etwas davon gehört haben. Desto reichlicher spukts oben an der Wegscheid, in dieser ungethümen Bergschlucht. Man spricht da seit undenklichen Zeiten von einem Wegscheidweiblein, und behauptet nicht ohne Wahrscheinlichkeit, es sei dieselbe Gisela, die sich einst vom Karlstein herabgestürzt. Manche haben sie an der Wegscheid sitzen sehen, oder daherum winseln gehört; überhaupt ist dieser Engpaß sehr verrufen und schon allerlei dort passirt.

Soviel von dem Seebühler aus dem Jahre 1841. Es hat mir zwar derselbe dazumal noch mehreres erzählt, was ich früher auch veröffentlichte, allein es fehlt uns hier der Raum, um alle seine Geschichten wiederzugeben. Uebrigens finden sich auch sonst noch allerlei Sagen in der Gegend von Reichenhall. So z. B. erzählt man,

es seien einst zwei Jäger auf den hohen Staufen jagen gegangen und als sie das Glöcklein unten im Thale gehört, wie es zur Wandlung läutete, hätten sie sich darüber lustig gemacht, seien aber auch gleich in Stein verwandelt worden. Man zeigt noch von der Stadt aus zwei Felsenzacken auf der Schneide des Staufens, welche man die steinernen Jäger nennt. Aehnliches liest man von der „steinernen Agnes," einem weißen Kalksteinfelsen ober Hallthurm, welcher einer Jungfrau gleicht. Diese Agnes soll nämlich eine schöne Sennerin gewesen sein, die vom bösen Feinde verfolgt die Mutter Gottes um Hülfe bat, welche dann die Geängstigte in einen Stein verwandelte. Andre sagen, es sei ihr dieß zur Strafe begegnet, weil sie über das Avemarialäuten gespöttelt. Wieder eine andre Version gibt Panzer. Wenn um Sonnwenden die Sonne auf sie scheint, so hört man die steinerne Agnes jauchzen, was an den Klang der Memnonssäule erinnert. Diese Versteinerungssagen sind übrigens im Gebirge sehr häufig, aber gewöhnlich nur im nächsten Umkreise bekannt und beachtet.

Ferner berichtet Panzer vom Staufenberge eine Sage, in welcher sich die Bestandtheile des Mythus von den drei Fräulein gerade so wiederfinden, wie wir sie oben (S. 95) aufgestellt. Auch auf dem Karlstein haben sie vor undenklichen Zeiten gewohnt. Wir hätten früher erwähnen sollen, daß ihrer ebenso am Engelstein bei Bergen, auf der Auerburg bei Audorf und an der Rachelwand bei Falkenstein gedacht wird.

Eine neue Geschichte vom Untersberg hat man im Jahre 1847 gehört. Um diese Zeit, in welcher auch der dürre Birnbaum auf dem Walserfelde wieder zu grünen begann, kam nämlich zu einem Bauernknechte

ein Bergmännlein und winkte ihm zu folgen. Der Knecht willfahrte und so führte ihn das Männlein auf einen Felsen, von wo er abwärts schauend das Thal voll Soldaten sah. Sofort stiegen sie auf eine andere höhere Stelle und von dort aus sah der Knecht das Thal voll Blut. Und endlich stiegen sie an einen dritten, noch höheren Ort; was er aber dort gesehen, das wollte der Knecht keinem Menschen anvertrauen.[1]

Als ich im letzten Mai anderthalb Tage zu Reichenhall war, verwendete ich gleichwohl wieder einige Stunden auf die Sagenwelt, selbst auf die Gefahr hin, bei meinen lieben Landsleuten abermals ganz lächerlich zu werden. Altbayerns Gebildete wissen nämlich noch immer nicht recht, wie sie sich zu solchen Dingen stellen sollen. Herr Dr. Fr*** zu Burghausen behauptet z. B. noch immer, es sei einmal ein gewisser Steub nach Reichenhall gekommen und nach Sagen frätschelnd dem lustigen Pfarrer von St. Zeno in die Hände gefallen, welcher ihm dann eine Menge Bären aufgebunden, die der andre alle ganz gläubig habe drucken lassen. Wenn wir nun auch den Umstand, daß ich mich nicht erinnere, jenes überlegene Kirchenlicht je gesehen zu haben, ganz bei Seite lassen wollen, so wissen doch die Gebildeten im übrigen Deutschland mit voller Bestimmtheit, daß die altbayerischen Stadt- und Landpfarrer vielleicht manches andre, aber gerade solche Sachen nicht erfinden können.

Also ging ich denn wieder ganz unbefangen vors Thor hinaus, einmal zu Georg Gruber, dem Küblerbauern, ein andermal nach der Gmain, dem Dorfe, das

[1] Sollte er vielleicht den wiederhergestellten Bundestag gesehen haben? oder den bayerischen Zug nach Hessen?

dicht am Untersberg liegt, und kam beidemale nicht ohne alle Frucht nach Hause. An beiden Orten berief man sich gerne und oft auf die „Alten.“ „Ja, wenn die Alten zusammenkommen, wenn die Alten im Wirthshaus von diesen Geschichten anfangen, da hört man Sachen u. s. w.“ An beiden Orten kannte man aber auch die „Beschreibung,“ welcher man große Verlässigkeit zuzuerkennen schien. Ich fand anderen Tages zufällig eine solche Beschreibung — sicherlich identisch mit jener, die man in Reichenhall meinte — zu Berchtesgaden, ein gebundenes, mit ziemlicher Sorgfalt geschriebenes Büchlein von 120 Seiten. Die Titel der einzelnen Abschnitte sind zu größerer Zierlichkeit mit rother Tinte eingetragen. Die Beschreibung, die der selige Seebühler dem Lieutenant mitgegeben, muß dieselbe gewesen sein, denn es kommen dort die angedeuteten Prophezeihungen sehr reichlich vor, zumal auch die von den rothen Hüten. Diese Beschreibung ist aber nichts andres, als eine Abschrift des Volksbuchs, welches unter dem Titel: Sagen der Vorzeit — angeblich 1782 zu Brixen erschienen ist. Dafür zeugt, daß sie ebenfalls „Sagen der Vorzeit“ betitelt ist und daß alle Stellen, welche Maßmann aus dem mir nicht zur Hand gekommenen Brixner Büchlein mittheilt, sich gleichlautend in ihr wieder finden. Uebrigens ist bei diesem Büchlein sicherlich sowohl Jahreszahl als Druckort erdichtet. Der Titel „Sagen der Vorzeit“ ist augenscheinlich nach Veit Webers Sagen der Vorzeit, welche erst 1787 erschienen, gewählt, und der hamletische Spruch: Viele Gelehrte glauben nicht, daß es noch geheime Sachen gibt, von denen sie sich nicht träumen lassen — paßt weder zum Jahre 1782, noch zu Brixen. Mir scheint jene Schrift

im Anfang dieses Jahrhunderts, eher als nicht zu Salzburg, gedruckt zu sein.

In diesen Sagen der Vorzeit finden sich nun der Bericht des Lazarus Aigner, der aber hier und sonach auch im Volksmunde immer Gitschner heißt, und ihm vorausgehend etliche andre Geschichten, wie die vom Fuhrmann (s. oben S. 85), vom Jäger und von dem Bauern mit der wilden Frau. Letztere lautet kurzgefaßt also: Ein Bauer ging einer wilden Frau nach wegen ihrer schönen langen Haare. Sie fragte ihn, ob er verheirathet sei, was er aber läugnete. Sie legten sich nun zusammen ins volle Gras, jedoch ohne etwas Unrechtes zu thun. Mittlerweile kam des Bauern Weib daher und sagte freundlich: O, die schönen Haare! was thut ihr denn da? Darauf ging sie wieder; die wilde Frau aber hielt dem Bauern sein Läugnen vor und sagte: Hätte deine Frau einen Aerger zu erkennen gegeben, so wärest du jetzt verloren; nun gehe aber nach Hause und lebe getreulich mit deinem Weibe.

Der Küblerbauer also, Georg Gruber, ein Mann in mittleren Jahren, erzählt ohne besondere Gläubigkeit, aber doch mit einer gewissen Achtung vor den Ueberlieferungen der Alten. Zunächst kennt er aus der Beschreibung die drei Hauptgeschichten vom Fuhrmann, vom Jäger und von der wilden Frau. Ferner erzählt er, wenn der Kaiser gekommen sei und auf dem Walserfelde die letzte Schlacht geschlagen habe, werde er auf einem dreifüßigen Schimmel mit der Siegesfahne davonreiten — eine Weissagung, in welcher mir der dreibeinige Schimmel neu ist. Ferner: Es kommen noch einmal die Schweizer (erobernd) mit gefrorenen Schuhen, so schnell, daß sie im Kaütl sein werden, ehe die in

Reichenhall etwas davon erfahren. Sie werden so weit kommen, daß man ihren Stier bis nach Wien hinein brüllen hört, dann aber wird's auch vorbei sein mit ihrer Macht. — Diese Prophezeihung klingt sehr exotisch, paßt gar nicht in den Sagenkreis des Untersbergs, knüpft sich aber wahrscheinlich an die Heldenzeit der Appenzeller an, als diese in den Tagen Friedrichs mit der leeren Tasche beinahe bis Innsbruck vorgedrungen waren.

Ferner: Sein eigener Bruder habe einmal am Berge eine wunderschöne wilde Frau mit langen, langen Haaren gewahrt. Sie stand an der Ecke eines Felsens, ging aber, als er näher kam, langsam hinter diesen. Er folgte rasch, aber als er um die Ecke gekommen, war nichts mehr zu sehen.

Ferner: Ein Kutscher, der bei St. Zeno sein Stüblein hatte, war einmal, da es gegen Mitternacht ging, eben beschäftigt sich auszuziehen, als sich die Thüre leise aufthat, ein langer Zug von dunklen Männchen — alle paarweise — durch das Gemach seinen Weg nahm und durch das Fenster kirchenwärts verschwand. Es sind wenige Jahre, daß sich dieses zugetragen.

In der Gmain, in der alten, uralten Gmain, kehrte ich beim obern Wirthe ein, fand da Frau und Tochter freundlich und gesprächig, ebenfalls ohne tiefe Ueberzeugung, aber sichtlich eingenommen für das Poetische dieser Sagen. Die drei erwähnten Geschichten waren die ersten, die sie brachten und zwar auch mit Berufung auf die Beschreibung. Dann schilderten sie gar lebhaft, was für wunderbares Zeug man oft hören müsse, wenn die Alten zusammenkämen — leider daß sie sich das wenigste merken könnten. Namentlich gedachten sie des Ellhamer Hiesl's — es gebe noch alte Leute, die ihn

gekannt — welcher besonders viel erlebt habe. In der Erinnerung war ihnen aber nur geblieben, daß er einst auf den Untersberg gegangen, Schneegattern (Blumen) abgepflückt, auf seinen Hut gesteckt und als er heimgekommen, diese in Kronenthaler verwandelt gefunden habe. Als er sofort wieder an denselben Ort geeilt, seien aber die Blumen nicht mehr dagewesen. Ein andermal sei er, auf dem Berge herumstreifend, plötzlich vor einem eisernen Thore gestanden. Ueberzeugt, daß dieß ins Unterirdische führe, habe er einige Nachbarn herbeigeholt, um mit ihnen den Gang zu wagen. Als sie aber an den Platz gekommen, sei das Thor nicht mehr zu finden gewesen.

Ferner: Annel, die bei ihnen später Magd gewesen, habe vorher auf dem Untersberg als Sennerin gedient. In einer Nacht nun sei sie plötzlich aufgewacht, habe in der Hütte ein Feuer gesehen und um dasselbe drei schwarze riesenhafte Männer. Die Flamme sei so hoch gewesen, daß es ihr geschienen, sie müsse weit über das Dach hinausschlagen. Sie, in Todesangst, habe zu beten angefangen, und immer und immer sich mit Weihbrunnen besprengt. Endlich sei alles wieder dunkel geworden und in der Frühe, als sie nachgesehen, habe nicht ein Scheitel von ihrem Holze gefehlt. Sie sei dann zum nächsten Bauern gegangen, um ihm die Geschichte zu erzählen. Dieser aber habe ihr gesagt, das seien Untersberger gewesen — das sei nichts seltsames und komme öfter vor.

Eigenthümlich ist das Verhältniß mit dem Birnbaum auf der Walserheide. Dort steht nämlich ein solcher, nahe an der Straße, der jedoch ganz frisch und gesund ist. Nach der Sage soll er aber ein dürrer sein

und nur bei besondern Gelegenheiten grün werden. Um diesen Widerspruch etwas zu verdecken, behaupten einige, der besagte Birnbaum grüne zwar und blühe, aber Früchte trage er nur in den großen Zeiten, wo er als Prophet des deutschen Volkes auftrete. Immerhin ist die Sage dem kräftigen Aussehen des Birnbaumes gegenüber etwas außer Fassung. Die Alten wenigstens haben wieder eine andre Meinung. Sie lachen, sagte die Wirthin, wenn man von diesem Birnbaum als dem ächten rede, denn der rechte Birnbaum, den die Prophezeihung meine, der sei noch gar nicht vorhanden, gar nicht „außigwachsn," der müsse vielmehr, wenn seine Zeit gekommen, über Nacht aus dem Boden schießen. Diese Ansicht hebt zwar den Widerspruch der Sage mit dem Augenschein, aber wo bleibt der dürre Birnbaum, der doch immer vorhanden sein soll?

Dieß die heurige Ausbeute beim Küblerbauern und in der Gmain. Wir fügen noch bei, daß auch Zeising am Untersberg eine Sennerin kennen lernte, welche ihm ganz ernsthaft versicherte, sie habe die Musik aus dem Innern des Berges so vernehmlich und einladend gehört, daß sie unwiderstehlich danach habe tanzen müssen. Ferner sagte man in Reichenhall, vor etlichen Jahren sei einmal um Mitternacht die Aegidienkirche ganz beleuchtet gewesen und es glauben daher nicht wenige, daß die Untersberger da einen Gottesdienst gehalten.

Nach allem dem, was ich dieses Mal und früher gehört, läßt sich der jetzige Stand des Untersberger Sagenwesens etwa bestimmen, wie folgt:

Der eigentliche Kern der Sage, der Kaiser, der am Tische sitzt und einst wieder herauskommen wird, ist unversehrt, doch scheint er die Leute nicht mehr recht zu

interessiren, wenigstens kommen sie von selbst nicht leicht darauf zu sprechen. — Die älteren Erzählungen von Lazarus Gitschner, vom Fuhrmann, Jäger und der wilden Frau leben ebenfalls noch fort, aber wohl nur mit Hülfe der Beschreibung. Durch sie sind sie gewissermaßen canonisch geworden. Neuere Gebilde dieses reicheren, novellenartigen Inhalts finden sich nicht — dazu ist die Zeit vorbei; sie würden nicht mehr geglaubt werden. Dagegen ist das Volk an die Erscheinung der Untersberger, Männlein und Fräulein, und an das gespenstische spukhafte Wesen des Berges so sehr gewöhnt, daß sich darüber, wie wir sahen, noch ganz junge Erzählungen aufthun konnten. Von dieser Gattung würden sich, wie ich glaube, um den Berg herum, in den verschiedenen anliegenden Dörfern, noch eine ziemliche Anzahl sammeln lassen — schon die Gmain selbst scheint ein sehr günstiger Boden — doch meine ich nicht, daß viel dabei herauskommen dürfte. Es werden sich immer nur Variationen bekannter Themata finden und der mythologische Inhalt des ganzen Sagenkreises, wie wir ihn jetzt kennen, schwerlich erweitert werden.[1]

[1] Hier ist's wohl noch Zeit, die Bemerkung beizufügen, daß der österreichische Professor Filz in seiner Geschichte von Michelbeuern, was alte ritterschaftliche Angelegenheiten betrifft, von den bayerischen Scribenten sehr merklich abweicht. Nach ihm sind die Plainer und die Peilsteiner, die bei den unsrigen als Eine Familie gelten, ganz verschiedenen Ursprungs, und zwar die ersteren von den thüringischen Grafen von Weimar, die letzteren von den bayerischen Grafen von Tengling ausgegangen, und dergleichen noch viel mehr.

Berchtesgaden.

Wer gut berathen ist und Zeit hat, wird von Reichenhall nach Berchtesgaden weit lieber über Jettenberg gehen, als über Hallthurn. Der erstere Weg ist zwar weiter und mühsamer, aber auch viel schöner und großartiger.

Vom Brunnhause am Jettenberg steigt derselbe sehr hoch hinan, in einer ungeheuern Schlucht, welche einerseits das Lattengebirge, andrerseits die rothen Wände der Reutalm bilden. Unten tost in unaufhörlichen Wasserfällen der Bach — etliche Sennhütten liegen tief im Abgrund — die Senkung des Thales füllt ein großer Wald aus, wo sich Ahorne und Fichten freundlich vereinen.

Oben auf der Höhe geht irgendwo links ein Fußsteig ab, der auf die schönste Hochebene führt. Es ist eine Gegend wie auf dem Audorfer Berg, nur in viel riesenhafterer Umgebung. Dieselbe grüne, weitausgebreitete Mappe, nur daß sie hier von der Reutalm, vom Wazmann, auf dessen Gipfel man noch Trümmer der Arche Noä bemerken soll, vom hohen Göhl und andern Ungeheuern umrahmt ist. Unter Ahornlaub und Apfelbäumen zeigt sich auch mancher niedliche Hof, nicht von der breiten Gattung der Miesbacher und Chiemseer Höfe, aber von jener frugaleren, in welcher Armuth

und Edelsinn wohnen. Dieser Hochsteig hat mir, als ich ihn im letzten Mai zur Blüthezeit beging, besonders gut gefallen. Man heißt ihn den Kunterweg, von Kunter, Thier oder Vieh.

Bei der Kuntercapelle, einer Wallfahrtskirche, geht der Pfad wieder zu Thale und führt in die Ramsau.

Dieses reizende Thalland mit seinen uralten Ahornbäumen, umgeben von den höchsten Berghäuptern, ist durch die Münchner Landschafter zu besondern Ehren gebracht worden. Karl Rottmann weilte hier in stillem Frieden manche Sommerszeit. Noch jetzt kommt jährlich ein kleines Häuflein da zusammen, das sich trotz der baufälligen, wenig schönen Stuben des Wirthshauses und der wenig schönen Menschen, im Genuß der Landschaft äußerst glücklich fühlt. Im Sommerhaus der Herberge betrachtet man gern die heitern Skizzen, die ein kühner Griffel auf der Wand zurückgelassen.

Von hier aus muß man auch dem Hintersee einen Ausflug widmen. Er liegt ohnedem nicht ferne und ist ein kleines Gewässer, an dessen Ufer eine Capelle steht und ein Wirthshaus, dessen Salmlinge einen Namen haben. Von hier aus hat Rottmann den hohen Göhl im Abendsonnenschein gemalt — das herrliche Bild, das in der Pinakothek zu München hängt.

Der Weg von der Ramsau nach Berchtesgaden ist aller Reize voll. Von den Mühlsturzhörnern und dem Steinberg verfolgt, vom Wazmann begleitet, vom hohen Göhl erwartet, von der Ache angesungen, von Ahornen beschattet zieht der Wanderer das Thal entlang und kömmt an manchem schön gestellten Hofe, an manchem Bethäuslein, an ein paar Mühlen und namentlich an dem berühmten Druckwerk zu Ilsang vorbei. Einmal

auch, in der „Engedein," überrascht in schöner Einsamkeit ein Schulhaus, in dem die Kinder buchstabiren, daß es weithin durch die Berge hallt.

Doch darf der Pilger vorher den Windbach oder Wimbach ja nicht übersehen. Er geht da von der Straße ab über die Brücke, an einem Bauernhäuslein vorbei und kömmt bald in die vielgerühmte Klamm. Durch einen schattigen tiefen Felsenspalt rauscht hier ein Bach — ein schmales, etwas morsches Stiegenwerk kriecht an der überhängenden Wand hin — wildes Gestein, junge Fichten und grüne Wiesen, die ihre letzten saftigen Zünglein hereinstrecken, bilden das Gegenüber. Dort zeigen sich nun viele gar zarte, zierliche Schleierfälle, die wie weiße glänzende Brabanterspitzen über das weiche Moos heruntersinken oder über den röthlichen Fels. Die Sonnenstrahlen luegen auch herein und malen auf die silbernen Wassertapeten die schönsten Regenbogen. Die ganze Klamm gewährt einen eigenthümlich feinen, seltsamen Anblick.

Nachdem wir von der Ramsau aus zwei Stunden im Thale fortgewandert, steigt die Straße in die Höhe und zieht bald um eine Bergecke; plötzlich erscheint das königliche Landhaus und dann die Kirchen und Häuser von Berchtesgaden.

Ueber den Anfang des Stiftes zu Berchtesgaden [1]

[1] Ursprünglich Perhthersgadem, Wohnung des Perhther, ahd. Perahthari, eines deutschen Ansiedlers. Auch Wazmann kommt als Mannsname zu jener Zeit häufig vor. Vielleicht war eine Wazmannsalpe vorhanden, wornach dann der Wazmannsberg benannt wurde. Die Sage von König Wazmann, der wegen seiner Grausamkeit in Stein verwandelt worden, ist gar tonlos und schwach, wahrscheinlich sehr jung.

haben wir noch einen fast gleichzeitigen, nämlich aus der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts stammenden Bericht, der neuerdings wieder im ersten Bande der Quellen und Erörterungen zur bayerischen Geschichte (1856) veröffentlicht worden ist. Er läuft etwas geschwätzig dahin und besagt ungefähr Folgendes:

Irmengard, die Mutter des Grafen Berengar von Sulzbach (des dritten Gemahls der schönen Adelheid), eine Frau, ausgezeichnet durch Ehrbarkeit und Adel vor der Welt, durch Frömmigkeit und Andacht vor Gott, that einst das Gelübde, ein Kloster zu stiften. Nicht durch Trägheit, sondern durch weltliche Geschäfte abgehalten, verfiel sie aber ihrer letzten Krankheit, ehe sie dieses Vorhaben ausführen konnte. Im Angesicht des Todes nun rief sie Herrn Berengar, ihren Sohn, zu sich und bat ihn inständigst, ihr Gelübde zu vollziehen und dazu die Güter Perhthersgadem und Niderheim zu widmen. Graf Berengar von Sulzbach versprach dieß zu thun und wendete sich alsbald an Udalrich, den Abt des Klosters Raitenbuch, Augustiner Ordens, welches zu Füßen des Peißenberges liegt und damals durch den Ruf seiner Heiligkeit weithin erglänzte. Abt Udalrich hielt es für Unrecht, der frommen Eingebung eines solchen Fürsten seine Beihülfe zu versagen und sandte auf dessen Bitte acht ehrbare Männer nach Perhthersgadem, vier Priester und vier Laienbrüder, unter ihnen auch Eberwein, den erwählten Probst. „Dort aber,“ sagt die Handschrift, „fingen sie nach kurzer Zeit an, ihre Aufgabe etwas nachlässiger zu betreiben, indem sie an der weiten Einöde, vielmehr an dem schauerlichen, durch den Graus beständigen Frostes und ewigen Schnees abschreckenden Urwald einen Ueberdruß empfanden und

deßwegen wollen wir lieber mit Stillschweigen übergehen als erzählen, wie oft sie den Ort gewechselt, um einen tauglichern Sitz für ihre Verbrüderung zu finden." Endlich aber nach mannigfachen Versuchen entschloß sich Eberwein gleichwohl, wieder in den wilden Wald von Perhthersgadem zu ziehen, nahm dort Steinmetzen in Lohn und legte den Grundstein des Klosters, das Johannes dem Täufer und dem heiligen Petrus gewidmet wurde. So ist aus einem „Aufenthalt der wilden Thiere und einem Schlupfwinkel der Drachen eine Stiftshütte Gottes geworden." Graf Berengar freute sich des Gelingens und sandte dann nach dem Willen der sterbenden Mutter seinen Bruder Kuno von Harburg und den Probst Eberwein nach Rom, wo sie Paschalis II. gnädig aufnahm und der neuen Stiftung den besondern Schutz des heiligen Stuhls zusicherte. Und im Jahre 1122 wurde das Münster durch Erzbischof Konrad von Salzburg feierlich eingeweiht.[1]

Kaum stand jedoch das Stift der Männer, als sich auch schon Sehnsucht nach einem Frauenklösterlein bemerklich machte, welches sich denn nach Sitte der Zeit bald schwesterlich an jenes lehnte. Sofort begann aber ein fleißiges Leben. Die Hochwälder erklangen von den Axthieben der Klosterleute und die düstere Lampe des Bergmanns flimmerte bereits in den Stollen des salzreichen Tuval. Auf seinen Schätzen gedachten die Pröbste auch zumeist ihre irdische Wohlfahrt aufzubauen und so schnell kamen sie zu Gedeihen und Blüthe, daß selbst die Erzbischöfe von Salzburg nicht zu erhaben

[1] Der folgende Abriß nach der Geschichte des Fürstenthums Berchtesgaden von Ritter J. E. von Koch-Sternfeld. Salzburg 1815.

waren für den Neid. Wie damals nach Kinder Art jeder haben wollte, was er sah, so stürzten jene Kirchenfürsten gar oft mit ihren Reisigen über den Schellenberg herein, um zu nehmen, was sie fanden und zu verbrennen, was sie nicht mitnehmen konnten. Die Streitigkeiten und Schlägereien über die Rechte, welche die Erzbischöfe auszuüben verlangten und über den Salzhandel, der von beiden Seiten stets mit bitterer Eifersucht betrieben wurde, füllen hauptsächlich die Leere der Jahrhunderte. Einmal kommt auch vor, daß ein Probst, der Ulrich hieß, wegen der gewaltigen Schulden, die in solchen Kriegen entstanden waren, größere Sparsamkeit einführen wollte, daß er aber das Ziel nicht erreichte, weil die Chorherren gegen ihn meuterten, beim Erzbischof über seinen Despotismus schrieen, seine Kenntniß des Lateins in Frage stellten und ihn einsperrten. Endlich ließen sie ihn wieder frei, wogegen er aber abdanken mußte (1381). Ueberhaupt fehlt es schon in der früheren Geschichte des Stifts gar nicht an mannigfachen Winken über allerlei Stänkereien der Chorherren mit dem Probst.

Unter jenem Herrn erhielt das Ländchen aber auch seine Verfassungsurkunde, Landesfreiheit oder Handfeste. Es war darin zunächst bekundet, daß des Gotteshauses Güter, die bisher alle Jahre auf Freistift, das heißt gegen Aufkündigung verpachtet waren, fürderhin, jedoch mit Vorbehalt der Leibeigenschaft, in Erbrecht gegeben werden sollten. Auch allerlei andere Verhältnisse der Bauerschaft — ein Adel war in dem jungen Ländchen nicht erstanden — werden auf leidliche Art geregelt.

Unter Ulrichs Nachfolger, Sighard, der in den damaligen Wirren mit Salzburg gegen Bayern war, brach Herzog Friedrich in das Land, raubte alle Gold-

und Silberpracht des Gotteshauses, gebrauchte dieses als Stall für seine Rosse, entführte die Gebeine der Heiligen mit allen Büchern und Gefäßen, verjagte Mönche und Nonnen, kurz, hauste, wie die alte Beschreibung sagt, als barbariae princeps, als ein wahrer Barbarenhäuptling. Es gereicht in unsern verschrieenen Zeiten denn doch zur Beruhigung, daß selbst die ungläubigsten Generäle und gottlosesten Feldmarschälle jetzt nicht mehr wagen würden, was sich damals die kirchenmäßigsten Fürsten erlaubt.

Von nun an litt aber die Probstei, obwohl erst im vierzehnten Jahrhundert befindlich, schon an einem ganz modernen Uebel, nämlich an Staatsschulden. Einhundertfünfzigtausend Gulden etwa betrug es, was verschiedene Edelleute, Bürger und Juden zu fordern hatten, und das Stift brachte damals in seiner Erschöpfung nur wenig über zweitausend Gulden jährlicher Einkünfte auf. Vergebens wandte man sich an die Herzoge von Bayern und Oesterreich um ein Anlehen. In der letzten Noth bat man endlich den Erzbischof Pilgrim, die Verwaltung des Landes zu übernehmen. Es blieb sonach nichts übrig, als Schwert und Hirtenstab niederzulegen — Salzburg that das Stift, doch unbeschadet der Chorherrnpfründen ein und der Probst hatte aufgehört zu regieren. Die Herzoge von Bayern grämten sich darüber, denn sie wollten nicht, daß die Erzbischöfe, mit denen sie immerdar zu kämpfen hatten, an Macht und Gewalt einen Zuwachs erhalten sollten. Sie klagten zu Rom und der Papst hob sofort die Einverleibung auf, obwohl er sie schon bestätigt hatte; darauf klagte auch der Erzbischof und der Papst hob auch die Bulle wieder auf, welche die Einverleibung aufgehoben hatte. Hiemit

gaben sich aber die Herzoge nicht zufrieden und riefen neuerdings zum päpstlichen Stuhl empor, worauf dann dieser 1404 abermals beschloß, daß die Probstei, nachdem sie seit 1393 dem Erzstifte unterworfen gewesen, wieder unabhängig werden solle. Die Herzoge machten sich ein Gewissen daraus, dieses Weisthum schnell und kräftig auszuführen, fielen also mit gewaffneter Hand verwüstend in das Erzbisthum ein, worauf aber bald Friede und eine neue Probstwahl veranstaltet ward.

Wie die Pröbste allmählig zur Selbstständigkeit gekommen, ist nicht ganz klar, doch so viel gewiß, daß sie seit Kaiser Maxens Zeiten als unmittelbare Herren und Fürsten des Reiches galten. Sie stellten zum Reichsheere zwei Mann zu Roß und vierunddreißig zu Fuß. Die geistliche Unabhängigkeit von dem Erzstift erwarben sie 1455, so daß sie von da an unmittelbar unter dem heiligen Stuhle standen. Jedoch behielten sie noch Sitz und Stimme auf den salzburgischen Landtagen und zwar bis 1627.

Die Reformation trug ihre Lehren auch an die Gestade des Königssees und in die Alpenhütten des Watzmanns. Doch hielten sich die Neugesinnten still bis zum Anfang des Jahres 1525. Damals, an einem strengen Wintertage, brachten die Salzburger Schergen einen Cleriker nach Schellenberg, um ihn nach dem Pinzgau ins Gefängniß zu führen. Des Weges müde, setzten sie sich ins warme Wirthshaus, während Matthäus, der Priester, auf ein Pferd gebunden vor der Thüre im kalten Winde bleiben mußte. Dieser hob nun an, zu der Menge, die sich um ihn sammelte, rührend zu sprechen, daß er verfolgt und mißhandelt werde, weil er das reine Evangelium gepredigt u. dgl.

Die Schellenberger Buben, auch die Pinzgauer, deren viele anwesend waren, darunter ein Jüngling, Namens Stöckel, nahmen sich die Rede zu Herzen, befreiten den Prediger und jagten die Salzburger Schergen davon. Der Erzbischof, Mathäus Lang, erwüthete hierauf, ließ die Pinzgauer, darunter den jungen Stöckel, einfangen und auf Hohensalzburg enthaupten. Ueber dieses errichteten die Bauern einen heimlichen Bund und schworen Blutrache. Mit dem Frühling standen auch wirklich die Pinzgauer auf und zogen nach Salzburg, wo ihnen die Bürgerschaft zufiel, so daß der Erzbischof mit seinem Hofe in die Veste flüchten mußte. Damals ging's den Bauern einige Zeit lang sehr gut. Michael Gruber, ein Pinzgauer, hatte am Ulrichstage einen glänzenden Sieg über den Landeshauptmann der Steiermark, Christoph von Dietrichstein, erfochten, zog darauf mit der siegreichen Armada nach Salzburg und übernahm den Oberbefehl. Dadurch ermuntert, stießen auch die Berchtesgadner mit einem eigenen Fähnlein zu den Belagerern. Mittlerweile aber rückte die Hülfe Bayerns und des Schwabenbundes unter Herzog Ludwig in die Nähe. Dieser schoß in das Lager der Bauern, während die Erzbischöflichen von der Veste herunter mit grobem Geschütz ihrer Stadt zusetzten. Die Bauern schädigten indeß den Zuzug viel empfindlicher als er sie. Da besann sich der Herzog, trat in freundliche Unterhandlung und brachte eine Sühne zwischen dem Kirchenhirten und seinen Unterthanen zuwege. Die Berchtesgadner zogen heim und kamen noch ganz gut weg, da auch ihnen Vergessenheit versprochen und gehalten wurde. Im Erzstifte dagegen entstand, durch grausame Thaten der Rache bewirkt, im nächsten Jahre ein neuer Auflauf.

Viele Edelleute fanden den Tod, viele Schlösser gingen in Feuer auf, zuletzt aber wurden doch die Bauern niedergeworfen und ihre Führer in großer Menge enthauptet.

Die Zeiten wurden ruhiger und die Berchtesgadner legten sich wieder eifriger auf den Handel mit Salz und mit Holzwaaren. Im Jahre 1535 gab Probst Wolfgang den Drechslern, den Löffel- und Spindelmachern, welche sich unter dem Schutz des heiligen Sebastian vereinigt hatten, die erste Handwerksordnung, um viele Mißbräuche, die sich eingeschlichen, abzuthun. Sie wurde öfter mit Zusätzen erneuert, sowohl um dem Eigennutz der Verleger zu steuern, als auch zu hindern, daß zu viele Hände jenes Gewerbe ergriffen und sich der Landwirthschaft entzögen. Es wird übrigens behauptet, die Bewohner dieses Bergländchens seyen schon vor der Reformation beflissen gewesen, Deutschland, vielmehr die ganze Christenheit mit Spielwaaren zu versehen. Ja, Columbus und Vasco de Gama sollen deren schon nach West- und Ostindien mitgenommen haben, und in den Urkunden des Klosters Benedictbeuren finde ich sogar schon im zwölften Jahrhundert als Zeugen einen Nithardus aus Berchtesgaden, der ein tornator, ein Drechsler war. Die Bildung der Hand wurde von oben herab immer mehr befördert, als die des Kopfes. Zu Wolfgangs Zeit war nur ein einziger Lehrer in Berchtesgaden und dieser lehrte nur lateinisch.

Im siebenzehnten Jahrhundert kam es auf, daß die Chorherren, welche alle adelich sein mußten, und schon lange in eigenen Häusern wohnten, zu besserm Schutze gegen Salzburg als Pröbste die bayerischen Prinzen erwählten, die gewöhnlich schon minderjährig als Bischöfe

zu Regensburg oder Freising oder gar als Kurfürsten auf dem erzbischöflichen Stuhle zu Köln saßen. Sie kamen selten in die abgelegene Probstei, ließen vielmehr durch ihre Commissäre regieren, was den Berchtesgadnern nicht zuträglich war, da sich jene manche Willkür erlaubten, und nebenbei viel Geld aus dem Lande ging. Auch hörten die Zänkereien zwischen Kapitel und Kurfürst-Probst nie auf. Während jenes nichts höher schätzte als seine Ungebundenheit, verlangte dieser die alte Klosterzucht, gemeinschaftliches Leben, verbot die beliebten Lustfahrten auf dem Königssee mit den Beamtenfrauen, die grausamen Jagden, wo Hirsche, Rehe und Gemsen von den höchsten Wänden herab in den See getrieben wurden u. s. w. Dieß dauerte 128 Jahre, bis das Stift, um einmal wieder etwas Neues zu versuchen, 1723 den Freiherrn Julius Heinrich von Rehlingen zum Probst erwählte. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts wanderte, wie aus dem Pinzgau und später aus dem Zillerthale, so auch aus diesem Ländchen manches Hauswesen, das sich zur protestantischen Lehre bekannte, nach Norddeutschland aus, oder auch nach Nürnberg, wo sich für die Kunst des Schnitzelns ein guter Boden fand. Die Schulden des kleinen Staates wuchsen übrigens immer mehr; schon hatte man 1795 das ganze Salzwesen gegen eine jährliche Abfindung an Bayern überlassen und die gefürstete Probstei war längst gantmäßig, als die Säcularisation eintrat, welche sie dem neugefertigten Kurfürstenthum Salzburg zuwarf, wogegen sie 1810 der Frieden zu Schönbrunn an das Königreich Bayern brachte. Unter dessen Scepter nahm das Ländchen bald einen sichtlichen Aufschwung durch den Aufenthalt des Hofes, die Zunahme des

Fremdenbesuches und zumal da durch Reichenbachs Talente ein neues Leben in das Salzwesen kam. Seiner Kunst verdanken wir die bewundernswerthe Röhrenleitung, die das Salzwasser nach Reichenhall führt, mit den berühmten Druckwerken zu Berchtesgaden und zu Ilsang, deren letzteres die Soole auf eine senkrechte Höhe von 1218 Fuß hinauftreibt. Daß dieses Berchtesgadener Salzwasser eigentlich ein süßes ist, welches aber in den Salzberg geflößt und dann erst, nachdem es sich mit Salztheilen gesättigt hat, wieder herausgezogen wird, dieß haben wir schon weiter oben erwähnt. Es gewinnt auf diese Art einen Salzgehalt von siebenundzwanzig Procent, während selbst die Edelquelle zu Reichenhall kaum fünfundzwanzig gewährt. Uebrigens geht nicht alles über die Berge davon, denn ein Theil wird auch in dem schönen Sudwerk zu Frauenreut beim Markte versotten und zwar jährlich ungefähr 125,000 Centner. Es versteht sich von selbst, daß der Salzberg zu den vornehmsten Merkwürdigkeiten des Ländchens gehört und daher jedenfalls besucht werden muß. Der Gang in seine unterirdischen Hallen ist bequem und gefahrlos. Der Salzberg zu Berchtesgaden rechnet sich zu den galantesten seiner Art, denn er gewährt auch deutschen Frauen Zutritt und gastliche Aufnahme. Ja, er bietet Thusneldens Enkelinnen sogar ein besonderes Gemach, wo sie den Schmuck der Crinoline, der ihre germanischen Leiber umhüllt, beseitigen und den eigenen Umfang in ein richtiges Verhältniß zu der Enge der Stollen bringen können. Haben nun also Männlein und Weiblein im Zechenhaus die bereit gehaltenen Bergmannskleider angelegt, so wandern sie, jedes mit einem Grubenlicht versehen, anderthalb Stunden in den Eingeweiden unsres

Planeten herum, bewundern die mit Stein ausgelegten Gänge, weiter drinnen die in allen Farben glänzenden Salzschichten, rutschen einen oder zwei Schürfe hinunter, stehen erstaunt auf der Galerie von Kaiser Franzens Sinkwerk und schauen ängstlich in die schwarze Tiefe, erschrocken bis ins Herz hinein über den furchtbaren Knall der zu ihrer Erheiterung losgebrannten Pulvermine und kommen zuletzt wohlbehalten heraus, gewöhnlich recht vergnügt, die Sonne wieder zu sehen. Der Berg ist bereits so vielfach durchbrochen, daß wer alle Gänge abgehen wollte, in einem Tage nicht fertig würde; dennoch besteht für die nächsten tausend Jahre noch lange keine Gefahr, daß die Ausbeute sich verringern könnte. In den Stollen trifft man auch mehrere Denkmäler, die zu Ehren des Kaisers, der Kurfürsten, Pröbste oder andrer Männer des höchsten Ranges da gesetzt worden sind.

Hr. Adolf Zeising, der diese Gegend im Sommer 1857 beschriftstellerte,[1] ertheilt der Landschaft von Berchtesgaden unter allen, die er in der deutschen und helvetischen Alpenwelt gesehen, unbedingt den ersten Preis. Zwar scheine manches zu fehlen, was allenfalls auch vorhanden sein dürfte, wie z. B. der Blick in eine weite reiche Ebene, ein großer, schiffbarer Strom mit romantischen Resten der Vergangenheit, Wasserfälle von hervorragender Bedeutung u. s. w.; aber das harmonische Ensemble, zu dem sich alles hier vereine, sei es eben, was dieser Gegend den unvergleichlichen Reiz gebe.

In der That ist das Ländchen äußerst schmuckreich

[1] S. Morgenblatt 1858, Nr. 13 u. ff. Ich verdanke dieser Schilderung auch einige Wahrheiten in der meinigen.

— im bayerischen Gebirge mit keinem andern, auch nicht mit der Umgebung von Partenkirchen zu vergleichen, welcher Ort sonst in seinem Wettersteingebirge den einzigen ebenbürtigen Doppelgänger des Watzmanns aufzuweisen hat. Partenkirchen und Garmisch, sein Schwestermarkt, liegen nämlich in einem glatten offenen Wiesenthal, Berchtesgaden dagegen auf schluchtigen, buckeligen Halden, deren immer wechselnde Gestaltung das Auge stets von Neuem fesselt. Die Häuser, welche den verschiedensten Geschmacksarten angehören, kauern malerisch auf den Höhen oder verbergen sich geschämig in den Tiefen. Die Berghänge außerhalb des Marktes, welcher selbst schon der Landschaft zur Zierde gereicht, sind mit saftigen Wiesen belegt, mit reinlichen Bauernhöfen besetzt, von allerlei Bäumen, Kastanien, Linden, Trauerweiden, Silberpappeln beschattet, von rauschenden Bächen und Flüssen durchströmt, von Pfaden, Promenaden und Landstraßen durchschnitten, auf welchen sich emsiges Volk, beschauliche Alpengäste, Lastkarren und Equipagen farbenreich hin- und herbewegen. Hiezu kommen nun die ragenden Hochwächter rings in der Runde, theils als schauerliche Wände entgegendräuend, theils bis zum Gipfel hinauf begrünt und bewaldet und im Hintergrunde wie die Tiara des Hohenpriesters die herrlichen Hörner des Watzmanns.

Da diese Schönheiten außerhalb des Landes ebenfalls schon hinlänglich bekannt und berühmt sind, so braucht auch nichts zu geschehen, um die Gäste herzulocken. Die drei Gasthöfe, welche hier zu finden, erfreuen sich keines sehr günstigen Rufes. Molkenkur, Fluß-, Wellen-, Sturz-, Douche- und Sool-Bäder, überhaupt eine Kaltwasseranstalt und dergleichen würde wohl

hie und da an einem sonnigen Plätzlein oder in einer warmen Bergschrunde sich noch anklammern können; indessen hat bojoarische Erfindungsgabe für die leidende Menschheit am Rand der Alpen schon so viel geleistet, daß wir ihr eine weitere Anstrengung nicht zumuthen wollen. Zu Berchtesgaden ruft auch niemand darnach. „Die meisten Bewohner des Städtchens sind Beamte und Bergleute mit fixen Besoldungen, die bei einer Erhöhung der Preise, welche ein starker Zufluß von Fremden nothwendig mit sich führt, nicht gewinnen, sondern nur verlieren können.“ Damit hängt es auch zusammen, daß der Wohnungen, die dem Fremden sich gastlich öffnen, sehr wenige sind, denn was Licht, Luft und Aussicht hat, ist eben von diesen Honoratioren für Sommer und Winter in Miethe genommen, und wenn sonst ein schnell ausgeräumtes Mägdestübchen oder Apfelkämmerlein zu hohen Preisen angeboten wird, so findet sich gewöhnlich nichts darinnen, als ein übler Geruch und etlich morsches Gerümpel aus der Zeit der gefürsteten Probstei. Eigene Häuser mit Rücksicht auf den Fremdenbesuch oder gar schweizerische Pensionen herzustellen, ist hier noch niemanden eingefallen. Ebenso fehlt es auch an irgend einem größeren Local, welches den Fremden bei Regenwetter zur Zusammenkunft oder überhaupt der Geselligkeit dienen möchte, obgleich im Neuhaus ein Leseverein besteht, welcher ein halbes Dutzend Zeitungen gewährt.

Als älteres Bauwerk ist nur sehenswerth die Stiftskirche — jetzt ohne Thurm, da man ihn 1843 abgetragen. Sie zeigt noch Thorbögen und Kreuzgang romanischen Styls, schöngeschnitzte Chorstühle und etliche mächtige Grabsteine der infulirten Pröbste aus der

jüngsten Zeit der Gothik. König Max hat sich außerhalb des Marktes durch Herrn Ludwig Lange, den griechischen Baurath, ein sehr geschmackvolles Landhaus errichten lassen, das er jeden Herbst auf einige Wochen bewohnt, um den Gemsjagden obzuliegen. König Ludwig, welcher seltner erscheint, nimmt seinen Aufenthalt in der Residenz der alten Pröbste.

Wie schon angedeutet, treiben die Berchtesgadener gleich den Ammergauern namentlich die Hochschnitzerei.[1] Es ist eine Arbeit für Bauern, Taglöhner und Hirten, für Frauen und Kinder, zumal in der Winterszeit, wenn Aecker und Almen verschneit sind. Sie haben darin mitunter eine große Geschicklichkeit erworben und schnitzen selbst aus Kirsch- und Aprikosenkernen die niedlichsten Kunststücke. Diese Fertigkeit verdanken sie zumeist dem Umstand, daß jeder Arbeiter sein Leben lang nur das nämliche hervorbringt. Der „Herrgottsschnitzler" schnitzt ewig nur seinen Herrgott, der andre macht nur „Posthörnlen" oder „Tanzdocken" oder „Trommler mit dem Schlägel." Diese Production hat übrigens auch mancherlei Gefahren. Nicht selten trifft sich's nämlich, daß das spielende Kindervolk, draußen in der Welt, irgend einen Artikel, auf welchen so manches Hauswesen sein Fortkommen gegründet hatte, plötzlich als unzeitgemäß und altmodisch verwirft. Dieß verursacht zu Berchtesgaden großen Jammer, Angst und Noth, denn der arme Schnitzler muß dann oft in hohem Alter Alles vergessen, was er gelernt hat, sich auf ganz neues Spielzeug einüben und so das Schnitzen wieder von vorne beginnen.

[1] Vgl. J. G. Kohl, S. 283.

Uebrigens bleibt es immer, selbst wenn es gut geht, ein ärmliches Geschäft. Nur die „Verleger" d. h. die Handlungen zu Berchtesgaden, Hallein und Salzburg, welche die Waare den Schnitzlern abkaufen und sie dann im Großen nach allen Welttheilen versenden, nur diese werden wohlhabend dabei, die Arbeiter bleiben stets in kummervoller Abhängigkeit. Sehenswerth sind die drei Lager zu Berchtesgaden, in welchen alles ausgestellt ist, was die Gegend an solchen Dingen hervorbringt.

Was den Charakter des Berchtesgadners betrifft, so meint der Geschichtschreiber des Fürstenthums, er nähere sich dem der Flachländer; doch sei ihm durch die früheren Begebenheiten in diesen Thälern und die späteren Zeitumstände ein Hang zur Frömmelei eigen geworden und dazu ein drückendes Gefühl von Hülflosigkeit, das die Fähigkeiten erschlaffe und den Forderungen des Tages wie einem Verhängnisse nur den alten Glauben entgegenzusetzen wisse. Diese Stimmung male sich vielfältig auf den schlecht genährten mißfarbigen Gesichtern, welches Aussehen dem stäten Aufenthalte in den Gruben, in der Saline und in den zur Schnitzlerei geheizten Stuben zuzuschreiben sei. Durch die früheren Begebenheiten und die späteren Zeitumstände, d. h. zunächst dadurch, daß das Ländchen neben Krieg und Pest auch schlecht verwaltet, durch große Schuldenlast erdrückt und von einem Häuflein lebenslustiger Müßiggänger, unter welchen ich mir die Chorherrn denke, ausgesogen wurde, war nämlich Armuth, Elend und Noth in den letzten Jahrhunderten fast unerträglich geworden. Vielleicht darf man sogar erwähnen, daß auch vom Auslande herein höchst selten in die gefürstete Propstei geheirathet wurde, denn niemand wollte sich der leibeigenen,

ärmlichen Gemeinde zugesellen, so daß sich das Völklein schon längst in eine fast zu enge Blutsverwandtschaft verwickelt hat. In der That erweist sich der Habitus der Bevölkerung, wie schon Hr. v. Koch = Sternfeld hervorhebt, keineswegs einnehmend. Was Kröpfe anbelangt, so sind sie viel reichlicher damit ausgestattet, als ihnen lieb sein möchte, da bisher auf vierzehn Conscribirte schon immer ein Kropfiger traf. Auch der Blödsinn findet sich in ganz Oberbayern nirgends so häufig wie hier, da sonst nur auf 1466 (in den nördlichen Landgerichten nur auf 1986), in Berchtesgaden aber schon auf 152 Einwohner ein „Fecks" gefunden wird.

Bei meinem letzten Aufenthalt hatte ich wieder das Unglück, recht viele ungestalte Leute zu treffen. Mit Bedauern betrachtete ich das verkommene Völklein, die kümmerlich fahlen Jungen, die gelben abgestandenen Mädchen, die kropfigen Männer, die furchtbar häßlichen Weiber, namentlich die älteren, mit ihren riesenhaften Halsauswüchsen. Das ist wahrlich ein unangenehmer Gegensatz in Berchtesgaden, die Natur so schön und der Mensch so garstig.[1]

Es ist eigenthümlich, daß gerade zu Berchtesgaden und im Landgerichte Werdenfels, an den beiden Endpunkten des bayerischen Gebirges, die Zeichen einer gewissen Verwelktheit nicht zu verkennen sind, während in dem weiten Alpenlande, das zwischen diesen Ecken liegt, der Mensch noch ganz frisch und grün ist. Beide Gebiete

[1] Man könnte ferner sagen: die Genüsse des Auges so erhebend und Bier, Kaffee, Essen so niederschlagend, daß der Wanderer immer mit einigem Unbehagen an das Viertelstündchen denkt, das er seiner Selbsterhaltung widmen muß.

haben miteinander gemein, daß sie einst unter dem Krummstab standen, was wohl ihre Armuth erklärt, denn das bekannte Sprichwort ist schwerlich im ehemaligen bayerischen Kreise erfunden worden. Ferner sagt man (und dies scheint bedeutender) den Werdenfelsern nach, daß sie zum großen Theile romanischer Abkunft seien, ja Professor Sepp nennt ihren Gau geradezu das bayerische Welschland. Den Berchtesgadnern hat man eine solche Abkunft noch nicht beigelegt, ich bin aber überzeugt, daß sie auch in diesem Stück den Werdenfelsern gleichzustellen, ja vielleicht noch stärker mit romanischem Blut versetzt sind, als diese. Der ganze Typus, die dunkle Hautfarbe, das dunkle Haar und Auge, der kurze Wuchs, unterscheidet sich wesentlich von dem bajuvarischen. Er erinnert an die Gestalten im Veltelin oder im untern Wallis. Es ist sehr wahrscheinlich, daß sich die Romanen aus dem reichbevölkerten Weichbild Juvavias in den germanischen Nöthen und Verheerungen das damals fast unzugängliche Hochländchen als ihre Zuflucht auserseben und später in ziemlicher Anzahl bewohnt haben. Dafür spricht außer dem Aussehen der Leute auch mancher romanische Ortsname.[1]

[1] Abgesehen von Funten, Gotzen, Kaun (fundo, coccino, cuna) und andern dieser Art wäre für meine Ueberzeugung allein schon hinreichend „in der Engedein." Wie nämlich „in der Angedair" beim tirolischen Landeck aus „in der Rungadur" entstanden ist, indem das anlautende r im Artikel hängen blieb (wie Jesenbach aus am Miesenbach), so „in der Engedein" aus „in der Rungadin" — runcatura, runcatina, beides aus dem lat. runcare, ausreuten, was durch Tirol, Vorarlberg und Graubünden in zahllosen Ableitungen vorkommt, als Runk, Rungal, Rungell, Rungelin, Rungat, Rungatsch, Rungetin, Rungatur u. s. w., alles romanische Vorläufer der deutschen

Freilich erscheint, wenn die Gegend damals schon bewohnt war, die silva terribilis perpetui frigoris et nivium horrore squalens, welche Probst Eberwein nach dem Laut des Gründungsberichtes hier vorgefunden haben soll, als eine arge Uebertreibung, allein es ist diese Hyperbel nicht ohne Beispiele. Schon Hr. v. Koch-Sternfeld hat hervorgehoben, daß eremus und solitudo, Wüste und Einsamkeit, in den ältesten Urkunden nicht buchstäblich zu nehmen seien, sondern gewöhnlich Landstrecken bedeuten, die zwar ohne Städte, aber doch mit Einödhöfen mehr oder weniger besetzt gewesen. Es scheint, daß man diese Ausdrücke in den frühesten Jahrhunderten als herkömmliche Gründungsphrase auch da angewendet habe, wo sie nicht ganz paßten. Es wird z. B. auch in dem Leben des heiligen Corbinians bei Kains in der Nachbarschaft von Meran eine solitudo sine tramite viatoris erwähnt, während doch höchst wahrscheinlich ist, daß dort dazumal die schönsten Weinberge standen.

Niemand geht von Berchtesgaden ohne den Königssee betrachtet, vielmehr beschifft zu haben. In Folge dessen ist er wohl auch der bekannteste unter allen Seen der Erde, den Deutschen wenigstens bekannter als der Genfersee und der Lago maggiore. Ich setze das gerne voraus, weil ich ihn nicht beschreiben mag in seiner dämonischen Wildheit, die doch so schön ist. Uebrigens gefällt er mir auch nicht mehr so sehr, wie vor dreißig Jahren. Damals erinnere ich mich noch gut, wie wir

Reut, Greut, Grütli oder Schwende, Gschwendt. So vielleicht auch Unken aus „in der Runken.“ Tuval mag d'aval sein. Siehe des Verfassers Rhätische Ethnologie S. 31, 37, Nr. 410, 431, 434.

als ein paar Musensöhne einen ganzen Tag auf dem See und zu Barthelmä und an der Eiskapelle und am Obersee uns herumtrieben, ohne daß uns ein Mensch im Wege umging. Jetzt kann man kaum mehr einen Tritt thun, ohne einer reisenden Familie mit Hofmeister und Gouvernante ausweichen zu müssen. Ich liebe die Menschen unendlich, aber wenn so die unbekannten Touristenseelen aus allen fünf Welttheilen in dichten Haufen auf dem erhabenen See daherschiffen und zu Barthelmä ins Wirthshaus drängen und sich da breit und vornehm und gebieterisch an die Tische setzen und alle Salmlinge wegessen, so daß dem bescheidenen Inländer von dieser Lokalcelebrität etwa gar nichts überbleibt, dann möchte er leichtlich seufzen: „Ach, vor dreißig Jahren war's doch schöner!"

Ein großes Gaudium steht dem Flachländer bevor, wenn hier an den fürchterlichen Wänden des Sees ein Holzsturz veranstaltet wird. Es ist oft ein aufgehobenes Festgericht für gekrönte Häupter und andere Glückliche des höchsten Standes. Wie man ihnen in Wien oder in Berlin zur friedlichen Erinnerung eine Revue credenzt, so überreicht man ihnen am Königssee als Souvenir einen Holzsturz. Diesen theilt man übrigens ein in den trocknen und den nassen.

Auf jene Berge, die den See umlagern, führt nämlich keine Vicinalstraße, nicht einmal ein Waldweg und wenn das Holz nicht oben auf dem Stamm verwittern soll, so ist kein anderes Mittel als es in den See zu werfen und auf diese Art in den menschlichen Verkehr zu bringen. Die Holzleute oben in den Hochwäldern schichten also die Scheiter von lange her gerade über den schroffsten Abhängen auf und wenn am rechten Tag

und zur rechten Stunde das Zeichen gegeben ist, so werden die Stützen weggeschlagen und es fährt dann das ganze unermeßliche Scheitergerüste mit einemmale von der höchsten Klippe herunter in den Abgrund des Sees. Dieß nennt man den trocknen Holzsturz. Der nasse dagegen entsteht, wenn einer der Bergbäche hoch oben in einer Klause oder Schleuße gefaßt und aufgestaut wird, so daß sich ein kleiner vorübergehender Alpensee ansetzt. In diesen wirft man dann die Scheiter, bis er voll ist. Ist die rechte Zeit gekommen, so wird die Klause geöffnet und der geschwollene Bach schleudert in einem entsetzlichen Wasserfalle seine Bürde in den See hinunter. Beide Arten des Holzsturzes sind eine wahrhaft colossale Erscheinung. Das Tosen der Scheiter an den schallenden Wänden und die Raserei des Sees, wenn alle diese Dolche in seine ruhigen Eingeweide fahren, ist unbeschreiblich. Gegenüber dieser wilden Wuth schaukelt sich dann auf den sonnigen Fluthen ein Gewimmel von Schiffen und Kähnen, welche sämmtlich voll freudiger, festlich gesinnter Menschen, voll Fürsten und Herren, Bürger und Bauern sind, die alle vorerst ängstlich harren, dann wonniglich starren, endlich unter Musik, Gesang und Böllerschüssen lustig durcheinander treiben und gewöhnlich nach Barthelmä hintrachten, um dort edle Fische und weitere Naturschönheiten zu genießen.

St. Barthelmä auf einer grünen Halbinsel ist ein einsames Jagdschlößlein, wo man allenfalls die Abbildungen der großen Fische bewundern kann, welche unter dem Krummstabe im Königssee gefangen worden. Im Winter, wenn das Wasser zugefroren oder unsicher, ist es Tage und Wochen lang von aller Welt getrennt;

dagegen im Sommer und namentlich am Bartholomäustag, außer den sonstigen Fremden, von zahlreichen Wallfahrern aus der Nachbarschaft besucht, denn das einsame, schon 1134 geweihte Kirchlein zieht die Pilger mächtig an. Etwa eine Stunde entlegen ist die Eiskapelle, ein kleiner Gletscher, der aber für die, welche größere gesehen, nicht viel Reiz haben wird, zumal der Weg dahin ziemlich ermüdend ist. Angenehmer wirkt die Fahrt nach dem Obersee. Man schifft zuerst den See der Könige entlang bis zu seinem obersten Gestade, landet, geht über eine schmale Erdzunge und steht dann vor jenem oft gemalten Gewässer, welches auf drei Seiten durch ungeheure, wahrhaft himmelhohe Felsenwände, an denen manche Bergbäche abwärts stürzen, umfaßt wird. Es ist so zu sagen ein gott- und weltverlassener Ort, großartig, aber sehr melancholisch. Und doch, wenn die Sommersonne ihren warmen Schein auf die weiße Almhütte herabgießt, welche jenseits in Fischunkel liegt, und der smaragdene Rasen sich wie ein strotzendes Sammetpolster hebt und zur Ruhe ladet, doch geht vielleicht mancher zögernd weg und denkt sich: wie still und friedlich mag's dort drüben sein!

Westerland.

Zwischen Isar und Lech.

Das Westerland befahren wir in drei neben einander laufenden Richtungen, deren Endpunkte Mittenwald, Partenkirchen und Hohenschwangau sind. Die ersten beiden gehen in Starnberg auseinander und es zieht dann die eine über Benedictbeuern, die andre über Weilheim dem Gebirge zu. Der dritte Zug beginnt zu Fürstenfeldbruck und verfolgt über den Ammersee und den Peißenberg die gleiche südliche Richtung.

Starnberg und der See. Benedictbeuern und die Nachbarschaft. Mittenwald.

Man geht nicht mehr nach Starnberg, man fährt nicht mehr im Stellwagen dahin, man schwebt jetzt nur noch auf der Eisenbahn an den auserlesenen Ort, der so lange Zeit der Münchner liebste und edelste Sonntagslust gewesen. Ehemals fanden sich Naturfreunde, welche das Thal der Würm von Pasing nach Starnberg oder umgekehrt, obgleich es fast vier Stunden lang, jeden Sommer etlichemale durchpilgerten, auch etwas von seinen Reizen zu erzählen wußten, — jetzt sind sie alle dahin, längst verloren in der zweiten oder meistens in der dritten Klasse des Zugs. Der Flug desselben ist aber so rasch, daß wir nur einzelne Gegenstände heranziehen können, wie z. B. Planegg, Landhaus des Herrn Hofbanquier von Hirsch und die gegenüber liegende Mariä Eich.

Eine heilige Eiche stand hier schon lange und trug ein Marienbild, zu dem die Pilger betend wallfahrteten. Einmal aber ritt ein Kurfürst auf die Jagd und trieb einen Hirschen auf, der mit Rüdengebell und Hifthörnern weithin durch den Wald verfolgt wurde, bis er den Schatten der heiligen Eiche erreicht hatte. Dort

aber wandte er sich milde gegen die verfolgenden Hunde um, welche ehrfurchtsvoll stille standen und sich zuletzt vor ihm beugten und niederlegten. Als der Kurfürst näher kam und den stillen Frieden um die Eiche her erstaunt gewahrte, wies ihm ein alter Jäger das alte Bild in dem Baume und jener befahl sofort, daß hier zu Ehren Mariä eine Kirche errichtet werde.

Auf diese Weise wäre es zugegangen, wenn wir einem Gedichte glauben wollten, welches Schöppner mittheilt. Nach andern Quellen aber habe der Schneidermeister Thalmaier zu Planegg um das Jahr 1712 einen Sohn Franciscus gehabt, welcher einem wandernden Bilderhändler um eine Landmünz ein Muttergottesbildlein abgekauft, hier in der Höhlung einer bemoosten Eiche aufgestellt und davor täglich seine Andacht verrichtet habe. Bald seien die Landleute seinem Beispiele gefolgt und so allmählig die Kirche und die Wallfahrt entstanden.

Gauting zeigt ein kleines Schlößchen, welches früher der Sitz eines Freiherrn von Hallberg war, der dann als Eremit von Gauting durch die Welt rannte. Es war ein origineller Kauz, der sehr weite Reisen, auch in den Orient, unternahm, eine lange, hagere, bärtige Figur, die durch Tracht und Aussehen allenthalben die Augen auf sich zog. Einige hielten ihn sogar für den ewigen Juden.

Nicht weit von Gauting im tiefen Thale liegt die Reismühle, in welcher nach der alten bayerischen Sage Kaiser Karl der Große geboren sein soll. Wir haben den Mythus schon in der Einleitung so breit erörtert, daß wir hier nicht weiter darauf zurückzukommen brauchen. Doch verdient Erwähnung, daß sich

bei der Reismühle auch der Karlsberg erhebt, eine schön bewaldete Höhe, auf welcher einst eine Burg gestanden. Die Grundmauern hat man noch in unsern Tagen ausgegraben und Hr. Custos Föringer darüber im Oberbayerischen Archiv zwei lesenswerthe Aufsätze niedergelegt. Nach ihm ist es nicht zu bezweifeln, daß hier einst eine römische Veste gestanden. Zu Aventins Zeiten ging die Sage, in den Tagen Pipins habe sich auf dieser Höhe eine Burg erhoben und in ihr sei der große Kaiser geboren worden. Hr. Custos Föringer hält dagegen für möglich, daß Kaiser Karl diese Burg erst erbaut und ihr seinen Namen beigelegt habe. Später, im zwölften Jahrhundert, findet sich ein ritterliches Geschlecht, das hier seinen Sitz hatte; aber im vierzehnten scheint die Burg verlassen worden und dann verkommen zu sein.

Mühlthal ist eine Station, wo Alles im Eisenbahnzug an die Wagenfenster eilt um in das reizende, von der Würm durchschlängelte Thälchen hinab und auf den herrlichen, „träumerisch wogenden" Buchenwald, der weithin die Höhe bedeckt, hinüberzuschauen. In der Nähe liegt Petersbrunn, ein Bad, und Leutstetten, ein schönes Schloß. Bei diesem ist eine Kirche mit dem Bilde der drei Jungfrauen, welche keine andern sind als die drei Fräulein, von denen wir in der Einleitung ebenfalls gesprochen. Sie sollen einst auf dem Karlsberg gewohnt haben, jetzt aber in die Keller des Schlosses verwunschen sein. Das Bild hing früher in einer nunmehr weggerissenen Capelle, die ihnen geweiht war, und sind auf demselben auch die drei Namen eingeschrieben, nämlich St. Ainpet, St. Gberpet, St. Firpet. Sie sollen eigentlich, wie ich so eben in Mannhardts Götter-

welt der deutschen und nordischen Völker finde, richtiger Wilbet, Walbet und Ainbet lauten und erklären sich dann althochdeutsch: Wilipeta, die Gutes anwünschende, Walpeta, die Krieg anwünschende, Ainpeta, die Schrecken anwünschende.

Bald fahren wir nun in den Bahnhof zu Starnberg ein. Wir steigen aus und sehen mit großem Vergnügen und bei schönem Sonnenschein selbst nicht ohne Ueberraschung einerseits das freundliche Dorf, anderseits den See und das Gebirge vor uns liegen.

Es gibt einige alte Männer, welche es noch gut gedenken, wie das bayerische Hochland allmählig von München aus entdeckt wurde. Es ist eine Erfindung der neuern Zeit, draußen unter den Bauern oder gar am Fuße der Hochgebirge, in engen Alpenthälern, an Wasserfällen, in den Sennhütten, auf den Gletschern und über den Schneefeldern seine Erholung zu suchen, und der Ruhm der Alpenrosen ist noch kein Jahrhundert alt. Es ist ziemlich gewiß, daß die Sucht nach Naturgenüssen mit den Anfängen unserer Poesie im vorigen Jahrhundert zusammenhängt, als die Städter neugierig wurden und hinausgingen, um die Gegenstände einzusehen, welche die wunderlichen Poeten in solche Begeisterung versetzt.

„Dazumal," sagt Lentner, „wußten die Münchner nur, daß dort oben die blauen Kästen mit den rothen Blumen als Zeugnisse primitiver Kunst entstünden, die sie „Tölzerkästen" nannten; daß von dorther die Holzblöcke getriftet würden, welche den symbolisch gewordenen Namen „Tölzerprügel" führen und jenes Bier schwämme, das sie selbst dem ihrigen vorzogen, in der schattigen Vergessenheit am Grünen Baum." — Als aber jene

Regung einmal unwiderstehlich um sich griff, da war hier für diese Breiten ein sehr gelegener Ort. Die regierenden Herren hatten überdieß, ohne die Poeten abzuwarten, die Landlust schon vorlängst anticipirt, und Starnberg mit seinem Schlosse erlebte seine Zeiten, wo es ganz besonders ausgezeichnet und im Herrscherglanz hervorgehoben wurde. Namentlich war es viele Jahrzehnte hindurch der Hafenort einer kurfürstlichen Lustmarine. Lorenz Westenrieder, welcher, wie schon früher erwähnt, ein sehr angenehmes Büchlein über den See geschrieben, berichtet, wie zu seiner Zeit (1784) die Leute des Gestades noch immer „mit warmer Anzüglichkeit" von dem Admiralschiff, dem Bucentaurus, sprachen. Man höre nicht ohne Rührung ihre Erzählungen, wie er in Mitte vieler andern Schiffe mit Segeln, vielfarbigen Wimpeln und Fahnen geziert, unter dem Getöne der Stücke oder den entzückenden Klängen der Flöten und Clavecinen und dem wiederhallenden Freudengeschrei unzähliger Zuschauer am Ufer stolz und erhaben daher prangte.

Seine Erbauung fällt ins Jahr 1662; venetianische Baumeister leiteten das Werk. Kurfürst war dazumal der friedliche Ferdinand Maria; seine Gemahlin die geistreiche, prachtliebende Adelheid von Savoyen. Was die Phantasie und der Geschmack damaliger Zeit Schönes und Prächtiges schaffen konnte, ward an dem hundert Fuß langen Fahrzeuge zur Schau gebracht. Gleich vom Wasser aus erblickte man rings um das Schiff den Tanz der Sirenen, Najaden und Tritonen. Am Vordertheil stand Neptun, am Hintertheil Minerva. Dort war auch eine Gallerie für Trompeter, Pauker und andere Musici. Sechzehn Feldstücke bewehrten den schwimmenden

Palast und versandten ihre Donner bis an den Fuß der Alpen. Zwei Maste gaben Gelegenheit, günstigen Wind zu benützen und wenn dieser fehlte, bewegten hundert Schiffleute die zierlich geschnitzten Ruder, welche vergoldet waren. Wenn der Bucentaur in See stach, so gab ihm ein zahlloses Geschwader andrer Schiffe und Nachen das Geleit. Darinnen saßen über tausend fröhliche Menschen, schöngeputzte Dienerschaft des Hofes und des hohen Adels, sowie Fischer und Landleute. All dieses Gefolge wurde dann auf offener See fürstlich gespeist. Mit solchen Ausfahrten war aber immer noch ein anderes Vergnügen, ein Bootrennen, ein Fischzug, eine Hirschjagd, eine Bauernhochzeit, Feuerwerk, Musik im Mondschein und dergleichen verbunden. So stand denn Alles im schönsten Flor — ein treffliches Beispiel, was der Wille eines Einzelnen voraus hat, da diese Hofmarine, die nur Ein fürstliches Haupt zu zerstreuen diente, so herrlich gedieh, während unsere Flotte, für welche das ganze deutsche Volk einst schwärmte, so jämmerlich verkam.

Nahezu ein Jahrhundert dauerte der Bucentaur. Bei Wening (1701) sieht man einen großen Kupferstich, der ihn und die ganze Flotte in vollen Segeln darstellt. Erst im Jahre 1759 schlug sein letztes Stündlein. Damals war es unvermeidlich, einen neuen Schiffsboden herzustellen, aber dieser Zeit schien der Aufwand schon zu groß. Es war doch immer nur „eine zu theuer bezahlte Staffage für den schlichten Hintergrund.“ So zerlegte man das ganze Werk und seitdem ist es spurlos verschwunden, bis auf eine der vielen Laternen, welche gerettet wurde und jetzt, von den wenigsten gewürdigt, vor dem Wirthshause zu Wangen hängt.

Von jenen Zeiten her war diesem Burgdorfe ein fröhlicher Name geblieben in den Ohren der Hauptstädter, und als nun die ersten Züge ins unbekannte Gebirge unternommen wurden, gingen die Entdeckungsreisenden vor allem gerne nach Starnberg, um sich dort zu sammeln und zu besinnen, wohin. Das alte Schloß, auf seiner Höhe, im Angesichte des Alpenkranzes, mit dem See unter sich, der wie ein breiter, blauer Finger bedeutsam aufwärts weist — es war der Berg, von dem sie das Land der Verheißung schauten, es diente ihnen als Warte, um den Strich sich auszusehen, den sie überziehen wollten, und dann wurde der schwanke Einbaum bestiegen, um oben in einer andern, erhabeneren Natur zu landen. Jetzt sind zwar noch viele Steige aufgefunden worden, die ins hohe Wunderland hinauf führen, aber die Vorliebe der städtischen Nachbarn zu dem schönen Seegestade und das alte fröhliche Leben an seinen Ufern ist geblieben.

In neuerer Zeit, da die Eisenbahn des Tages sieben und achtmale hin- und hergeht, hat der Ort beträchtlich zugenommen. Der Villen werden jährlich mehrere und es erstehen nicht nur Landhäuser für einzelne stille Familien, sondern auch große Gebäude zur zimmerweisen Vermiethung an die Fremden. Doch bleibt Starnberg hauptsächlich ein Sorgenfrei für die Münchner Beamten. Geschäftsleute, die in der Woche abgehalten, vergönnen ihren Familien diesen nahen Landgenuß und eilen dann an Sonn- und Feiertagen herbei, um wieder etliche Stunden mit den Ihrigen zu leben. Ein guter Münchner, der an solchen Tagen in den schattigen Garten bei Pellet tritt, kann meinen, er sei zu Hause geblieben, so bekannt sind ihm alle die Gäste.

Die Seebäder sind hier in starkem Betriebe und ganz lobenswerth eingerichtet. Eine reichliche Flotte ist auch zur Hand von allerlei kleinen Schifflein, auf denen sich zumal des Abends das junge Volk im See zu tummeln pflegt. Es gibt zu Starnberg nicht blos promovirte Steuermänner, sondern auch achtzehnjährige Steuermänninen von der zierlichsten Art, mit sehr feinen Händchen und großen lodernden Augen.

Zu den weiteren Umgebungen des Ortes gehört eigentlich der ganze See. Von den nächsten Schönheiten wollen wir nur die niedliche englische Anlage bei den sieben Quellen erwähnen und die herrliche Aussicht auf der Höhe, wo das Schloß steht.

An dieses knüpft sich auch die kurze Geschichte, welche Starnberg hat. Es blühte hier nämlich einst das Geschlecht der Starnberger, das aber nie zu besonderem Glanze kam. Unter Herzog Albrecht III. († 1460) hatten diese Herren ihr Schlößlein schon aufgegeben und lebten ärmlich, doch adelig, am Hofe zu München von einer Ritterpfründe. Zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts hatten sie aber sogar den Adelstand verloren und mit Sigmund Starenberger, „Rathsburger zu München“ scheinen sie erloschen zu sein.[1]

Das jetzige Schloß, das früher viel fürstlichen Zuspruch fand, auch durch einen großen Banketsaal seine ehemalige Bedeutung nachweist, wurde von den Herzogen im sechzehnten Jahrhundert erbaut, auf der Stelle, wo das verlassene Schlößlein der Starnberger gestanden. Als aber der Bucentaur verendet hatte, legte sich der

[1] Nach Herrn Custos Föringers Schriften, die über den Starnberger See reiche Aufschlüsse geben.

Hof auf andere Liebhabereien und kehrte sich so wenig mehr an das alte Gebäude, welches so viele Freudentage gesehen, daß es im Anfang dieses Jahrhunderts ganz und gar aufgegeben und für die Behörden eingerichtet wurde.

Doch gehen wir hinunter an den See!

Seen gibt es viele in der Welt und manche sind hochberühmt wegen der Denkwürdigkeiten, welche eine wohlwollende, auch für spätere Hotelbesitzer und Lohnbediente sorgende Geschichte an ihren Gestaden niedergelegt hat. Am trasimenischen See besiegte Hannibal die Römer, der Bodensee mahnt an die Kirchenversammlung zu Costnitz, und wer wollte erst alle die Erinnerungen aufzählen, die den lemanischen Gewässern Bedeutsamkeit und Würde verleihen? Nicht dasselbe gilt von dem See zu Starnberg. Nichts Mächtiges, der Nachwelt Unvergeßliches hat sich je an seinen Ufern zugetragen; nur die Sage flötet leise eine große Geschichte (von Kaiser Karl), die aber niemand glauben will — nichts Gewisses wird verkündet, als daß sich in den friedlichen Schlößchen, die seine Gestade beleben, einst die Hörl, die Dichtl, die Barth, die Weiler, die Hörwarth, sowie andere Münchner Geschlechter ehrlich und christlich fortgepflanzt. — Und dennoch ist er werth, ja sehr werth, besehen und besprochen zu werden, denn wie den Frauen, nach Anakreon, statt aller Schilde und Speere, die Natur nur Schönheit und damit genug gegeben, so ist es auch dem Starnberger See begegnet. Er ist nur schön, weiter nichts.

Stell' dich nur hin, du liebe, für alles Schöne empfängliche Seele, an seine unteren Gestade, da wo jetzt der Bahnhof steht — stell' dich nur hin und öffne

dein klares Auge und sieh hinauf über die himmelblaue Fläche! — Da erscheinen zehn, fünfzehn Schlösser am Ufer, die spiegelnd mit ihren Thürmen tief, tief hinunter stechen in die stillen Gewässer, da erblickt man die mystischen Schiffhütten, in denen so mancher Familienbucentaur schläft, da übersieht man auch die langen Reihen der Forste, die einen süß melancholischen Zug in dieß Gemälde zeichnen. Die Fichten steigen oft zu ganzen Wäldern herunter ans Gestade, oft treten sie nur einzeln herab, um sich im Wasser zu beschauen. Kornfelder und Wiesen unterbrechen die Wälder. Bauernhäuser, Villen, Gasthöfe und Kapellen stehen zwischen den Schlössern, bewimpelte Nachen streichen über den See. Heerdengeläute tönt darein oder die Mittagsglocke aus den Dörfern, und über Alles ragt in ferner Majestät die blaue, tiefsinnige Krone der Alpen.

Gleich beim Bahnhof ist die Lände des Dampfschiffs. Auch dieses verdanken wir dem Hrn. Himbsel, dem ausgezeichneten Baurath, der nicht allein den Schienenweg nach Augsburg, sondern auch den nach Starnberg, sowie manches schöne Haus und den Kreuzweg bei Leoni hergestellt hat. Das Himbselsche Dampfboot, trefflich gebaut und eben so trefflich geleitet, wird viel benutzt, um schneller an den Fuß der blauen Berge zu kommen. Ihm fehlt nicht eine zierliche Kajüte mit Wandmalereien der neuern Schule und ein Album mit Inschriften von tiefster Bedeutung in ungarischer, russischer, türkischer Sprache, alle von edlen Deutschen, welche bekanntlich für solche unvergängliche Denkmale vorzugsweise unverständliche Idiome wählen. Für den Verkehr ist durch dieses Fahrzeug eine große Erleichterung geschaffen, denn die ländlichen Schiffer wollen auch hier

die Segel noch immer nicht anerkennen, obgleich die städtischen schon etliche Beispiele aufgestellt, und eine langsame Ruderfahrt im engen Boote bei stechender Sonne ist selten eine Annehmlichkeit.

Hier scheint der geeignete Fleck um eine kleine Schilderung einzuschalten, die mir einst vor Jahren, als ich an der östlichen Seite des Sees entlang ging, bei schönem Sommerwetter in den Sinn kam. Sie sieht ab von allen Einzelnheiten und bedarf daher wesentlicher Ergänzungen, die ihr unten auch zu Theil werden sollen, ist aber sonst vielleicht nicht zu verachten, als ein zusammenfassendes Bild der lieblichen und schönen Eindrücke, die das Gestade gewährt.

„Schon der Park zu Berg ist ein guter Anfang, und wenn man hinaustritt, geräth man bald in die heimlichsten Waldpfade, die den Hügel auf und ab führen, neben üppigen Waldkräutern, unter säuselnden Buchen. Erdbeeren winken am Wege, auch Preißelbeeren in ganzen Feldern. Oft geht man unten am See, oft sieht man ihn von der Höhe herab stückweise durch die Bäume glänzen; dann hört man wieder von ferne in den Wald herein das Plätschern am Gestade oder das Rufen der Fischer. Aus den Wäldern tritt man in die offenen Gärten der Villen. Diese selbst sind meist nach der schönen Art der Häuser im Gebirge gebaut, mit weit hervorspringenden, sanft geneigten Schindeldächern, deren Giebel ausgeschnitzte Löwen- oder Drachenhäupter zieren. Die Wände sind von Holz, mit heller Oelfarbe angestrichen, oder von Stein, mit blendend weißem Anwurfe. Um den ersten Stock läuft rings eine Galerie und die Fenster prangen mit grünen Läden, auch oft mit rothseidenen Vorhängen, und von

unten reichen Rosen hinein. Insbesondere hat die Lust zu Anlagen hier den herrlichsten Boden gefunden, und die Wälder sind zu wahren Feengärten geworden. Mitten im Haine blühen die schönsten Blumenbeete. Dort steigt aus einem Malvenbusche ein hoher Buchbaum und auf jenem Felsenschopfe wiegen sich die bunten Tulpen. Fein gekieste Fußwege führen zu beschatteten Ruhebänken, die den See beherrschen. Das grüne, helldunkle, liebliche Gebiet durchrieselt vom Hügel herab ein Bach; zwischen Fliederbüschen rauscht ein Wasserfall, der durch unterschobene Felsstücke noch großartiger geworden, und wohl den ländlichen Bewunderungsstuhl verdient, der unter dichter Laube vor ihm steht. Endlich, um über der Erde das Wasser nicht zu vergessen, so ehrt den See ein künstlicher Molo, aus großen Quadern erbaut, vor dem die schön gemalten Gondeln ankern.

Wir gehen ungern aus dem Gehege dieser Paradiese, um uns in den hohen Kornfeldern zu verlieren. Sie dauern indeß nicht lange; bald sind wir wieder im Waldesschatten, hören wieder die Vögel singen und die Zweige flüstern, und bald nicht mehr dies allein, sondern auch Kegel fallen und Vivatrufen und Tanzmusik. Das kommt aus dem Wirthshause, welches am Saume des Waldes steht, und in welchem Kirchweih ist. Bald sind wir mitten unter den fröhlichen Zechern, unter vielen Frauen und Mädchen, schön gekleidet und frisirt, die sich lustig auf dem holprichten Tanzplatz schwingen, und den Parquetboden, den sie zu Hause haben, im Kirmesjubel gar nicht mehr vermissen.

Wenn man nun so behaglich den See hinaufschlendert, da und dort Erdbeeren pflückt, ins Grüne gestreckt auf die Vögel horcht, hier dem Kegeln, da dem Tanzen

zusieht und von Zeit zu Zeit eine labende Halbe trinkt, so fühlt man gar nicht, daß das Gewässer eine Länge hat; aber wenn man oben steht und in die Berge hineinschaut, so merkt man wohl, daß man ihnen näher gekommen, denn der duftige Schleier, der denen draußen im Flachlande ihre Züge so schön verhüllt, ist nun gefallen und viele ihrer Geheimnisse liegen jetzt am Tage. Was am frühen Morgen von Starnberg aus ein Gürtel schien von blauem Schmelze in scheinbar gleicher Ferne, das hat sich am Abende auseinander gezogen und ist eine nahe, greifbare Gebirgslandschaft geworden. Manche Häupter sind zurückgetreten, andere ganz verschwunden, aber ein mächtiger Stock von Voralpen lagert in allen seinen Gestaltungen erkennbar vor uns da. An einigen dieser Höhen ziehen sich Halden von fahlem Grün hinauf, die in der Nähe smaragden werden; bei andern deckt die Kuppen ein dunkelgrüner Filz von Tannen, andere zeigen ihre Wände zerrissen in gewaltige Schluchten von oben bis unten. Nun ist auch ein ergiebiger Blick erlaubt in die Schneefelder, die hoch oben zwischen dem grauen Gesteine im silbernen Bette ruhen, und auf die kahlen Zinken und Hörner darüber, auf denen die Gemsen springen und die Adler horsten."

Nach diesem Präludium gehen wir Hand in Hand die Schönheiten näher zu beschauen. Wir beginnen natürlich zu Starnberg, fangen aber mit der Abendseite an.

Bald nimmt der Hain uns auf und wir erreichen das Gebiet der neuen Ansiedlungen. Seit kurzer Zeit ist hier nämlich am waldigen Ufer des Sees nebeneinander eine Zwölfzahl von Villen erbaut worden, von Malern, Musikern, Aerzten, Kaufleuten, Rechtsgelehrten,

von lauter Glücklichen bewohnt, die den Lärm der Stadt mit dem Plätschern der Lachsforellen vertauschen, und, wie der römische Landfreund, das geschäftige Leben über den Büchern der Alten, bei Schlaf und müßigen Stunden vergessen wollen. Der attische Witz, der dem Volk auf unserer Hochebene eigen ist, verlieh der freundlichen Niederlassung übrigens, schon ehe sie recht geboren war, einen wohllautenden Namen, den man freilich nur so weit versteht, als die bayerische Zunge reicht, nämlich — doch wer kennt ihn nicht? Leider ist derselbe nach langer Ueberlegung mit dem weniger sagenden Niederpöcking vertauscht worden, leider sag' ich nochmals, da er eine unbefangene Blüthe der Volksanschauung war, und was auch der mystische Sinn sein mochte, von männiglich nur als heiterer Scherz genommen wurde, weil gerade die hier gelagerten Herren und Damen durch ihren regen Sinn für alles Gute, durch ihren reinen Geschmack für alles Feine jede ernsthafte Deutung nur lächerlich erscheinen lassen.

Die meisten dieser Villen [1] sind eigentlich nur Cottages, zierliche Bauernhäuschen für ein glücklich liebend Paar, allenfalls mit einem stillen Studio für den schaffenden Gatten, der an der Größe der Landschaft gewiß auch seine Ideen größer werden fühlt. Hier vielleicht hat Moriz von Schwind sein wundervolles Märchen von den sieben Raben ausersdacht und Karl von Perfall seine melodienreichen Tonstücke von der Muse zugeflüstert erhalten. Unter diesen heimlichen Hütten stehen aber auch drei Ansitze von größerer Gestalt und bedeutendem

[1] Es sind auch sonst noch etwa fünfundzwanzig Landhäuser um den See, von denen wir aber natürlich nur die wenigsten erwähnen.

Aussehen; jene des Hrn. Angelo Knorr, des Hrn. Inspector v. Miller und meines verehrten Collegen, Dr. Simmerl, letzterer mit zwei großen polygonen Thürmen versehen, die leicht eine vierwöchentliche Belagerung aushalten könnten. Vielleicht haben sie diese wahrhaft trutzige Physiognomie nur empfangen, um die turba clientium, wenn sie etwa auch die reine Landluft beeinträchtigen wollte, wirksam zurückzuscheuchen, aber das Vertrauen ist so groß, daß weder Mauern noch Zinnen die Züge der Rathsuchenden ferne zu halten vermögen.

Zu Possenhofen, das wir bald erreichen, zieht unsre Augen zunächst ein schmuckvoller Landsitz im modernsten Geschmacke auf sich. Gezinnte und mit Thürmchen bewehrte Ringmauern umgeben die kunstreichen Gartenanlagen. Dieses Schloß ist seit 1834 Eigenthum des Herzogs Maximilian in Bayern und der Sommeraufenthalt seiner hohen Gemahlin.

Hier verlebte auch Elisabeth, die Kaiserin von Oesterreich, manchen Frühling, manchen Sommer und manchen Herbst in glücklicher Jugend. Vielleicht denkt sie im Gewühl der großen Hauptstadt an der Donau noch oft zurück an die liebliche Stille und die schöne Landschaft des Starnberger Sees.

Allhier muß ich aber auch deiner gedenken, lieber Konrad Halder, du wackrer Sprosse der Bregenzer Wälder, der damals die künftige Kaiserin in der schönen Muttersprache unterwies und in den Freistunden gerne beim Fischmeister saß, um in die blauen Berge zu schauen und der Erinnerung seiner Heimath obzuliegen. Haben wir da nicht manche schöne Stunde verlebt mit den guten alten Freunden, die aus der Stadt so gerne herbeikamen, um mit deiner Treuherzigkeit fröhlichen

Umgang zu pflegen? Jetzt weilst du freilich ferne von dem deutschen Wesen, dem du so innig zugethan, im fremden Ungarland, zu Pesth, als k. k. Schulrath, auch dort bemüht, für deutsche Wissenschaft zu wirken, und es ist wohl nicht deine Schuld, wenn die stolzen Magyaren unsrer Kultur sich spröder gegenüberstellen, als sie es verdient.

Die Umgebung von Possenhofen ist reizend durch den tiefen Waldschatten, der über den heimlichen Pfaden, die vielfach durcheinanderlaufen, ausgebreitet ist. Ein gar schöner Steig führt auch hinauf nach dem Dörfchen Feldafing. Immer geneigt, gemeinnütziges Streben anzuerkennen, muß ich rühmend des Neubaues gedenken, der jetzt auf jener herrlichen Höhe prangt — ein gastliches, fröhliches Wirthshaus, auf dessen Balkon sich ein Blick in die deutschen Alpen öffnet, so beseligend, so groß und erhaben, wie wir uns nur den Blick in die deutsche Zukunft wünschen möchten.

Zur Erklärung des Namens Feldafing suchen manche nach einem Feldaffen, der einst hier sein Wesen getrieben und dessen Gedächtniß sich so erhalten haben soll — gewiß mit Unrecht, da der Ort in den Urkunden Veltolvingen heißt und daher wohl von dem ersten Ansiedler Veldolf, Feldwolf benannt ist.

Wenn man von Feldafing wieder ans Gestade heruntergekommen, so liegt ein kleines Eiland gegenüber, das einzige im See, welches mit Weidengesträuch umgürtet ist und einen kleinen Buschwald trägt. Ueber die Weiden ragt eine niedliche Villa mit einem Thürmchen empor. Innerhalb sollen wunderschöne Anlagen sein, in denen viele hundert Rosenarten blühen. Deßwegen heißt die Insel jetzt auch die Roseninsel. Sie

gehört dem Könige, der nicht selten von Berg aus dahin fährt, um das Mittagsmahl einzunehmen.

Dieses Eiland, welches früher der Wörth geheißen, ist für Bücherleser oder gar Geschichtsforscher fast der bedeutsamste Fleck des Sees. Hauptsächlich interessirt da die Ruine einer Kirche, welche Westenrieder schon verfallen und ohne Dach gefunden. Sie faßte kaum hundert Menschen und hatte ein einziges Fensterlein, das oben nordwärts angebracht und sehr geeignet war, „eine ehrwürdige Dämmerung und das Gefühl, daß darin eine Gottheit wohne, in den Gemüthern zu verbreiten.“ Sie war aus dicken Quadern von Tuffstein und, wie es scheint, so styllos erbaut, daß ihre Entstehung fast in alle Zeiten und also auch in die frühesten des Christenthums verlegt werden konnte, ja es soll hier eigentlich ein Heidentempel gestanden sein, wie denn überhaupt in der Nähe viele heidnische Todtenhügel gefunden werden. Ueberdieß gingen vom nahen Lande zwei Brücken nach der Insel, deren Pfahlwerk man noch ganz deutlich unter dem Wasser erkennt. Was das alles zu bedeuten habe, weiß man längst nicht mehr. Nur die Sage behauptet, es sei einst eine Wallfahrt auf dem Eiland gewesen, so stark besucht, daß die Wallfahrer, um sich nicht zu drängen, auf der einen Brücke hinein, auf der andern hinausgehen mußten. Kirchlein und Brücken sollen übrigens die Schweden zerstört haben. Andrerseits spricht eine Urkunde des sechzehnten Jahrhunderts von dem Wörth im Würmsee, „der hievor Karlsburg geheißen.“ Nun findet sich aber gar keine Spur einer Burg auf dem Eiland und man weiß daher auch nicht recht, wie jene Stelle auszulegen.

Uebrigens lebte in Westenrieders Tagen und bis

in die unsrigen herein auf diesem Eiland eine Fischerfamilie in einem niedlichen Bauernhaus, das die Obstbäume lieblich beschatteten. Sie bebaute auf der Insel, so weit sie reichte, Gärten, Wiesen und Felder. Sie erfreute sich auch des Rechtes Bier zu schenken und sah gar oft viel fröhliche Gäste bei sich. Von poetischen Pilgern wurden die harmlosen Insulaner um ihr friedliches Erdenwallen auf dem reizenden Eiland vielfach beneidet und der schwärmerische Westenrieder spricht nur mit Entzücken davon. So hausten sie idyllisch fort bis 1849, wo am Peter- und Paulstag Feuer ausbrach und die gastliche Hütte in Asche legte. Da verkauften sie das Eiland, auf dem ihre Ahnen seit zweihundert Jahren gewohnt und ließen sich zu Feldafing nieder.

Der Roseninsel gegenüber beginnt die neue königliche Anlage, die in den letzten Jahren angefangen, sich weit und groß am Seegestade hin und an der Halde hinauf verbreitet. Es sind da schon viele seltene Pflanzen und Bäume eingesetzt, Gebüsche und Blumenbeete hergerichtet worden, so daß es, wenn alles fertig, ein reizender Wildgarten zu werden verspricht. Oben auf der Höhe soll den Park dann eine stattliche Villa abschließen und krönen.

Nach diesem treten wir in einen Wald mit reichem Laubschatten und wenn wir ihn verlassen, so steht Garatshausen vor uns, schon als man zählte nach Christi Geburt achthundert und etliche Jahre von der edlen Frau Heriswindis, der Nichte des Abtes Eliland zu Benedictbeuern, an dieses Kloster verschenkt, jetzt ein stämmiges Schlößlein, in der Bauart noch gerade so erhalten, wie es etwa zur Zeit der Reformation erneuert wurde. Reben und fruchttragende Zwergbäume

umspinnen seine Ringmauern und aus den Fenstern genießt man eine bewundernswerthe Aussicht, wie denn eine solche, mehr oder weniger, allen den Edelsitzen am Starnberger See zu eigen ist, so daß wir diesen Vorzug kaum mehr zu erwähnen brauchen.

Auch diese Perle gehört jetzt dem Herzog Max in Bayern und war manches Jahr der Ruhesitz seines Hofcaplans, des Cavaliere Giuseppe Maffei, weiland Professors der italienischen Literatur an der Universität zu München. Nicht zu verwechseln mit seinem Verwandten, der Schillers Dramen ins Italienische übersetzt hat, war der Cavaliere doch auch von Jugend auf beflissen, den „Welschen" die deutsche Literatur etwas näher zu bringen, wandte aber seine Mühe schon in früher Zeit auf Ifflands und Kotzebues Werke, sowie auf die Jugendschriften Christoph Schmids. Auch eine Storia della letteratura italiana verdanken wir ihm. Auf dem tirolischen Nonsberg geboren, sprach er sowohl das Italienische als das Deutsche nach der rauhen Weise seiner doppelsprachigen Landsleute, hatte auch mit dem hitzigen Temperament der Südländer ganz und gar ihre wohlwollende Gutmüthigkeit bewahrt.

Als ich vor etlichen Jahren bei früher Tageszeit an dem Schlößlein vorüberging, lag der alte Herr am Fenster und blickte ruhig in die Gegend hinaus. Es war das einzige menschliche Antlitz in der Landschaft, niemand störte uns und dadurch ermuthigt, rief ich höflich hinauf: „Guten Morgen, Cavaliere, wie geht's?" „Guten Morgen," erwiederte er, der mich sonst nicht kannte, „wollen S' nit eini kömmen und meine Bilder anschaugn?" Ich folgte der Ladung und schien ihm in seiner Einsamkeit ganz willkommen zu sein. (Diese für

die große Welt vielleicht gleichgültige Begebenheit führe ich nur an, um zu zeigen, wie leicht man am Starnberger See bei guter Tageszeit Bekanntschaften macht.) Die hohe Gestalt mit den langen, weißen Haaren ließ mich zuerst die Aussicht bewundern, zeigte mir dann eine schöne Sammlung meist schlechter Gemälde — die delicias domini — und führte mich zuletzt auf und ab in dem alterthümlichen Ansitz, dessen knappe, aber doch bequeme Eintheilung recht lebhaft an die Zeiten seiner Erbauung erinnert.

Später kam ich noch öfter mit dem guten Cavaliere zusammen, der trotz der Beschwerden seines Alters immer freundlich und heiter blieb und im vorletzten Herbste hochbetagt (er hatte 1775 zu Cles das Licht der Welt erblickt) das Zeitliche schmerzlos segnete.

Von Garatshausen ist nur ein Viertelstündchen nach Tutzing, nach dem lieblichen Tutzing, über das ich mich schon aus Dankbarkeit etwas weiter verbreiten muß.

Tutzing ist eine Gründung des althochdeutschen Bajuvaren Tuzzo, welcher als Gutsbesitzer und Oekonom [1] allda in der ersten Zeit der Agilolfinger gelebt hat. Freundlich angemuthet von der Gelegenheit des Ortes, von dem wildreichen Walde, von dem fischreichen See, von dem freien Blick über Land und Wasser gegen das hohe Gebirge hin, ließ er sich mit den Seinigen hier nieder, bald nach der Völkerwanderung, vielleicht selber ungewiß, ob er, wie Mannert und Buchner dachten, aus boischem, oder wie Mederer und Koch vermeinen, aus fränkischem oder wie Zeuß vermuthet, aus

[1] Gewöhnliche Bezeichnung unserer Bauern in den Fremdenanzeigen, wenn sie in die Stadt kommen und beim Oberpollinger über Nacht bleiben.

rein markomanischem oder wie Quitzmann wünscht, aus markomanisch-quadischem Geschlechte entsprossen. Nach München zu ziehen und sich an seinen Kunstschätzen zu bilden, hatte er keine Sehnsucht, da es noch nicht erbaut, noch kein Sitz der Wittelsbacher war. Die Augustusburg am Lech aber, wenn er je so weit gekommen, mit ihren hohen Wällen und steinernem Gemäuer dünkte dem freien Germanen wie ein großer Kerker und unehrliche Gefangenschaft. So ging er also ans Werk und erbaute sich hier einen hölzernen Ansitz, so schön als sie damals gebaut zu werden pflegten. Um die Wohnung standen kleine Gebäude zum Behuf der Haus- und Landwirthschaft, Backöfen, Stallung und Scheuern. Ein Hag von zugespitzten, mit Weiden verflochtenen Pfählen umzäunte Tuzzo's freieigenes Gut. In der Nähe des Hofes, gegen den See hinab, grünte ein Baumgarten, in welchem die meisterlose Jugend von Zeismaningen oder Veltolvingen nicht ungern einen Apfel holte, worüber der wackere Hofherr sich gebührlich erzürnt haben mag. Bienenschwärme aus dem nächsten Walde, wo man jetzt gegen Traubing hinaufsteigt, hatte er in Stöcken von Rinden gezähmt und freute sich an ihrem Honig. In den Nebenstunden war Tuzzo, da er nichts zu lesen hatte, mit stillem Behagen der Fischerei ergeben, und brachte nach glücklichem Fange die schönen Bodenrenken schmunzelnd in seine Küche, wo die liebliche Gattin am heiligen Feuer waltete. Nicht geringe Sorge widmete er auch seiner Heerde und etliche leibeigene Römlinge bauten seine Felder. Ob er Most, Meth oder Wein getrunken, ist kaum mehr mit Gewißheit herzustellen, sicher jedoch, daß ihm jener Gerstensaft bekannt war, in quandam similitudinem vini corruptus, dem

heutigen Chiemseer Bier vergleichbar. Aber die Jagd war Tuzzos höchste Freude — für jedes Geschäft des edlen Waidwerks hatte er seine Hunde abgerichtet, mit denen er die unermeßlichen Forste durchstreifte. Gerne pürschte er sich leise am Karpfenwinkel hin und auf die nächste Waldspitze, wo gar häufig — zu eigenem Untergange — jene Bären ihm begegneten, von denen später Bärenried den Namen erhielt. Sehr gerne ritt er auch des Abends hinauf an den kleinen See zu Deichselfurt und lauerte, seinen Falken auf der Faust, den seltenen Zugvögeln auf, die da vorüberstrichen. Dort mag er oft in der düsterschönen Einsamkeit, auf den Ruinen der alten Römerstadt, die nach der Sage einst da gestanden, schweren Zweifeln obgelegen sein, ob er noch fürderhin zu Wodan und Freia halten solle und zu den alten Göttern allen oder zu dem neuen Glauben, der unter Palmen am Jordan aufgegangen war, den römische Priester und fränkische Sendboten im Lande zu predigen begannen. Und nach langem Sinnen soll er eines schönen Morgens die heilige Taufe erhalten haben, mit ihm seine Hausehre, die wohl Mahthilt, Willipurg oder Hildegund geheißen haben dürfte, und seine Kinder, die blonden, blauäugigen, rothbackigen Germanen. Darnach verlebte er in Frohsinn und Biederkeit noch manche Jahre. Unbekümmert um die Verordnungen verfeinerter Jahrtausende ließ er die jungen Freien der Nachbarschaft in seiner Spinnstube zusammenkommen, obgleich diese jetzt verboten sind, horchte den alten Mähren, die da erzählt wurden, sprang mit seinem ganzen Hauswesen über das Sunwendfeuer und trieb noch manch' anderes heidnisches und polizeiwidriges Zeug. Ueberdieß pflog er der edlen Gastfreundschaft, leerte an

Feiertagen manch' Trinkhorn aus, ritt alle Monden zur Mallstätte, ließ sich als Zeuge more bavarico bei den Ohren zupfen, und verschied endlich in dem Herrn. Seine Kinder wurden die Tuzzingen geheißen und von ihnen führt das Dorf den Namen bis auf unsere Zeit.

Etwa zwölf- oder dreizehnhundert Jahre später kam auch ich an diesen stillen Ort, dessen Ursprung und erster Stifter in Vorstehendem an der Hand der bayerischen Geschichte zwar nur muthmaßlich, doch nicht ohne innere Wahrheit geschildert worden ist. Vergebens war es aber nach Tuzzo, dem Redlichen, zu fragen oder nach seinen Söhnen — weder der Gemeindevorsteher noch die andern Historiker des Dorfes waren ihrer eingedenk geblieben. Auch wie es sonst da hergegangen zu Kaiser Karls Zeiten oder unter den Kreuzzügen oder in den Tagen Ludwig des Bayern, dessen Marstallmeister Konrad der Tuzzinger gewesen, war ihnen völlig unbekannt. Glückliches Griechenvolk mit deinem eisernen Gedächtniß — poetische Thäler am jonischen Meere, wo jedes Dörflein seinen Heros eponymus in verklärter Erinnerung behielt und seine heldenhaften Nachkommen, ihre Geburt, ihre Hochzeit und ihren Schlachtentod — während unser Volk jetzt aus aller seiner Geschichte nur zwei Züge noch festhält und zwar sehr traurige, nämlich den Napoleon und den Schwedenkrieg!

Jedoch mir gefiel die Ruhe des Orts, sein schöner Buschwald, die reine Luft, die prächtige Aussicht und die gute Verpflegung, die noch Hr. Kerzel leitete, der große Mann, welcher seitdem verstorben ist. Auch hatte sich der Bräumeister damals eben ein Häuschen erbaut, am Ende des Dorfes, wo man gegen das Gebirge geht, und stand dasselbe noch rein und unbenützt auf der

grünen Wiese. Helle Fenster, vorspringendes Dach und bemalte Altane gaben ihm ein freundliches Ansehen. In dieses zog ich ein mit meinem kleinen Hauswesen und verlebte da die schönsten Tage.

Tutzing ist auch in aller Wahrheit ein Oertlein, wo anspruchslose Freunde ländlicher Ruhe recht glücklich sein oder werden können. Wer an schönen Sommermorgen ins Freie geht und dann gegen die Benediktenwand, die Karwendel und die Zugspitze aufwärts schaut, der wird sich immer wieder wundern über die herrlichen Gestalten dieser Berge. — Dazu der glatte See mit seinem Glanze, die thauige Pracht der Wiesen und die dunklen Wälder!

„Es lächelt der See, er ladet zum Bade," am lockendsten vielleicht, wenns nicht zu heiß ist, vor dem Mittagessen. — Die Badhäuschen sind zwar so kunstlos, daß sie hätten am Eurotas stehen können, ohne durch ihre Weichlichkeit des Gesetzgebers Regierungssorgen herauszufordern, aber sie genügen doch. Es fehlt mitunter nicht an einem Nagel, der dem Hineintretenden schmerzlich werden könnte, auch nicht an andern kleinen Unbequemlichkeiten, aber der Eintritt mit Handtuch kostet auch nur sechs Kreuzer. Der Seeboden besteht aus festem Sand und geht nur allmählig in die Tiefe, so daß Schwimmern jeder Art, auch den schlechtesten, ein angenehmes Stadium eröffnet ist. Tönte dann das freundliche Mittagsglöcklein von dem Kirchenthürmlein, so wandelte man mit feuchten Locken unter dem Baumgange des Ufers hin, an der ringsumblühten Behausung des Pfarrherrn, an dem stillen Friedhof, an dem hohen Schloß der Vieregge vorbei, dem Wirthshause zu, wo ein mäßiger Tisch die Tafelfreuden zwar erweckte,

doch nicht ausschweifend werden ließ. Irgend ein Freund alter Sitten, der uns hier an dem frugalen, aber reinlichen Mahle beisammen sah, den Hrn. Oberstlieutenant Fuchs, den biedern, der mit mir schon in Griechenland gewesen, und seine Verwandten, den Schilderer und was zu ihm gehörte; wer unsere harmlosen Gespräche belauschte, der konnte wahrhaft seine Freude haben an unserer patriarchalisch einfachen Art und Manier. Dem wenigen Comfort, den die Bauernhäuser des Orts zur Zeit noch bieten, hat man's zu danken, daß nur Leute von schlichtem Wesen hieher ihre Blicke richten, daß keine Rivalität, weder im Aeußern, noch im Innern bemerklich wird, daß keine von den Damen schöner sein will, als die andere, keiner von den Männern weiser als sein Nebenmann, daß also gar kein Neid entspringt, was wesentlich zum Landvergnügen beiträgt. Diese Freiheit von jener niedern Leidenschaft ist ein Vorzug, den man an andern berühmten Sommerfrischorten oft mit Wehmuth vermißt. Allerdings hat sich auch die Crinoline hieher geschlichen, doch war sie an ehrbaren Frauen nur des Sonntags sichtbar, gleichsam als sollte das Abwehrende und Fernhaltende, was in diesem feinen Gerüste ohne Zweifel liegt, gerade am Tage des Herrn so recht mit Freuden hervortreten.

Nicht selten schmückte unsern Tisch der Renke,[1] jener edle Fisch, den das Mittelalter Reinank hieß, was fast wie rhenanicus, der rheinische, klingt, gleich als hätten schon in grauer Vorzeit gelehrte Mönche dem wohlschmeckenden Geschöpfe ihre Aufmerksamkeit geschenkt

[1] Früher Salmo Wartmanni, scheint aber seinen Namen geändert zu haben und läßt sich jetzt Coregonus fera nennen.

und dasselbe vom Rhein herauf in die bayerischen Seen verpflanzt. Doch steht dieser Annahme entgegen, daß der Fisch in dem Augenblick, da er aus dem Wasser kommt, auch schon todt ist, weßwegen es dem Abte Wilhelm von Benedictbeuern († 1483) erst nach wiederholten Versuchen gelang, lebendige Renken aus dem Kochel- in den Walchensee zu bringen. Unser Schmeller gibt einige Kundschaft von der Geschichte dieses vortrefflichen Fisches, welche wir hier gerne mittheilen. Schon das lateinische Gedicht Ruodlieb, dessen Verfasser im zehnten Jahrhundert gelebt hat — es ist wahrscheinlich Pater Fromund von Tegernsee — bietet uns einen hierauf bezüglichen Hexameter, lautend:

Asco, Rinanch, ambo dulces nimis in comedendo —

was zu deutsch ungefähr heißt:

Asch und Renke sind beide gar angenehm zu verspeisen.

In den Urkunden des Mittelalters nimmt der Fisch allenthalben die ihm gebührende Stelle ein. Herzog Wilhelm von Bayern, der wegen der straubingischen Erbschaft nach Preßburg zu König Sigismund gereist war, scheint, um ihn zu gewinnen, auch von seinen bayerischen Renken Gebrauch gemacht zu haben. Er schrieb am Erchtag (Dienstag) vor Reminiscere, Anno Domini 1425, an seinen Bruder, Herzog Ernst zu München: „Lieber Bruder, wir lassen euch wißen, daß unser Herr der Künig gar vast begehrt hat, wie daß er gerne unsere Renken aus dem Würmsee wollt haben und versuchen und darum so bitten wir euer Lieb“ u. s. w.[1].

[1] Herzog Ernst stiftete auch 1434 eine ewige Gabe von drei Goldforellen aus dem Würmsee nach Landsberg. Den

Ferner findet sich unter den Urkunden von Bernried ein Schreiben der Herzogin Anna von Bayern, Tochter Kaiser Ferdinands I. und Wittwe Herzog Alberts V., welches sie am 10. Juni 1580 eigenhändig an den Probsten des Klosters erlassen hat und in dem sie sagt: „Wellen auch vermittels göttlicher Gnaden gedachten Fisch von euretwegen mit unsern angehörigen lieben Leuten verzehren und über solche Angedachtnus wieder in Gnaden erkenntlich sein.“ Und endlich wird später wieder, im Jahre 1602, erwähnt, daß eine Tracht Renken an kaiserliche Majestät Rudolf II. nach Prag versendet worden sei. Seit jener Zeit sind sie wohl öfter noch von fürstlichen Personen genossen worden, ohne daß es Clio mit ihrem ehernen Griffel aufgezeichnet hat — nicht ohne Absicht aber ist hier das Schönste aus der Vorzeit der Renken gesammelt, sondern vielmehr auf daß etwa auch ein unbedeutender Sommerfrischler ohne Würde und Auszeichnung, der vermittelst göttlicher Gnade den gedachten Fisch verzehret, sich mit doppelter Andacht dieser guten Gabe erfreue, nachdem er nun belehret worden, welch erlauchte Potentaten an derselben schon eine Ergötzlichkeit gefunden.

Zu Tutzing war's auch, wo vor sechsundsiebenzig Jahren auf jener Wanderschaft mein mehrerwähnter

Frauen und Jungfrauen dieser Stadt ist nämlich, wie meine Quelle sagt, „das Göttergeschenk der Schönheit geworden,“ und da der Herzog eines Tages mit ihnen auf dem Rathhause getanzt und in der Trinkstube beim Weine sich gelabt hatte, so that er jenen schönen Zug und verordnete die ewige Schenkung. „Die sollen sie dann,“ schrieb er, „durch unsern Willen auf der Trinkstuben essen und unsres Tanzes dabei gedenken. Wir achten auch nit, was sie mehr dabei verzehren.“ Dieser Schmaus erhielt sich bis zum Jahr 1753.

Vorgänger seine mittägliche Erquickung einnahm. „Wir genossen nunmehr," so erzählt er, „vom frischen Dufte gemähter Wiesen erquickt, ein ländliches Mahl. Unser Zelt war der liebliche Himmel, und unser Teppich röthliche Blüthen, die von Fruchtbäumen, durch leise Winde gelöst, sich wie ein bunter Goldregen über uns ergossen. Vielfarbige Schmetterlinge flogen, und haschten sich von Blume zu Blume, und um unsern Tisch schwärmten friedfertige Wespen. Und rings um uns war die ganze Wiese voll Leben, und allenthalben bogen und wiegten sich die zarten Hälmchen und Blumen, aus denen wirthschaftliche Bienen Honig sogen. Etwas weiter hin sahen wir die Kinder des Dorfes in kleinen Schaaren und naiven Gruppen sich versammeln und spielen, indeß auf dem Rasen vor der Hütte im eignen Schatten und frei von erkünstelten Sorgen, der Vater oder Großvater saßen, und von künftigen und alten Zeiten sprachen, oder die kleinen Händel schlichteten, welche die Kinder von Zeit zu Zeit vor sie brachten. Es war eine herrliche Stunde!"

So hübsch und fein wußte man schon im Jahr 1784 zu München in Bayern zu schreiben! Ich glaube kaum, daß man es damals zu Weimar, Göttingen oder Berlin viel besser verstand. Aber auf die altbayerischen Propheten wollte schon damals niemand lauschen und es geht ihnen heut zu Tage fast noch ebenso.

Von den Partien, welche Nachmittags unternommen wurden, will ich aber lieber schweigen, denn ich war nur selten dabei. Muße, Ruhe und Einsamkeit mögen einen menschenmüden Menschen oft so zufrieden machen, daß er das Glück nicht erst zu erlaufen braucht. Et veterum libris et inertibus horis — auf dem

Faulbett liegend und ein anmuthig Buch vor Augen dünkte ich mir oft weiser als die, so in der Hundstagshitze unter großen Parasolen über Berg und Thal einem Trunk nachjagten, den sie zuletzt doch in Tutzing besser haben konnten.

An schönen Abenden kam man immer im Freien zusammen, vor den Pforten des Gasthofes, unter dem Nußbaum, in der Geisblattlaube. Hier thut sich ein großer, viereckiger Platz auf, der bis an das Wasser hinunter reicht und den ich gerne, obwohl er zumeist eine blumige Wiese ist, mit der Piazzetta zu Venedig verglich. Fehlt doch selbst in der Mitte eine hohe schlanke Säule nicht, auf der die Himmelskönigin thront, um an die Säulen und die Flaggenstöcke in der Markusstadt zu erinnern. Das gräfliche Schloß mag leicht als Dogenpalast gelten und noch größer ist das Gleichniß unten am Seegestade, wo die Gondeln und die Fischerbarken beständig ab- und zufahren. Selbst Pocci's Schlößlein, Ammerland, das der Piazzetta gerade gegenüber liegt, und Tag und Nacht herüberschaut, scheint in gewissem Sinne Aehnlichkeit mit San Giorgio Maggiore zu haben. Die Markuskirche, der Campanile und einiges andere fehlen allerdings. Auch könnte immerhin noch manches für Verschönerung des Platzes geschehen. Gar oft habe ich zum Beispiel bedauert, daß unser nordisches Klima der Haltbarkeit der Freskobilder so feindlich ist, da sonst die lange gelbe Hofmauer, welche rechts hinunterzieht, unsern jüngeren Talenten Raum genug gewährte, um die Geschichte der Hofmark Tutzing oder des Landgerichts Starnberg in edlen Bildern zu verherrlichen.

An jenen schönen Abenden erschienen aber im Kreise der Münchner auch die Honoratioren der Gegend nicht

ungern, so der gräfliche Verwalter mit seinen ausgebreiteten Kenntnissen auf allen Gebieten des menschlichen Wissens, der Seelenhirt, Hr. Pfarrer Freytag aus Franken, mit der vorgerückten Bildung seines Stammes und andere mehr, welche Absicht oder Zufall herbeigeführt. Was aber war unser Gerede und was besprachen wir am liebsten? Natürlich das deutsche Vaterland und die Schwierigkeit, es in die Höhe zu bringen. Hatten wir diese unsre Pflicht gethan, so gingen wir auch wohl zu minder würdigen Dingen über. Einmal war selbst von dem Wunderdoctor die Rede, der in Tutzing seinen Stuhl errichtet hat und in einem versteckten Häuschen links von der Piazzetta wohnt. Früher soll er einmal Gerichtsdiener gewesen sein und sich allezeit eines sehr leichtfertigen Wandels beflissen haben. Die Acten, die bei der Behörde über ihn erlaufen, sollen fast so hoch sein als er selber. In reiferm Alter fand er für gut, seine alten Tage als Thaumaturg zu beschließen und da er sich auch einen mysteriösen Zug beilegen wollte, nahm er sich vor, ein Stummer zu werden. In der That spricht er seit Jahren nicht mehr, obgleich er mitunter ins Wirthshaus kommt. Auch heraußen auf der Bank sieht man ihn zuweilen sitzen und wenn dann eine frische Dirne vorüber geht, so scheint er seinen Jugenderinnerungen anheim zu fallen und macht ganz anzügliche Geberden. Hie und da hat ihn auch schon ein später Zecher, der nach der Polizeistunde heimwärts trachtete, gesehen, wie er in seinem Häuschen vor ein paar Lichtern saß, in einer Art Ornat, und aus einem großen Folianten in geheimnißvoller Andacht betete. Ueber den Betrieb seiner Kunst und deren Erfolge wird nur weniges bekannt. Nur so viel

weiß man, daß das Dampfboot nicht selten wohlversiegelte Pakete bringt, die manchmal auch von vornehmen Damen ausgehen und einen unaussprechlichen Inhalt mit sich führen. Damit, sagt man, gehe der Wundermann des Nachts um die zwölfte Stunde rückwärts aus seinem Häuschen gegen den See und werfe die Gläser, bedeutende Zauberworte murmelnd, über das Haupt in den See. So wie dieß geschehen, wird die Patientin in München oder sonst wo augenblicklich gesund.

Sehenswürdig zu Tutzing ist der gräfliche Garten, der den Fremden offen steht. In einem kleinen Tempel sind auch Waffen, Becher und andere Denkmäler vergangener Zeiten aufgestellt. Das jetzige Schloß ist eine neuere Gründung. Zu Westenrieders Zeiten war es, wie er schildert, „noch mit einem Graben umzogen, etwas schwerfällig gebaut, die innere Einrichtung noch durchaus nach alter Sitte, halb trübselig und traurig.“ Das ist nun alles anders geworden; wo aber die alten Bilder und die andern, von ihm erwähnten Sächelchen hingekommen, ist mir unbekannt. Nicht zu vergessen, vielmehr gewissenhaft zu besuchen und zwar am frühen Morgen, ist die Ilka-Höhe, von des Herrn Grafen Tochter Helene, jetzt an den jüngern Fürsten Wrede verheirathet, also benannt. Man geht nach dem Dorfe Oberzeismaring im Schatten der Wälder, eine gute halbe Stunde lang, und dann noch ein Stückchen durch die Kornfelder, bis man auf eine freie Höhe kommt, wo ein kleiner Pavillon errichtet ist. Die Aussicht über den See und das waldige Hügelland bis an die Alpen und deren zackigen Kranz von den Salzburger Bergen bis hinein zu den Allgäuer Hörnern ist wirklich wunderbar. Manche ziehen sie sogar der Rundschau auf der Rottmannshöhe vor.

Hin und wieder ging ich auch und zwar des Abends nach Deichselfurt, einem einzelnen Bauernhofe, eine halbe Stunde von dem Dorfe. Der Weg führt immer über Wiesen am Saum der Wälder aufwärts — links gähnt eine Schlucht, sehr malerisch und wild, wie oben im Hochgebirge. Der Hof steht einsam an einem ruhigen See, rings herum ist dichter Nadelwald. Am Ende des Tages, wenn die Sonne untergeht und die Abendwinde in dem Schilfe säuseln, hat die Landschaft etwas Düsteres, Ossianisches. — Hier, meinte ich oben, sei der redliche Tuzzo oft mit seinem Falken gestanden und habe über die neuen Wahrheiten des Christenthums nachgedacht. Noch schöner als der Gang nach Deichselfurt hinauf ist aber gewiß die Heimkehr. Wer da oben auf der Höhe steht, der sieht den See und das Gebirge in ganz eigener Pracht und Herrlichkeit.

Endlich muß ich auch deiner gedenken, o Bräumeister, damals mein freundlicher Hausherr, jetzt des großen Hrn. Kerzel würdiger Nachfolger in dem schönen Besitz des Gasthofes! Gerne, in der That, fallen mir die angenehmen Stunden ein, die ich mit diesem braven Deutschen verbracht habe. Unser Stelldichein war aber meistens in seinem Reiche, auf dem Sommerkeller nämlich, ein Viertelstündchen von dem Dorfe. Dieser Keller liegt in einer Waldspitze verborgen, die ihn rings beschattet, aber gegen Aufgang einen schönen Ausblick über den See und gegen das Gebirge erlaubt, ein heimliches Plätzchen für alle, welche, wie Westenrieder sagt, die Gabe mitbringen, „das Wehen flüsternder Winde im zarten Laube zu hören, die lieblichen jungen Goldschatten im stillen Haine zu sehen, und das rührende Flöten der holden Natur zu vernehmen.“ Hieher

schlürft der Meister in seinen ledernen Pantoffeln und mit klirrenden Schlüsseln jeden Morgen beim ersten Hahnschrei, von den beiden Bräuknechten begleitet, um der Wirthe gewärtig zu sein, welche mit Roß und Wagen herbei kommen, um ihr Bier zu holen. Ein paar Stunden lang ist dann angestrengte Arbeit, bis die Fässer aus dem Keller heraufgewunden und auf die Gefährte geladen sind. Sowie dieß vorüber, finden sich aber die Männer unter dem Vorsitz des Bräumeisters alle zusammen, auf einer Sommerbank im Schatten der Fichten, versuchen das Getränke und lassen sich ein ländliches Frühstück schmecken. Auch unser einer besuchte nicht selten am frischen Morgen diesen freundlichen Ort, nicht so fast um zu trinken, als der schönen Natur und des angenehmen Umgangs wegen. Auch hier wurde von großen Dingen gesprochen, von den armen Deutschen, die sich nicht zu helfen wissen, von dem Russen und dem Franzosen, fast so klug und weise als in der Stadt. Am besten verstand ich mich mit dem Bräumeister — die Gleichheit der Gesinnung zog uns zu einander hin. Die andern aber schenkten uns aufmerksames Gehör, wenn wir unsere Ideen so klar und sinnreich austauschten.

Das Tutzinger Bier ist aber wirklich so schmackhaft, daß man es mit Mäßigung selbst vor Tisch schon genießen kann. An manchen Sonntagen, wo die Städter gerne über Land gehen, wurde die Gesellschaft deßwegen auch viel gewählter, und schloß sogar sehr gefeierte Namen ein. Da erschienen auf dem Tutzinger Keller vor den duftenden Krügen, fröhlich erstaunt über die helle Landschaft und den See, der im Morgenflore vor uns lag, der Fragmentist, der bekanntlich für seine

Verdienste um die bayerische Prosa vom Sultan einen türkischen Orden erhielt und selbst im kolchischen Buschwald keine so wirthliche Lagerstelle gefunden zu haben behauptete; der Generaldirector Franz Lachner, der seine Lorbeeren mit Catharina Cornaro aus Cypern geholt; mein Friedberger Freund Dr. Völk, der treffliche Schwabe, der wie einst seine Landsleute dem Reiche in den Schlachten, so gegen das vorige Ministerium dem Lande in der Kammer vorgefochten hat; Professor Thomas, der in ausländischen Archiven Studien zu machen wußte, welche man anderwärts bereits zu schätzen versteht; Melchior Meyr aus dem Ries, der uns Herzog Albrecht und Karl den Kühnen gedichtet und zu den sonstigen deutschen Dorfgeschichten auch jene seiner Gegend glücklich hinzugefügt hat; August Becker, der Pfälzer, Jungfriedels poetischer Vater; Baron Thumb, der unterrichtete Sprosse der uralten Thumben zu Neuburg aus Graubünden; Rudolf Oldenbourg, der verständige Bibliopole, in meinen Augen auch deßwegen sehr verdienstvoll, weil er mehrere interessante Schriften, deren Verfasser ich bin, und zwar ohne merklichen Vortheil verlegt hat; Dr. Gemminger, der heitere Naturforscher, zugleich einer der ersten Angler seiner Zeit und großmüthiger Spender des edelsten Fanges — endlich noch Dr. Streiter aus Bozen, Dichter und Rechtsgelehrter, eifriger Freund des Fortschritts, der über das Gebirge herüberstieg, um in der constitutionellen Luft des Bayerlandes etliche friedliche Tage zu verleben und sich dabei so heiter fühlte, daß er schon im nächsten Jahre wieder kam. Auch mancher andere wäre damals gewiß sehr gerne an unserem Tisch gesessen, wenn er nicht, wie z. B. der oft herbeigewünschte Professor M. J. Müller, der Orientalist, im

fernen Escurial gewesen wäre, um den Ruhm der vaterländischen Wissenschaft zu mehren. Ja, diese lieben, klaren Morgenstunden, mit ihrem lebhaften Gespräche und ihrer fröhlichen Laune waren eigentlich die schönsten Blumen auf der stillen Wiese meiner Sommerfrische und darum dank' ich allen denen gerne, die damals reisig herzukamen, um sie mit mir zu feiern.

Weiter als bis Tutzing-Ammerland hat die Kultur dem See noch nicht zugesetzt. Nur bis hieher reichen die bekiesten Pfade, die arrangirten Wälder, die künstlerisch gestellten Aussichtsbänke, die niedlichen Land- und die guten Wirthshäuser. Bis hieher reicht auch ungefähr das Ueberschwemmungsgebiet der Städter, wenn sie an Sonn- und Feiertagen über ihre Ufer treten und die für Hühner und Kopfsalat so verheerenden Ausflüge unternehmen. Die Landschaft im Großen, namentlich der Anblick der Gebirge, wird zwar immer gewaltiger, aber auch der Schatten am Uferrand, da sich die Wälder mehr einwärts ziehen, immer spärlicher.

Wir fahren daher lieber zu Schiffe sogleich an dem Karpfenwinkel vorbei, einer geräumigen Bucht, welche so zu sagen die Hexenküche des Sees ist. Hier geht's immer am ersten los, wenn ein Ungewitter über die Gegend fährt. Es ist wirklich oft auffallend, wie da, während der übrige See sich kaum erst kräuselt, die weißen Sturmwogen schon ganz fertig zu Tausenden herausstürzen und geschäftig nach dem östlichen Ufer eilen. Erst allmählig versetzt sich auch das andere Gewässer in Unruhe, bis zuletzt alles spritzt und schäumt. Gar zu arg wird's übrigens nie auf diesem See und

man weiß seit Menschengedenken kein Unglück, das den Schiffenden durch Unwetter begegnet wäre. Dagegen ist es nicht so selten, daß die Leute im Winter durch das Eis brechen oder im Bade ihren Tod finden. Eine schauerlich schöne Sage ist es, daß der See alle die Ertrunkenen an einen Ort zwischen Tutzing und Ammerland in der Tiefe zusammenführt und nebeneinanderstellt. Bei hellem Wetter soll es dann zuweilen vorkommen, daß die Fischer den ganzen Haufen unten stehen sehen.

In kurzer Zeit halten wir vor dem Kloster Bernried, dessen Thurm und Gemäuer weithin aufleuchtet über der stillen Seeferne. Die Grafen Otto und Walter von Vallei haben es im Jahr 1121 für regulirte Chorherren gestiftet. Zur Seite desselben entstand damals auch ein Nonnenkloster, das durch die selige Herluca berühmt wurde. Diese war eine fromme Seherin, welche die Geschicke des deutschen Reiches fast bis auf unsere Zeit vorausgesehen haben soll — eine Prophetengabe, um die ich sie leider nicht beneiden kann. Sie starb 1142 und ruht in der Kirche unter einem Stein, der mit einem Kreuz bezeichnet ist.

Eine andre Berühmtheit aus der damaligen Zeit des Klosters ist Paul, der Chorherr, der nicht allein das Leben der seligen Herluca, sondern auch einen Commentar über die Thaten Gregors VII. geschrieben hat, welcher reich ist an Aufklärung über das Leben dieses Papstes.

Von da an hört man wenig mehr von Bernrieder Celebritäten. Die Chorherren — etwa ein Dutzend — lebten still und friedlich durch die Jahrhunderte hin, bis auch sie das Schicksal der Auflösung erreichte. Die

Klostergebäude kamen darauf in verschiedene Hände und gehören jetzt dem Freiherrn v. Wendland, k. bayer. Gesandten in Paris. Das meiste davon ist schon vor Jahren abgetragen worden, doch steht noch ein schöner Flügel und ein Garten dabei mit herrlichen Bäumen.

Seeshaupt, ein Dorf am Haupt, am Anfang des Sees gelegen, wo das kleine Würmbächlein, das ihm seinen ältern Namen gegeben, hineinfließt, war ehemals nur hie und da von einem Bergfahrer besucht, ist aber jetzt durch das Dampfboot, das täglich zweimal anlandet und nicht selten einen ganzen Troß von Reisenden absetzt, mitten in den großen Weltverkehr hineingerissen. Die Seeshäupter sehen dem Treiben jetzt gemächlich zu, wohl fühlend, daß ihnen daraus kein Schaden entstehe; auch der Wirth hat sich nunmehr hinein gefunden. Doch soll er, als man noch an dem Dampfboot zimmerte, die drohende Gefahr des wachsenden Fremdenbesuches mit Angst und Bangen betrachtet und oft verzweiflungsvoll gerufen haben: „Ja, wo nimm ich denn die Krüg' her, wenn jetzt so viel Leut kommen?"

Von Seeshaupt fahren wir wieder abwärts und steuern am östlichen Gestade hin, wo zunächst St. Heinrich liegt, eine kleine Kirche mit dem verwitterten Denkmal ihres Gründers, des Einsiedlers Heinrich, der ein Graf von Andechs gewesen sein soll. Nach diesem folgt Ambach, wo man sich beim Fischmeister, wenn's ein glücklicher Tag ist, mit sehr schönen Lachsforellen, Renken und Wallern bewirthen kann.

Eine Stunde davon, Tutzing gegenüber, liegt Ammerland und an diesem Orte treten wir also wieder in den Zauberkreis der feinen Landhäuser und Toiletten, der städtischen Bildung und Vornehmheit.

Anmuthsvoll und lustig steht das gethürmte Schlößlein über den Wogen, die es weithin sichtbar beherrscht. Nicht selten erscheint ein etwas langes, bräunliches Gesicht am Fenster, ein Gesicht voll heiligen Ernstes und weltlicher Schalkheit, das scheinbar dem Zuge der Wolken oder dem Spiele der Wellen nachgeht, während der Geist vielleicht vertieft ist, eine alte Legende neu zu firnißen oder im Staatshämorrhoidarius unsere göttliche Büreaukratie an ihre Menschlichkeit zu erinnern oder durch eine Casperltragödie die Schuljugend von ihren Leidenschaften zu reinigen oder durch eine witzige Carricatur einen guten Freund zur Selbsterkenntniß zu leiten. Ist das nicht, wird aber jeder Münchner alsbald sich fragen, ist das nicht der Graf und Burgherr, unser Pocci, der lange Dichter, Zeichner und Musiker, Dramatiker für Kinder und Erwachsene, der oft an schönen Sommertagen hier zu finden ist, in glücklicher Ferne von der Stadt, um rein aufzugehen in der Schönheit der Landschaft und in der Kindlichkeit seines Gemüths?

Auch Hr. Paraquin hat sich hier eine stille Hütte erbaut, der wegen mißliebiger Gesinnungen abgethane Staatsanwalt, trotz des französischen Namens ein guter Deutscher aus der Pfalz, und ist derselbe bei heiterem Frühlingswetter oder vielleicht im ganzen Jahre seelenvergnügt, den Staat und die Anwaltschaft in blauer Dämmerung hinter sich zu sehen, und das tägliche Gedeihen seiner neun blühenden Kinder ungestört betrachten zu können.

Ein halbes Stündlein weiter und es thut sich der tiefschattige Park von Allmannshausen auf und mitten drinnen sieht zwischen duftenden Blumenbeeten und rauschenden Springbrunnen, halbverdeckt von der

Tannen grünen Wedeln das hohe Schloß. Als ich da einst im Mondenschein vorüberging, fielen mir die schönen Verse von Eichendorf ein:

Sie sangen von Marmorbildern,
Von Gärten, die über'm Gestein
In dämmernden Lauben verwildern,
Palästen im Mondenschein.
Wo die Mädchen am Fenster lauschen,
Wann der Lauten Klang erwacht,
Und die Brunnen verschlafen rauschen
In der prächtigen Sommernacht.

Das Schloß gehört dem Hrn. Grafen v. Rambaldi, Regierungsrath zu München, einem sehr braven Manne. Für den Sommer gibt er's gewöhnlich der russischen Gesandtschaft zu miethen, welche dann ihre große Flagge hochmächtig über die höchste Dachspitze hinaufzieht und wehen läßt. Glücklich die Russen, die doch wissen, was sie für Farben, was sie für eine Flagge haben, während es unter den Deutschen seit den Befreiungskriegen immer nur der Vater halbverstohlen dem Sohne mittheilt, jeder unsicher, ob er bei dieser Gelegenheit nicht seine Carriere verdirbt oder ob günstigsten Falls nicht eine höhere Hand das theure Zeug ihm confiscirt, wie es in München beim Durchzug der Oesterreicher geschehen sein soll.

Das Gestade wird immer mannigfacher und anmuthiger. In dieser Gegend, umgeben von Gartenanlagen, welche die feinste Empfindung athmen, erhebt sich das Landhaus des Hrn. Baurath Himbsel, dessen Verdiensten wir schon oben einen kleinen Kranz zu flechten suchten. Von außen hat es fast ein bäuerliches

Ansehen und ist mit frommen Bildern schön bemalt, im Innern aber birgt es allerlei humoristische Fresken, welche Kaulbach, Zimmermann und andere der besten aus dem Münchner Kreise in genialen Stunden hingeworfen.

Dicht bei Himbsels Paradiesgärtlein liegt Leoni, wo mir immer der König von Thule einfällt. Es war einmal ein Staatsrath in Bayern, gar treu bis an das Grab. Als dieser kam zu sterben, gönnt' er alles seinen Erben, ausgenommen ein niedliches Häuschen bei Assenbuch, welches er vielmehr dem italienischen Sänger Leoni, seinem Freunde, als Vermächtniß hinterließ. Wie mancher Sänger und Dichter wünscht sich wohl einen solchen Staatsrath zum Freunde! Der wackere Leoni liebte es aber, was sich bei italienischen Sängern nicht selten findet, in seinen Mußestunden vor dem Herde zu stehen und das Innere der Kochkunst zu studiren. So soll ja auch unser Pellegrini die seligsten Tage bei seinem Jugendfreunde, Hrn. Galimberti zum rothen Roß in Nürnberg, vielmehr in dessen Küche, verbracht haben, wo sie Hand in Hand, wie die Alchimisten nach dem Stein der Weisen, so nach der schmackhaftesten Sauce forschten, zwar ohne sie bestimmt zu finden, doch unterwegs schon durch manches leckere Brühlein ermuthigt und belohnt — und auf diese Weise kam er, nämlich der wackere Leoni, allmählig dazu, die feinsten Geheimnisse zu erfürwitzen, so daß, wie manche Journale nur für Fürsten, Diplomaten und Staatsmänner schreiben, auch er nur für solche höhere Naturen kochen wollte. Die Münchner Vornehmheit, die Diplomaten, Staatsmänner und alle jene, welche als Feinschmecker mit Recht berühmt waren, wußten hier nicht allein einen

geistreichen Menschen, sondern was ihnen wohl bedeutender schien, auch einen guten Koch zu treffen und erhoben durch ihren zahlreichen Besuch das Häuschen bald zum elegantesten Orte an dem fünf Stunden langen See. Und so blühte es manche Jahre, wurde allerdings immer demokratischer, artete zuletzt soweit aus, daß es seine Hallen sogar dem gewöhnlichen Publikum öffnete, bis Leoni starb, worauf seine Wittwe die Wirthschaft fortführte bis auf den heutigen Tag. Das Häuschen sieht noch immer vielen Besuch bei sich, obwohl manche schätzbare Tradition aus der guten alten Zeit verloren sein soll. In der Frühe, wenn die Morgensonne das ganze westliche Ufer verherrlicht, alle Häuser, alle Schlösser, alle Kirchen glänzen, das blaue Gewässer in tiefster Ruhe und doch die ganze Landschaft belebend sich ausstreckt und das herrliche Gebirge hell und sonnenklar oben am Horizonte dahinzieht, um diese Zeit, sag' ich, ist es noch immer eine der schönsten Stellen am See.

Von Leoni führt jetzt ein schön gemalter Kreuzweg (die vierzehn Stationen des Leidens Christi), welchen wir der Frömmigkeit des Hrn. Baurath Himbsel verdanken, hinauf zur Höhe, wo auf freiem Felde das Dorf Aufkirchen steht, ebenso gerne besucht wegen seiner uralten Wallfahrt als wegen seines guten Wirthshauses. Auch hier, wie an manchem andern Wallfahrtsorte, lebt die Sage, daß man den Grundstein der Kirche auf einen Wagen gelegt und diesen zweien Rindern zu ziehen gegeben habe, mit der Absicht, das Gotteshaus dort zu bauen, wo sie stehen bleiben würden. Ein seltsamer Zug der frommen Sage, daß sie in einer so wichtigen Angelegenheit so oft die Wahl den Ochsen

überläßt, obgleich hiezu aus dem weltlichen Leben manche Parallelen zu finden wären.

Nicht ferne von diesem Dorfe an schattiger Stelle ist der Ort, wo einst Karl Rottmann, unser berühmtester Landschaftsmaler († 1850), so gerne träumend in die Alpen schaute. Um hier das Andenken des Trefflichen zu erhalten, haben die Münchner Maler einen steinernen Ruhesitz errichtet, aus dem sich eine Pyramide erhebt. Man pilgert oft hinauf zu diesem Plätzchen und nennt es die Rottmannshöhe.

Nicht weit von Leoni beginnt der schöne Park, der zum königlichen Lustschloß Berg führt, welches der jetzige Herrscher in große Vorliebe genommen hat und während des Sommers oft auf mehrere Tage besucht.

Im Garten zu Berg wollen wir wieder einmal unsern Westenrieder hören, der sich da, fast zu gerührt, also vernehmen läßt:

„Gegenwärtig sind hier vorzüglich die sogenannten Bergleiten zu ungemein anmuthigen englischen Anlagen mit den herrlichsten Spaziergängen umgeschaffen worden. Zwischen Fichten, Tannen und Buchen führt der Weg über blumige Ebenen und Hügel, durch buschige Gänge, zwischen welchen sich entzückende Aussichten auf den See öffnen, oder die den Lustwandler in stille Dämmerungen aufnehmen, wo man, umflossen von den Wohlgerüchen saftiger jugendlicher Gesträuche und duftender Blumen, halb müde vor Lust auf einer Bank ausruhet, und dann voll von einer seltsamen Beklemmung nach etwas Entferntem sich sehnt, ohne zu wissen nach was, die Augen voll Thränen hat, ohne zu wissen warum, und, weil man von Niemanden verstanden zu werden glaubt, nach Gefilden einer entfernten Glückseligkeit seufzt.“

Mit Bewunderung spricht derselbe auch von den englischen Segelbooten, welche damals (1784) Zimmermann, einer, der mit Cook um die Welt gefahren und in Starnberg kurfürstlicher Schiffmeister geworden war, auf den See gebracht hatte. Eines davon gehörte dem englischen Gesandten Trevor, „welcher an dem großen herrlichen Anblick des Sees und der Gegend zur Ehre seines Geschmacks außerordentlich viel Wohlgefallen fand.“ Dieses Boot führte den Namen Henriette nach seiner Gemahlin, welche dazumal im Schlosse zu Berg ihre Sommerfrische hielt. Westenrieder nennt sie ein junges, überaus geistreiches Frauenzimmer, welches während seines zweijährigen Aufenthalts in Bayern rein deutsch sprechen und nach den Regeln deutsch schreiben, auch die besten deutschen Schriftsteller kennen gelernt hatte. Er erlaubt sich dabei einen ziemlich schneidenden und sehr lesenswerthen Ausfall auf die Damen von München, welche deutsch, die Sprache ihres Vaterlandes, weder zu sprechen, noch zu schreiben verstünden. In der zweiten Auflage (1811) findet sich diese Apostrophe nicht wieder und es scheint also, daß die angesprochenen Damen bis dahin entweder deutsch reden und schreiben gelernt hatten oder daß der Schriftsteller der üblen Folgen wegen seine Rüge nicht zu wiederholen wagte.

Durch einen lichten Wald gelangen wir wieder ins Freie und können am See fortwandeln oder die sonnige Anhöhe hinauf, wo Schloß Kempfenhausen liegt, ein „treuherziges Bild guter alter Tage,“ kein Modeschlößlein, weder Cottage noch Villa, sondern ein ehrsam hochgiebliges Bürgerhaus, obwohl von „bessern Leuten,“ nämlich den Parth aus München im sechzehnten Jahrhundert erbaut. (Erwähnt wird der Ort aber schon im

elften, als einer von denen, die Herzog Arnulf dem Kloster Tegernsee genommen.) Eine kleine Kapelle steht im Hofe, in welche der gegenwärtige Besitzer, Hr. v. Schauß-Kempfenhausen, griechischer Generalconsul, Hofrath und Advocat zu München, ein schönes altes Bild von Michael Wohlgemuth gestiftet hat.

In dem alten Hause haben auch neuere Leute schon manche gute Stunde verlebt. Nicht minder scheint es zu Westenrieders Zeiten für die Vertrauten eine sehr angenehme Zuflucht und er selbst am Ende seiner empfindsamen Reise um den See sehr froh gewesen zu sein, hier bei Hrn. Hofkammerrath v. Pirchinger etwas rasten zu können. „Das Schloß Kempfenhausen," sagt er mit Dankbarkeit, „ist das lebendigste um den ganzen See, indem sich hier seit undenklichen Jahren zur Zeit der Ferien gute Freunde zu versammeln pflegen, um auszuruhen und zur guten Stunde das Liedchen anzustimmen:

Nunc est bibendum, nunc pede libero
Pulsanda tellus.

Ueberhaupt herrscht hier bei dem dermaligen Besitzer des Schlosses die edelste Gastfreiheit, die mich noch der Zeiten erinnert, wo jeder brave Ritter bei andern braven Rittern willkommen war."

Wer hierherum von Hunger oder Durst überfallen wird, dem ist das gute Wirthshaus zu Haarkirchen, nicht weit hinter Kempfenhausen, dringend zu empfehlen,[1] wer sich nicht in jener Lage befindet, der mag rüstig

[1] Ein Stündlein von da ist Merlbach mit einem ärmlichen Kirchlein, dessen Altarbilder aber, wie Lentner meint, sich dreist anreihen dürften an Boisserée's deutsche Kunstdenkmäler.

fortgehen und wird in einer halben Stunde wieder nach Starnberg kommen und dort bei Pellet die Münchner wieder alle beisammen finden wie am gestrigen Abend.

Jedoch, um weiter zu kommen, versetzen wir uns ans obere Ende des Sees, nach Seeshaupt. Hier möge denn die Bemerkung stattfinden, daß sich zwischen dem Würm- und Ammersee und dem Gebirge, zwischen dem Peißenberge und dem Isarstrom auf viele Stunden hin ein eigenthümlich geartetes Land ausbreitet, das zwar keinen besondern Namen hat, aber, wenn man einen solchen schöpfen wollte, Morastia oder der Sumpfgau genannt werden könnte. Dieser District nimmt sich auf der Karte ungefähr aus wie die Länder an der Hudsonsbai. Außer den größeren Gewässern, die wir eben genannt, und dem Kochel- und Staffelsee, finden sich noch etliche hundert kleinere Seen, Weiher, Teiche und Tümpel. Allerlei Bäche führen deren Flüssigkeit der Amper oder den größeren Wasserbecken zu. Die Gegend ist hügelig und deßhalb in landschaftlicher Beziehung gerade nicht zu verachten, abgesehen davon, daß das Hochgebirge immer in Sicht ist. Auf den Hügeln zumeist haben sich die Dörfer auferbaut, in den Niederungen dehnen sich die langen Sümpfe und Möser dahin. Die Bevölkerung ist nicht sehr dicht, in den besseren Strichen wohlhabend, und, obwohl etwas eckig, doch nicht unschön. Von der Fülle der Klöster, die sich in diesem Ländlein, und zwar meist schon in den frühesten Zeiten aufgethan, hieß man es ehedem spaßhafter Weise den Pfaffenwinkel. Die Herde der Kultur sind Weilheim,

die Stadt, und Murnau, der Markt, die an der alten Straße von München nach Innsbruck liegen.

Es ist noch nicht lange her, daß von Seeshaupt aus gegen Süden durch das Sumpf- und Waldland nur ein gefährlicher Feldweg führte, weßwegen denn die Maler und Touristen, welche die Durchfahrt versuchten, männiglich zu Fuße gingen.

Jetzt dagegen ragt das Leben der Zeit schon sehr fühlbar herein in diese Wüstenei. Ober dem Ostersee auf der grünen Höhe hat Hr. Ministerialrath Weber den Hof zu Staltach erworben, der an dem Rande unermeßlicher Torffelder liegt. Während er den Reichthum derselben durch sinnreiche Einrichtungen handsamer zu machen suchte, dachte er aber auch an einen neuen Weg, der in die große Welt hinausführen sollte und erbaute dann, die mannigfachsten Hindernisse überwindend, eine zierliche Straße, die von Seeshaupt gegen Habach geht. Die Landleute bewunderten das Römerwerk als es fertig war und gaben nun gerne ihre Beiträge, um des Genusses theilhaftig zu werden. Jetzt rollen die Wagen behaglich dahin auf dem ebenen Wege — ein schönes Beispiel, was oft die energische Thätigkeit eines Einzelnen in Dingen vermag, über welchen die Büreaukratie Jahrzehente lang fruchtlos brütet, wie z. B. über jenes Sträßchen, das wir oben schon einmal erwähnt. Das Labyrinth der kleinen Gewässer mit seinen Inseln, Land- und Meerengen, mit seinen Vorgebirgen, auf welchen Nadelwäldchen prangen, und den stillen Buchten, die das Röhricht ausfüllt, hat übrigens einen ungemeinen Reiz. Wer die Mittel dazu hätte, könnte sich da einen wunderschönen Park anlegen.

Den Ausgang aus dieser Region wird man entweder

auf dem Weg nach Habach oder nach Sindelsdorf wählen. Von ersterem Orte gegen Murnau trachtend und einen Gangsteig verfolgend, gelangt man in einem Stündchen auf die Aidlinger Höhe, welche eine weite schöne Aussicht über das Vorland und das Gebirge beherrscht. Von da abwärts kommt man in anderthalb Stunden, am Riegsee vorbei, nach dem genannten Markte.

Von Sindelsdorf dagegen kann man auf der breiten Heerstraße, durch die Niederungen der Loisach, nach Bichel und Benedictbeuern fahren. Ersteres ist, wie früher erwähnt, ein wirthlicher Standort für Heilbrunner-Kurgäste; letzteres ein berühmtes Kloster, dessen weite Gebäude mit ihren langen Fensterreihen, von zwei niedern Kuppelthürmen überragt, fernhin sichtbar sind in der sumpfigen Fläche. Die steile Benedictenwand, in schönem Bogen geschnitten, steht mit großer Mächtigkeit dahinter.

Nach dem alten Berichte, den die boischen Monumente mittheilen, haben dieß Kloster drei vornehme Männer, Lantfried, Waltram und Eliland, angeblich mit den fränkischen Pipiniden verwandt, um das Jahr 740 gegründet. Sie wählten diesen Ort, weil an einem andern, den sie vorher bestimmt hatten, die Zimmerleute sich durch göttlichen Rathschluß immer in die Finger schnitten und dann unschuldige Vögelein, „die aller Galle, das ist der Bitterkeit der Sünde bar sind," die blutigen Holzspäne hieher trugen und kleine Kreuzlein daraus bildeten.[1] Nicht minder erbauten sie auch ein

[1] Eine Sage, die sich bekanntlich bei sehr vielen Kirchen wiederholt.

Klösterlein zu Kochel, ein solches zu Schlehdorf und ein gleiches auf dem Eiland des Staffelsees. Nachdem sie in diesen neuen Stiftungen von allen Seiten her die Heerhaufen der Mönche (congregatis undique Monachorum agminibus) und eine Menge heiliger Reliquien und göttlicher Bücher zusammengebracht hatten, begaben sie sich mit Genehmigung Herzog Tassilo's nach Mainz zu Bonifacius, dem Erzbischof, der dann auf ihre Bitten herbeikam und im October 740 die Kirche in ihrem Orte Puron im Huosigau zu Ehren des heiligen Benedicts und des Apostel Jacobus einweihte. Die Begabung war anfangs sehr beträchtlich, denn die drei Brüder und ihre Schwester Kailswindis schenkten nicht allein den ganzen Fleck Landes zwischen Seeshaupt, Walgau und der Isar, sondern auch Salzpfannen zu Hall und Weingüter zu Bozen, welch letztere das Kloster bis zu seiner Auflösung behalten hat. Zugleich legten die sämmtlichen Geschwister das Mönchsgewand an und der gelehrte Lantfried wurde zum Abt geweiht über die neugestifteten Siedeleien, in denen schon hundertundfünfzig Mönche wohnten. Kailswindis aber, die fromme Schwester, übernahm als Aebtissin das Kloster zu Kochel, welches den Nonnen eingeräumt war.

Auch von andrer Seite floßen die Schenkungen reichlich zu; Herzog Tassilo gab Mittelstadt mit aller Zubehör und viele Nachbarn erfreuten in gleicher Art den ehrwürdigen Abt, welcher bald nur der gute Lanzo hieß. Als er im Herrn entschlafen, folgte ihm in allen Würden sein Bruder Waltram und als auch dieser das Zeitliche gesegnet, trat Eliland an dessen Stelle. Dieser stand gar freundlich mit Kaiser Karl dem Großen und erhielt von ihm das alte und neue Testament geschenkt,

dessen Correctur der kaiserliche Hofcaplan besorgt, sowie auch die Regel des heiligen Benedicts, von jener Handschrift abgeschrieben, die der Stifter selbst mit heiligen Händen gefertigt hatte, endlich auch als schätzbarste Reliquie den Arm desselben.[1] Man setzte den drei Brüdern, welche, wie die alte Chronik sagt, das Kloster in höchstem Reichthum, in größter Ordnung und in tiefstem Frieden hinterließen, einen Grabstein mit schön gereimten Hexametern und Pentametern und lautet der erste Vers:

Mors atrox nullum consumere parcit homullum.

Den übrigen aber möge der neugierige Leser am angegebenen Orte gleichwohl selbst nachgehen.

Eine wunderliche Klostergeschichte, welche die Chronik erzählt, ist folgende:

Nachdem die drei Stifter dahingegangen, wurden dem Kloster nacheinander fünf wenig belobte Aebte von den weltlichen Machthabern aufgedrungen. Als der letzte derselben, Schnellhart, im Anzug war, stand sich plötzlich Adalung, ein Mönch voll großen Ansehens, vom prophetischen Geiste erfüllt und sprach: „Wisset, daß mit diesem Schnellhart unser Untergang hereinbricht, denn dieß weissagt das Schnelle in seinem Namen. Und damit ihr meinen Worten fester glaubt, werde ich heut noch aus der Welt gehen.“ Sofort, als am selben Tage alle in der Kirche versammelt waren, um den neuen

[1] Dieser, in einen silbernen Vorderarm gefaßt, wird noch jetzt in der Sacristei gezeigt. Er war, als der Aufhebungscommissär erschien, schnell beseitigt worden, kam aber nach Jahren unversehens zurück. In einer hölzernen Schublade der Sacristei liegen auch noch unordentlich die Gebeine der drei Stifter.

Abt mit Gepränge zu empfangen, stürzte der gebenedeite Mann mit ausgebreiteten Armen vor den Altar hin und gab den Geist auf. Daß er wahr gesprochen zeigte sich, als bald darauf die Ungarn kamen, das Kloster verbrannten, die Brüder marterten und ermordeten. Abt Schnellhart aber war „wie ein Miethling beim Einbruch der Wölfe“ nach Wessobrunn geflohen und starb daselbst.

Als die Ungarn auf dem Lechfeld vernichtet worden, nahm aber Herzog Arnulf die Güter des zerstörten Klosters in seine Hand und vertheilte sie seinen Kriegshauptleuten als Ersatz für die erlittenen Schäden. Es gelang erst später, doch kaum mehr vollständig, sie wieder zu sammeln. Nur zwei Mönche, Perchtrich und Sintpercht hausten damals noch einsam in den Ruinen, bewahrten das Gedächtniß der Heiligen, wie die Asche der Väter und nährten sich kümmerlich von der Atzung, die sie aus dem Thale bettelnd heimtrugen. Mit der Zeit aber, als die Ruhe des Friedens zurückgekehrt war, trat Wolfdeo, ein Priester, auf, und erhielt mit Fürbitte des heiligen Ulrichs, des Bischofs von Augsburg, vom Kaiser Otto die Wiederherstellung des zerstörten Gotteshauses zugestanden. Er selbst übergab dem heiligen Benedict was er an Eigen hatte zu Unering und zu Sindelsdorf mit Zugehör, sammt Knechten und Mägden.

Der weitere Verlauf der Klostergeschichte bringt so ziemlich dieselben Erscheinungen, wie sie schon da und dort an uns vorübergegangen sind, zumal viele Streitigkeiten und zwar zwischen den Mönchen und den Aebten wegen der Klosterzucht, zwischen beiden mit den Schirmvögten wegen der Einkünfte und der Güter und endlich mit den Bischöfen wegen der kirchlichen Stellung und Freiheit. Bischof Nitker von Freising, durch die Annehmlichkeit

und den Nutzen des Ortes befangen, erbat und erhielt ihn vom Kaiser zu Lehen; sein Nachfolger Ellenhard, damit nicht zufrieden, erlangte von Heinrich IV. sogar des Stiftes Eigenthum (1075), eine Schenkung, die aber der Kaiser nach drei Jahren schon widerrief. Bischof Hermann von Augsburg war boshaft genug, die Mönche, welche dem Papst anhingen, wegen ihrer politischen Gesinnungen anzuschwärzen und erschlich dadurch vom Kaiser abermals die volle Herrschaft über die Abtei, worauf er dann die frommen Brüder nicht unerheblich gequält zu haben scheint; allein, wie die Chronik deutlich merken läßt, so war es über den Sternen beschlossen, daß selbst geweihte Hände sich nicht ungestraft an St. Benedicts Zelle, die an der Loisach liegt, vergreifen sollten. Bischof Nitker von Freising nämlich starb eines plötzlichen Todes zu Ravenna, Bischof Ellenhard ging elendiglich an der Läusekrankheit zu Grunde und Hermann von Augsburg verendete an zahlreichen Geschwüren, welche mit großem Gestanke an seinem Leibe aufbrachen.

Als die Noth am größten, nahmen sich aber auch die Großen dieser Erde wieder um Lantfrieds Stiftung an. Kaiser Lothar II. gab ihr einen Schutzbrief gegen den Bischof von Augsburg, bestimmend, daß sie von dem Joch seiner Knechtschaft (ab ipsius servitutis jugo) fürderhin losgebunden, überhaupt ganz frei und unabhängig sein und unter kaiserlichem Schutze stehen solle. Papst Innocenz II. erließ drei Bullen in demselben Sinne, worinnen Herrn Walther, dem Bischof von Augsburg, Hermanns Nachfolger, wegen seiner Gewaltthätigkeit und Unterdrückung der Text nicht übel gelesen wird. Weitere Privilegien von den nächsten Päpsten und Kaisern folgten und zu derselben Zeit erscheinen auch die

mächtigen Andechser als Schirmvögte des Stifts, welche ihm manche Gutthat erwiesen.

Nebenbei wurden auch viele Bücher abgeschrieben und die Bibliothek zu München bewahrt manche Kleinodien, die aus Benedictbeuren gekommen. Schon früher hatte Kisila, ein fränkisches Königskind, das zu Kochel den Schleier genommen, einen kleinen Bücherschatz in das Mannskloster verehrt. Wie großen Werth solche Schriften hatten, erhellt auch daraus wieder, daß Graf Adalrich zu Bozen 1074 für ein Meßbuch einen Weinberg zu Rungatsch hergab. Auch ein botanischer Garten ward gegründet, zu dessen Anlage man Samen und Kräuter von Tegernsee erbat.

Ein gemüthlicher Zug aus damaliger Zeit ist in einer Urkunde des Jahres 1238 erhalten. Abt Bernhard sagt nämlich: „Da jener, der die Sorge der Seinigen, namentlich der Hausgenossen versäumt, schlechter ist als ein Heide, und wir uns von solcher Untreue gerne etwas fern halten wollen, so haben wir den Mangel an Beleuchtung, welchen unsere geistlichen Schwestern (zu Kochel) bisher zu beklagen hatten, mit dem Auge des Verständnisses betrachtet und sie nach Maß ihrer weiblichen Schwachheit bedauert, zugleich aber auch beschlossen, sie vor den Schrecken der Nacht sicherer zu machen." Derohalben wird ein Gütlein bei Au zu Diensten der Küsterin gestellt, welche das Licht, das jede Nacht in der Schlafstube der Nonnen brennen soll, getreulich zu verwalten habe. Dagegen sollten die Schwestern auf ewige Zeiten bei der Frühmette den Psalm de profundis und ein Vaterunser beten.

Bis zum Jahre 1278 scheint übrigens das Selbstbewußtsein bedeutend gestiegen zu sein, denn man findet

da plötzlich eine ansehnliche Spur von weltlichem Hochmuth. Damals nämlich, als Kaiser Rudolf eben zu Wien verweilte, kamen Abt Ortolf und der Convent mit Bitten vor ihn und ersuchten, da sie der Hofämter, wie sie der Fürstlichkeit ihrer Abtei entsprächen, zur Zeit noch ermangelten, so wolle er doch erlauben, daß sie aus ihren Lehensleuten vier Würdenträger, als Marschall, Truchseß, Schenk und Kämmerer aufstellen und sie genüglich, doch ohne des Klosters großen Schaden, mit Gütern ausstatten dürften. Kaiser Rudolf neigte sich dieser „vernünftigen Bitte,“ wie er sie nannte, willfährig zu, während die bayerischen Stände im Vormärz einen ähnlichen Vorschlag schon lange nicht mehr genießbar fanden, und so kamen auch zu Benedictbeuern wie zu Tegernsee die vier alten deutschen Hof- und Erbämter auf. Welche Geschlechter aber zuerst sich in diesem Glanze gesonnt, habe ich nicht gefunden, wohl aber, als ein weiteres Zeichen des hohen Ansehens, in dem die Abtei gestanden, eine Urkunde vom Jahre 1453, laut deren Kaiser Friedrich der Dritte den Abt zu seinem Hofcaplan ernennt.

Bei solcher Pracht der Geschichte verwundert sich fast jeder, der in Merians Topographie (1644) das Kloster im Bilde sieht, ein Häuflein unscheinbarer regelloser Gebäude, die sich schüchtern um ein gothisches Münster schaaren. Bei Wening dagegen, Anno 1701, ist es schon eine fürstliche Residenz, ein klösterliches Versailles, mit vielen Höfen, mit einer unabsehbaren Flucht zweistöckiger Gebäude, wo sich Fenster an Fenster drängt, mit einer Piazza, wo stolze Bogengänge, und in der Mitte die coquette Zopfkirche, die den Mönchen wahrscheinlich ein Wunder schien gegen das alte ehr-

würdige Gotteshaus, das sie zerstört. Jetzt ist darin keine Spur eines älteren Denkmales mehr zu finden.

Im vorigen Jahrhundert rühmte sich das Kloster noch, daß es von den Tugenden, denen es tausend Jahre lang seinen Ruhm verdankt habe, nicht abgefallen sei. Noch lebe dieselbe Kraft der Geister, dieselbe Liebe zu den Wissenschaften, welche bei der neu eingeführten Art der Studien demnächst einen ungeheuern Aufschwung (ingentia incrementa) nehmen würden. Es freute sich noch über die langen glänzenden Reihen seiner Gebäude, in denen selbst Fürsten die ihnen bestimmten Gemächer fänden und über den heitern Tummelplatz der Musen, den Büchersaal nämlich, der aufs Reichlichste mit Druckwerken und mit Handschriften ausgestattet sei. Aber in Mitte des Ruhmes und des Glanzes fiel das altergraue Stift der Weltlichkeit anheim.

Es war ein Abend, an dem sie noch kaum ahnten, was bevorstand, und am andern Mittag waren sie schon aufgelöst. Am 21. März, dem Benedictustag, als sie eben zu Ehren ihres Heiligen beim Mahle saßen, klopfte der Aufhebungscommissär an die Klosterpforte, erklärte, es sei vorbei mit ihnen, ließ die Thore sperren und begann sein einträgliches Geschäft. Sie gingen ruhig auseinander und es krähte, so zu sagen, kein Hahn nach ihnen.[1] Ich kann's nur verstehen, wenn ich annehme, daß Lantfrieds Nachfolger und der Hofcaplan Friedrich des Dritten und die Erbämter und Inful und Stab des Abts zu Buron ganz überflüssig geworden waren für die Zeit von 1803. So wird vielleicht noch manches

[1] Der letzte „Beurer Herr," Pater Franz Wagner, starb 1851 zu Bichel und liegt da begraben.

dahin gehen unter dem silbernen Mond, weil es in alten Traditionen befangen, auf nutzlose Würde bauend, sich nicht unentbehrlich zu machen wußte für die neue Welt.

Nun begannen bald rußige Arbeiter und schmutzige Taglöhner Crown- und Flintglas zu bereiten in den Räumen, die noch vor kurzem für den ungeheuren Aufschwung klösterlicher Wissenschaft bestimmt waren. Im Jahre 1806 errichtete nämlich der unternehmende Utzschneider in dem Kloster eine Kunstglashütte, aus der dann später das optische Institut hervorging, welches 1819 nach München verlegt und vorher wie nachher in der ganzen gebildeten Welt mit den größten Ehren genannt wurde. Hier lebte in jener Zeit als technischer Leiter unser Fraunhofer, der bescheidene, geniale Mann, der aus großer Armuth, fast ohne Schulunterricht, sich zur bedeutendsten Fähigkeit in seinem Fache hinaufarbeitete. Er starb leider früh, kaum neununddreißig Jahre alt, Anno 1826. König Max I. war dem altbayerischen Landeskind schon in seiner Jugend zugethan und hielt dem anspruchslosen Talente gar wacker die Hand, als es aus seiner Dürftigkeit an der Leiter der Ehren und Würden emporstieg. Es möchte sein, wenn ein recht fanatischer Optiker hieherkäme und die Leistungen der neuen Kunstglashütte mit denen der alten Abtei verglíche, daß er die Werke der erstern, welche die Wunder des sichtbaren Himmels uns näher gebracht, für ebenso wichtig ansähe, als die Beiträge der letztern zur Kenntniß der andern unsichtbaren Himmelsgegend, welche jenseits der Sterne liegt.

Seit 1818 sind aber die Klostergebäude gar für einen Fohlenhof zugerichtet und in schwierigen Zeiten,

wenn die ganze Kriegerschaft des Landes einberufen ist, müssen sie auch zur Aushülfe als Cavalleriekaserne dienen. Dann wird gewöhnlich ein Geschwader Kürassiere von München hieher verlegt und die weichen Felder des Alluvialbodens ertönen weithin von dem gevierteltelten Hufschlag unserer tapfern Panzerreiter. Mit dem Fohlenhof ist auch eine Staatsbrauerei verbunden und Liebhaber eines gewissen Getränkes werden hiemit nachdrücklichst auf die Klosterschenke aufmerksam gemacht.

In den frühesten Zeiten war die sumpfige Gegend um Benedictbeuern ein See, der sich da, wo jetzt die Loisach fließt, weit hinab erstreckte bis gegen Wolfartshausen, vielleicht auch über den Archipel von Iffeldorf mit dem Starnbergersee zusammenhing. Das letzte Wahrzeichen, vielmehr der eingeschrumpfte Nachkomme und Stammhalter dieses Binnenmeers ist der Kochelsee. F. W. Walther hält ihn für nichts anders, als eine vom Sturz der aus dem Becken des Wallersees herabrauschenden Urgewässer ausgehöhlte Gumpe, welche in der Folgezeit durch die träge Loisach, die sie durchzieht, nicht mehr mit Geschieben ausgefüllt werden konnte. Die Loisach ist nämlich der langsamste und behaglichste unter den bayerischen Bergströmen. Und da man alle die Eigenschaften der bayerischen Flüsse getreulich angegeben findet, wenn man ihren Namen im keltischen, sei es hochschottischen oder bretonischen Wörterbuche aufsucht, so wollen also die Gelehrten auch glücklich gefunden haben, daß Loiz im Keltischen träg bedeute. Nimmt man dagegen die älteste Form Liubisaha her, so ergibt sich aha von selbst; Liub dagegen mag eine Abkürzung des damals sehr häufigen Namens Liubolf (Liebewolf) sein und so hätten wir denn in Liubisaha eigentlich einen

Liubolfsbach. Was übrigens den Kochelsee betrifft, so ist die ganze untere Hälfte desselben eigentlich ein langer Morast, voll Binsen und Röhricht, weßwegen man ihn auch den Rohrsee heißt.

Anderthalb Stunden von Benedictbeuern liegt Kochel, ein Dorf, in welchem, wie wir oben gehört, schon vor elfhundert Jahren die fromme Kailswindis ein Nonnenstift verwaltet hat, welches aber längst wieder verschollen ist, obgleich darinnen einst die Gemahlin des letzten Merovingers und die des letzten Agilolfingers den Schleier nahmen. Damals hieß der Ort Cochalun und es dient vielleicht zur Erklärung des Namens, daß die kleinen Erhöhungen in einem Moose, die entweder aus großen Felsstücken oder aus festem Erdreich bestehen und mit Gras oder Bäumen bewachsen sind, jene winzigen Moosinseln also, die sich auch in dieser Gegend sehr häufig finden, noch jetzo Köcheln genannt werden.

Kochel ist der Geburtsort des riesigen Schmiedes Balthasar Mayr, welcher bei dem unglücklichen Heldenzug, den die Oberländer Bauern 1705 zur Befreiung der Hauptstadt und Vertreibung der Oesterreicher unternahmen, an Tapferkeit allen vorgeleuchtet hat. Er fiel bei Sendling auf dem Friedhof, einer der letzten im Kampfe, und Lindenschmitt hat ihn auf dem Gemälde, das die Mauer der Kirche ziert, besonders verewigt. Erst vor ein oder zwei Jahren machte sich ein Unberufener an diese Heldenfigur und untersuchte die Angaben und die Quellen näher, kam aber endlich zum Ergebniß, daß der Schmied von Kochel gar nie existirt habe. Die neue Münchner Zeitung brachte selber dieß seltsame Resultat.

Jetzt ist Kochel ein beliebter Sommerplatz, für

Bergsteiger höchlich empfohlen wegen der Nachbarschaft besonders schöner Voralpen, die mit herrlicher Fernsicht in die Ebene hinaus und ins Gebirge hinein begabt sind. Dicht ober Kochel liegt nämlich die Benedictenwand (5500'), die auch von hier aus auf der gangbaren Rückseite am leichtesten zu ersteigen ist, und die Jocheralm, weiter gegen Westen aber der Herzogstand (5380') und der Heimgarten (5480'). Diese vier Alpengipfel möchten unter den bayerischen wohl diejenigen sein, die am öftesten erklettert werden. Der Benedictenwand zumal sagt man rühmend nach, daß von ihrer Höhe aus sieben namhafte Seen zu erblicken seien.

Eine halbe Stunde ober Kochel liegt zu Füßen eines ungeheuern Felsenstockes die Mühle am Joch, eine sehr saubere Mühle in einem sanft melancholischen Thälchen. Von hier können wir auch einen Ausflug nach Schlehdorf unternehmen. Wir fahren, so Gott will, im herrlichen Sonnenschein am Hochgebirge hin, bewundern den blauen Seespiegel, in den da ein Tauchentchen, dort ein ferner Einbaum seinen silbernen Streifen zieht und steigen nach einer halben Stunde zu Schlehdorf ans Land.

Dieser Ort ist am 17. October 1846 unter eines Orkanes Brausen abgebrannt und darauf ganz neu wieder auferstanden. Ehemals war es ein malerisches Hochlandsdörfchen, aus niedlichen, im Alpenstyle erbauten Bauerhäusern, Blumen- und Obstgärten, Brunnen und Misthaufen bestehend — aber nach dem Brande nahm ein gebildeter Stadtarchitekt die Sache in die Hand, erklärte jene idyllische Traumwelt für einen überwundenen Standpunkt und überließ sich ganz den Eingebungen des neuesten Geschmackes. So erhielten denn die guten

Schlehdorfer lauter sehr logisch-abstracte Häuschen, eines wie das andere, wie wenn sie alle in der Fabrik gefertigt wären, säuberlich in Reih und Glied gestellt und mit genau bemessenem Abstande, so daß sie von der Ferne aussehen, wie ein kleines numidisches Zeltlager oder nach der Meinung andrer wie eine Sammlung von Hundshütten. Als nun aber die sentimentalen Sommerfrischler, welche die Philosophie dieser Anlage nicht zu würdigen wußten, wieder kamen, schlugen sie die Hände über dem Kopf zusammen und riefen: „Ja, wo ist denn unser altes reizendes Schlehdorf? wer ist denn dieser — Künstler?“ Der Jammer ging in die öffentlichen Blätter über, der Architekt suchte zu beweisen, daß seine Tadler von der Baukunst der Zukunft nichts verständen und daß er sich um die Meinung der Unverständigen nicht zu kümmern brauche und so fort, bis endlich die Regierung, was man sehr lobenswerth fand, den Ausspruch that, daß man bis auf weiteres im Gebirge den Gebirgsstyl zu schonen und beizubehalten habe.

Schlehdorf war seiner Zeit auch ein Kloster, und das nicht umfangreiche, aber zierliche Gebäude mit der Kirche steht noch auf einer luftigen Anhöhe über dem Dorfe. Jetzt gehört es einem Kaufmann aus Bremen, und Geheimerath Dr. v. Martius, der einst in Brasilien den Grundstein seines Ruhmes legte, verlebt dort gewöhnlich die Sommermonate.

Schlehdorfs Wiege lag aber eigentlich in der Scharniz, in solitudine Scarantiae. Es war zwar schon vorher eine Zelle hier, dieselbe, die Lantfried, der Stifter von Benedictbeuern gegründet, aber namhaft und ansehnlich wurde die fromme Gesellschaft erst, als die Mönche zu Scharniz, welches zehn Jahre früher

errichtet worden, sich (772) aus jener Wildniß an diesen Ort versiedelten. Sie verehrten den heiligen Tertulinus, dessen Gebeine der fromme Reginprecht von Papst Adrian zu Rom erhalten und nach Schlehdorf herausgebracht hatte. Der Heilige war still und bescheiden und man hat nie etwas Besonderes von ihm gehört, aber, wie der Neid der Menschen einmal ist, so wollten sich die frommen Brüder zu Puron im grauen Alterthum doch keineswegs glücklich fühlen, so lange sie nicht auch St. Tertulin's ehrwürdige Ueberbleibsel zu den ihrigen zählen dürften. Ein gewisser Adalbero, ein Mann der gebildeten Stände, der Sohn einer Schlehdorferin, brachte denn auch, wahrscheinlich nicht ohne geheime Aufmunterung, den heiligen Leib in einer nebligen Novembernacht in das Schwesterkloster hinüber. Daran erfreuten sich die Brüder gar höchlich und legten ihn in einen Sarkophag; einige von den Vorsichtigern aber nahmen sogleich das Haupt und die wichtigern Knochen und verbargen sie, ohne Adalbero's Wissen, in einem ausgehöhlten Stein. So blieb die Sache, bis einst Adalbero mit einem Priester von Schlehdorf in Streit gerieth und ihm dieser, als letzten Trumpf, die Worte zurief: Halt's M—, Adalbero, und schweig, du hast deinen heiligen Tertulinus gestohlen! Adalbero, darüber betroffen und bald reuig, nahm nun die Knochen, die im Sarkophage geblieben waren und brachte sie wieder nach Schlehdorf. Bischof Gotescalch aber, welcher gehört hatte, daß noch einige Gebeine jenseits des Sees zurückgehalten würden, meinte, man sollte sie nöthigenfalls mit Gewalt erheben. Auf dieses begab sich nun Ratold, der würdige Abt von Benedictbeuern, nach Schlehdorf zum Bischof und versicherte, er wisse

gewiß, daß von den Gebeinen nichts zurückgeblieben sei und so ging die Sage aus, St. Tertulinus sei wieder ganz zu Schlehdorf, während die Benedictbeurer gar wohl wußten, was hiervon zu halten sei. — Wir würden indessen diesen Zug aus der Vorzeit vielleicht unerwähnt gelassen haben, wenn er nicht wegen seines hohen Alters unsre Ehrfurcht verdiente, denn es sind schon bald neun Jahrhunderte vergangen, seitdem alles dieses sich begeben hat. Uebrigens berichtet uns die Geschichte mehrere Vorgänge dieser Art und berühmt ist namentlich der Streit des Klosters Reichenau im Bodensee mit der Republik Venedig über die Frage, wer von beiden die wahrhaften Ueberbleibsel des heiligen Marcus besitze, oder jener des Klosters St. Denis bei Paris mit dem Stifte St. Emmeran zu Regensburg über die Gebeine des heiligen Dionysius, welche Kaiser Arnulf aus Francien mitgebracht haben soll.

Im zehnten Jahrhunderte, zur Zeit des Ungarnelends, sank mit den andern oberbayerischen Klöstern auch Schlehdorf in Staub und Asche, worin es fast zweihundert Jahre liegen blieb, bis Bischof Otto von Freising es wieder erhob und, nachdem da früher St. Benedicts Jünger gewohnt, die regulirten Chorherren des heiligen Augustins einsetzte. Aber auch nachher litt das Stift noch unter verschiedener Noth, Brandgefahr und Verheerung. Die späteren Urkunden des Klosters beziehen sich zumeist auf die Fischerei im Kochelsee, über welche mit dem Bischof zu Freising und dem Abte zu Beuern hundertjährige „Späne, Irrungen und Zweiungen“ obwalteten. Herr Stephan von Schmiechen, Hofmeister Herzog Albrechts, erließ darüber 1455, am Samstag vor Oculi, einen Urtheilsbrief, welcher jetzt in den

boischen Monumenten zwölf Seiten umfaßt und wohl einer der längsten ist, die uns aus jener Zeit erhalten sind.

Lassen wir nun Schlehdorf, um wieder ans Joch zurückzukehren und den Kesselberg zu besteigen. Wir gehen die Straße entlang, immer aufwärts und vergessen dabei nicht, den Wasserfällen, die im nahen Walde rauschen, einen Umweg von etlichen Schritten zu opfern. Die Straße selbst, zu ihrer Zeit ein Meisterstück, wurde unter Herzog Albert IV. von dem Münchner Bürger Heinrich Part gebaut und 1492 vollendet. Oben in einem grauen Steine, links vom Wege, sind einige gleichzeitige Reime eingemeißelt, welche den Herzog und den Baumeister ehren.

Dieser Kesselberg ist eigentlich eine Landenge, welche den Kochel- und den Walchensee auseinanderhält und kaum eine halbe Stunde breit ist. Es geht eine alte Mähr und ich glaube sogar eine Weissagung, daß einmal der Walchensee, der um 600 Fuß höher liegt als sein Nachbar, aus seinem Bette ausbrechen, d. h. den Kesselberg durchreißen, dann mit jenem vereint gen München ziehen und dieses ersäufen werde. München muß versinken, sagt der gemeine Mann, und hört eine gewisse Bürgschaft hiefür sogar aus dem obwohl sehr schlechten Reime heraus. Man spricht noch hin und wieder ernstlich von der Sache, ja man erzählt sich, daß in der Gruftcapelle zu München sonst täglich eine Messe gelesen und alljährlich ein goldener Ring geweiht, dieser aber in den See geworfen worden sei, um ihn bei freundlicher Stimmung zu erhalten. Seltsam und auffallend ist die beiderseitige Stellung dieser Nachbarseen immerhin — während der Kochelsee nämlich im

tiefen Thale ruht, 1900′ über dem Meer, birgt sich der nahe Walchensee in einem hohen Bergkessel, der 2500′ über dem Meere liegt. Seine größte Tiefe, am westlichen Gestade, wird zu 687′ angegeben, so daß er an seiner tiefsten Stelle noch unter den Wasserspiegel des Kochelsees hinunter reicht. Der Volksglaube hält ihn für bodenlos.

Der düstere Walchensee mit seinen tiefgrünen Wellen, allenthalben bergumschlossen, wird von F. W. Walther mit Glück den ernsten schottischen Lochs verglichen. An seinen Ufern, beim Klösterlein, das im zwölften Jahrhundert die Benedictbeurer angelegt, ist den rings aufstrebenden Hochwäldern ein majestätisches Echo zu entlocken. Auch dieser See hat Liebhaber, die für ihn schwärmen wegen der hohen Einsamkeit und der tiefen melancholischen Ruhe, die auf seinen fast unbewohnten Gestaden dämmert. Manche einsiedlerische Seele, die dem Rufe nachgegangen, hat da schon ferne von der Welt gar glückliche Tage verlebt. Das Posthaus, welches weiter einwärts fast am Ende des Sees liegt, ehedem als schlecht und theuer verschrieen, ist in neuerer Zeit ganz nach Wunsch geändert worden, was allen Eremiten zur lockenden Nachricht dienen mag.

Bei Urfeld am Anfang des Sees geht das Sträßchen ab, welches in die Jachenau hinüber führt. Dem Ufer entlang sieht man da die bleichgelben Felsenplatten, welche unter dem seichten Wasser ein paar Ellen weit in den See reichen und dann plötzlich abbrechen, worauf sogleich die ungeheure schwarze Tiefe beginnt.

Am Eingang der Jachenau bei Sachenbach stehen zwei schöne Häuser. Zumal das eine rechter Hand ist erst [illegible] und fast mit Pracht erbaut

worden. Der steinerne Antritt, die schönen großen Fensterscheiben, die feinen kostbaren Vorhänge im obern Stock und die gemalten Cassettirungen unter dem vorspringenden Dache, kurz das ganze prunkende Ansehen des Baus fielen uns wirklich auf, als wir vor zwei Jahren des Weges kamen. Wir standen bewundernd an der Straße und gewahrten dabei auch ein unansehnliches Bäuerlein, das in ärmlichem Anzug auf der Sommerbank vor der Thüre saß. Dieses wankte bald heran und als wir fragten, wem das Haus gehöre, lispelte es mit leidender Stimme: mir selber. Als wir es wiederholt belobten, deutete der kranke Mann auf seine Brust und seufzte: für was ist mir das alles gut, wenn ich aus der Welt muß? — Ach, armer Philosoph! Und seitdem hat er auch wirklich aus der Welt müssen.

Von Sachenbach zieht das Sträßchen durch den Wald hinauf und dann wieder abwärts, bis es nach einer Stunde die Kirche der Jachenauer erreicht. Gotteshaus und Friedhof, Wirthshaus und Kegelbahn stehen hier traulich beisammen und außerdem noch ein paar Häuser. Es ist der Hauptplatz des Thales, im Sommer ziemlich lebendig und gerne besucht von Eingebornen und Fremden. Die Jachenau wird von der Jachen, dem Abfluß des Walchensees, durchströmt, ist über drei Stunden lang, hat zwar keine Dörfer, aber viele zerstreute Höfe und weiter unten noch ein Wirthshaus, „beim Bäcken.“ Am Ende des Thales, am Langeneck, steigt man wieder über einen waldigen Berghang abwärts in die Isargegend. In einer kleinen Stunde wird man nicht mehr weit von dem gastlichen Lenggries sein.

Die Jachenauer, obwohl nicht weit von den schwäbischen und halbschwäbischen Lechrainern und Werdenfelsern entlegen, gehören doch zu dem reinsten und besterhaltenen Schlag der Bajuvaren. Sie sind schön und zierlich gebaut, dabei voller Beweglichkeit und Kraft. Auch die Mädchen zeigen sich in der ersten Jugendblüthe recht hübsch und einnehmend, gehen aber später leicht ins Derbe und Breite über. Die Häuser werden sehr sauber gehalten und gewöhnlich mit Reimsprüchen geziert. Es herrscht viel Wohlstand in dem Thale und namentlich die Wälder geben reichlichen Ertrag. Selten kommt es daher vor, daß der Jachenauer in die Fremde wandert. Noch weniger sehnen sich die Jachenauerinnen hinaus in das übrige Deutschland, ja manche soll, wie der Witz der Nachbarschaft behauptet, schon am Langeneck erschrocken umgekehrt sein, ganz laut ausrufend: Ui, ischt ebber die Welt a Größ'n!

Das alte zierliche Gewand der Jachenauer, grüne, gelbausgenähte Röcke von altväterischem Schnitt und grüne große Bänderhüte, sieht man noch auf den Trachtenbildern, aber im Leben ist es, wie früher gemeldet, untergegangen und hat der Joppe und dem spitzigen Hütlein von Miesbach seine sämmtlichen Rechte hinterlassen. Auch das andere Geschlecht trippelte noch zu Menschengedenken in der Farbe der Jägerei einher, hat sie jetzt aber auch schon lange abgelegt und folgt mehr und mehr den Mustern, die in der Nachbarschaft zur Anerkennung gelangen.

Das historisch Merkwürdige beschränkt sich darauf, daß die Jachenau früher dem Stifte Benedictbeuern gehörte und von den Mönchen in ihrer Bildersprache das Thal Nazareth genannt wurde. Noch gehört hieher

etwa auch der Zigeunerbrunnen, der unten am Langeneck sich findet, wo nach der Sage diese fahrenden Heiden ihre leibesschwache Ureltermutter lebendig begraben haben.

Die Jachenauer sind ein altväterischer Clan, eine prisca Gens mortalium. Gleichwohl zeigt sich dieß mehr in ihrer Gemüthsart, als gerade in ihren Sitten und Gebräuchen. Aus jener leuchtet zumal Uneigennützigkeit und Wohlwollen oder mit einem Wort ein gutes Herz hervor. Sie lieben sich einander, und namentlich nicht nur ihre Kinder, sondern auch ihre Eltern. Die alten, schwachen „Austrägler“ werden mit Milde und Achtung behandelt, nicht wie anderswo so oft mit Härte und Rohheit. Sie legen großen Werth auf den ewigen Frieden in der Gemeinde und bringen diesem lieber ein Opfer, ehe sie es zu Streit und Hader kommen lassen. Vielleicht aus Besorgniß, daß diese patriarchalische Eintracht leiden könnte, sehen sie es ungern, wenn Auswärtige in das Thal herein heirathen. Von den sechsunddreißig Hofbesitzern sind zur Zeit nur drei mit fremden Frauen verehlicht. So stark das Thal von Reisenden besucht wird, so fällt es den Leuten doch nicht ein, auf diese zu spekuliren. Sie freuen sich ihres Zuspruchs, sind freundlich und herzlich mit ihnen, leben aber sonst dahin, als wenn für sie die Touristen gar nicht vorhanden wären. Ein Jachenauer erzählte neulich, es sei letzten Sommer ein Reisepaar aus Sachsen plötzlich vor seiner Thüre gestanden, habe ein paar leere Stuben bemerkt, gleich davon Besitz genommen und vierzehn Tage darin gewohnt. „Was habt ihr denn dafür genommen?“ Ach, was sie gerne gegeben haben — darauf rechnen wir ja nicht! — Der Werth der Schule wird anerkannt und die Kunst des Lesens fleißig

geübt. — Vor nicht langer Zeit soll es fast unerhört gewesen sein, daß ein Mädchen zu Falle gekommen, während es jetzt allerdings nicht mehr gar zu selten. — Was Sitten und Gebräuche betrifft, so scheint dagegen, wie schon angedeutet, keine auffallende Eigenthümlichkeit mehr vorhanden zu sein, zumal nachdem auch seit sechs Jahren das seltsame Bockopfer, ein uraltes, echtes Ueberbleibsel des Heidenthums nicht mehr gefeiert wird.[1] Es finden sich zur Zeit auch im dortigen Bauernkalender nur noch Johannisfeuer, Rauchnächte und derlei allenthalben vorkommende Uebungen. — Mit unsrer Regierungsform sind die Jachenauer zufrieden; „die gute alte Zeit" hat keine blinden Verehrer, denn wie die Väter behaupten, so sind die Amtleute des Klosters nicht gar sanft mit ihnen umgegangen. Nur darüber sind die jetzt Lebenden ungehalten, daß die Lust der Waffen so ganz zu Boden gelegt sei. Die Jagd ist dem König verpachtet und die Forstleute wollen's durchaus nicht leiden, daß sich die jüngeren Männer mit Feuergewehr befassen. Zuweilen sei wohl ein Schießen, aber nur

[1] „Eine uralte Gewohnheit der Osterfeier hat sich in der Jachenau erhalten. Es wird nämlich in jedem Jahre der Reihe nach von einem der 36 Hofbesitzer ein Widder zum Besten gegeben, in Vierteln gebraten, dann wieder in einem Korb ganz zusammengerichtet, am Kopf mit einem Kranz von Buchs und Bändern geziert und, ganz wie die Opferthiere des germanischen Heidenthums, an den Hörnern vergoldet; der Erbe des Hauses oder der Oberknecht trägt dann den Widder zur Weihe in die Kirche und von da ins Wirthshaus, wo ihn der Wirth zerhackt und der Hirt eines jeden Hofes den treffenden Theil in Empfang nimmt, der Rest verbleibt den armen Söldnern. Es ist interessant zu sehen, wie auch hier heidnischer Opferdienst in die Formen des jüdisch-christlichen Paschah nur unvollkommen verkleidet ist." Bavaria, I. 371.

als Spaß für alte eingeschossene Jägersleute. Von den heranwachsenden, volljährigen Thalbewohnern wüßten die wenigsten, wie man einen Stutzen lade. Sie blicken mit Neid auf das benachbarte Tirol, wo gerade in diesem Stücke ganz andere Grundsätze herrschen. „Wenn wir einmal unser Thal vertheidigen müßten, sagte ein Jachenauer, es wäre eine Schande, daß Gott erbarm'.“ „Nu, müßten uns halt die Mistgabeln rausreißen!“ setzte ein andrer ironisch hinzu. „Die Tiroler Landesschützencompagnien, sagt Lentner, sind freilich ein schöner Beweis für die eingeborne Wehrhaftigkeit unserer Bergvölker, dafür aber genießt dort auch niemand mit Vorzug des Jagdvergnügens, viele Tausende aus kaiserlichen Kassen und sonstige Privilegien ermuntern zur Schießlust und ist der Landesschütze aufgeboten, so zieht er einen namhaften Sold.“[1] Es fragt sich also, ob bei uns der zarten Sorgfalt für Reh' und Hasen nicht etwas zu viel Rücksicht zugewendet werde, obwohl ich dabei nicht vergessen will, was ich oben S. 236 selbst als die Meinung angeführt habe, welche das Leizachthal über diesen Gegenstand in den Jahren 1848—50 äußerte.

[1] Doch würde es in Tirol nur wenig Beifall finden, wenn man die Landesschützen, wie 1848 und 1859 geschehen, abermals zu Tausenden aufbieten und monatelang zur Bewachung der italienischen Grenzen verwenden wollte. Sie sind, da auch die Gemeinden dem Solde zulegen müssen, sehr kostbar, versäumen sehr viel und der Dienst wird doch nicht so genau versehen, wie von geschulten Truppen. Dagegen wird noch immer, wie früher, anerkannt, daß diese Schützen zum Wehrdienst im Innern des Landes und namentlich für Vertheidigung des Heimathsthales unübertrefflich und unersetzlich sind.

Die Gegend vom Walchensee bis Mittenwald gilt nicht für besonders schön, doch erhebt der Anblick des rauhen, großartigen Karwendelgebirges. Auf halbem Wege liegt das Dorf Wallgau, das also, wie schon oben erwähnt, durch seinen Namen an die alten Römer erinnert. In der That scheint auch noch ein Tröpfchen ihres Geblütes vorhanden zu sein, denn zumal unter den Mädchen und Weibern sieht man stellenweise Gestalten, die — wenigsters hier zu Lande — auffallen dürfen — tiefe Hautfarbe, aber doch frische rothe Backen darauf, volle Lippen, dunkles Haar und hin und wieder sogar eine Römernase. Ich habe mich auch unter den Flurnamen in der Gemeinde nach römischen Fündlingen umgesehen, doch, wie ich aufrichtig gestehe, nichts gefunden.

Mittenwald, ein Markt, zwischen hohe Gebirge eingeklemmt, ohne besondere Reize der Umgebung, ist eigentlich in unsern Voralpen der einzige größere Ort, der keine Sommerfrischgäste anzieht. Die Nähe der Scharniz, des früher befestigten Passes, der öfter belagert und erstürmt wurde, hat dem Flecken in Kriegszeiten immer viel zu leiden gegeben. Auch Brandunglück, Viehseuchen und anderlei Mißgeschick kam oftmals über ihn. Es herrscht daher wenig Wohlstand, obgleich viel Fleiß und Betriebsamkeit. Die Mittenwalder haben sich nämlich, wie bekannt, schon lange der Fertigung der Geigen zugewendet, und fördern deren jährlich viele Tausende zu Tage. Hr. Professor Schafhäutl hat dieses Gewerbe in dem Bericht über die Münchner Industrieausstellung geschichtlich dargelegt und wir entnehmen seiner Arbeit folgenden Auszug:

Berühmt unter allen deutschen Geigenmachern ist

Jakob Stainer von Absam bei Hall in Tirol, welcher seine Kunst bei Nicolaus Amati zu Cremona erlernte, später wieder als Meister in seinem Geburtsort lebte und da 1683, leider im Irrsinn, verstarb. Zu diesem begab sich einst ein Junge von Mittenwald, Aegidius Klotz, in die Lehre und siedelte sich dann in seiner Heimath an. Er wurde ein würdiger Schüler des alten Stainer, und seine Violinen stehen so hoch im Ansehen als die seines Lehrers. Aegidius unterrichtete natürlich auch seinen Sohn Matthäus in allen Theilen der Geigenmacherei; allein der lebendige strebsame Mann war damit nicht zufrieden. Nachdem er bereits zwanzig Jahre in Mittenwald als Geigenmacher gelebt, zog ihn die Sehnsucht nach Vervollkommnung von der Heimath fort. Er durchreiste, viele lustige und traurige Abenteuer bestehend, die in seiner Kunst berühmtesten Städte Oberitaliens, unter andern Florenz und Cremona, und kam mit vielen Erfahrungen nach Hause, aber auch mit dem Entschlusse, aus Mittenwald ein zweites Cremona zu schaffen. Etwa im Jahre 1683 begann er diesen Gedanken auszuführen. Er unterrichtete eine bedeutende Anzahl von Bürgerssöhnen in allen Vortheilen der Geigenmacherei, und gründete dadurch einen Fabrikzweig, welcher den Markt damals von der aus verschiedenen Ursachen drohenden Verarmung rettete, und gegenwärtig sich noch in schöner Blüthe befindet. Die beiden Firmen Neuner-Hornsteiner und Bader stehen heute noch an der Spitze des Geschäftes und besorgen den merkantilen Theil desselben.

Den Reichthum dieser Gegend bildet höchstens das herrliche Fichtenholz. Viehzucht ist wenig einträglich, Ackerbau gar nicht durchzuführen. Die Geigenarbeiter

selbst waren und sind bis zum heutigen Tage höchst einfache Gebirgsbewohner, welche ihre Produkte früher nicht anders absetzen konnten, als daß sie, wie ihr Lehrer Klotz, die fertige Waare auf den Rücken nahmen, um sie, von Haus zu Haus wandernd, feil zu bieten.

Als noch Klöster bestanden, war der Absatz dieser Waare in solcher Weise leicht auszuführen, ja sie war die beliebteste, weil die Geigenmacher in den gastfreundlichen Stiftern stets sehr gut aufgenommen und bewirthet wurden. Später begann das Gewerbe zu stocken, bis sich endlich thätige Kaufleute der Sache zuwandten, den Arbeitern ihre Waare um einen bestimmten, freilich überaus niedern Preis regelmäßig abnahmen und so auf diesen Gewerbszweig ein eigenes, sehr weit ausgebreitetes Handelsgeschäft gründeten. Ihre Produkte gehen nach allen Theilen der Welt, vorzüglich nach England und Amerika, dann nach der Schweiz und Rußland. Es sind noch immer über hundert Arbeiter beschäftigt und da, wie man sagt, in der ganzen Welt kein so treffliches Holz zu finden, so hoffen sie mit Gottes Hülfe auch in dem Wettkampf obzusiegen, der ihnen neuester Zeit allerdings von vielen Seiten angeboten wird.

Von Starnberg über Weilheim nach Partenkirchen. Ammergau.

Die Straße von Starnberg nach Weilheim ist sehr uneben; doch genießt der Wanderer, der sich nach dem Gebirge sehnt, auf den Höhen ober Monatshausen, eine ahnungsvolle Fernsicht über den Ammersee und das ziemlich sumpfige Land, welches sich weit und breit ausdehnt bis an die Alpen, die in großer Majestät den Gesichtskreis begrenzen.

Sind jene Höhen überstanden, so finden wir uns in der geräumigen Fläche, welche das Städtchen Weilheim beherrscht, über die der Peißenberg hereinragt und welche die Ammer, die aus dem Gebirge kommt, durchströmt. In alten Zeiten reichte der Ammersee weit herein in sein Hinterland. Hier, zu den Füßen des Hirschberges, soll es auch durchgegangen sein, als vor manchem Jahrtausend jenes Gewässer noch mit dem Würmsee zusammenhing. Hier zu den besagten Füßen zeigt sich auch linker Hand das verlassene Schlößchen Rößelsperg, zur rechten aber liegt Pähl, ein gedeihliches Dorf, dem ein Unkundiger gleichwohl kaum ansehen würde, daß es die Stelle überdeckt, wo einst in den Zeiten der Cäsaren die Castra Urusa der Römer gestanden.

Oberhalb lockt auf einer mit Wald besetzten Anhöhe das Hochschloß, sicherlich auf der Stelle des römischen Prätoriums gelegen, ein Edelsitz von hohem Alter, im fünfzehnten Jahrhundert ein Apanagengut des nachgebornen Herzogs Christoph, des unruhigen Helden, sehr geeignet für Jagd und andere Kurzweil, wie er sie liebte, jetzt mit mancher neuromantischen Zuthat versehen und durch vielfache Werke der Kunst geschmückt.

Der hochwürdige Herr J. A. Brenner, Pfarrer zu Pähl, hat die Chronik seines Sprengels im oberbayerischen Archive niedergelegt. Wir beeilen uns, aus derselben anzuführen, daß die Sage von der Reismühle auch hieherein reicht, daß, wie Herkules auf den Wiesen von Tyrinth, so Karl der Große auf den Auen von Pähl als Knabe gespielt und auf dem Hochschlosse seine Erziehung erhalten, ja dort als Mann sein Schwert vergraben haben soll, um es einst zu holen, wenn er aus dem Untersberg kommen wird, um Deutschland in der letzten Noth zu retten. Später ward die Burg der Sitz eines Land- und Pfleggerichtes, dessen Gebiet von Weilheim bis vor die Thore von München reichte. Auch fand sich neben dem Schlosse ein viereckiger Fällthurm, in welchem zur guten alten Zeit „die Adelichen schwerer Verbrechen wegen schnell und unvermerkt hinweggeschafft wurden.“ Am 28. März 1603 hat man hier z. B. den Stallmeister Astor von München, 1613 die edle Frau Eisenreicher enthauptet. Es fragte niemand warum und die Sache kam allen so natürlich vor, daß die Honoratioren und das gemeine Volk ganz unbefangen und andächtig mit der Leiche gingen.

Uebrigens soll hier jeder Wanderer die verborgenen

Schönheiten des „Grundes“ aufsuchen, wo ein Sturzbach durch Urwaldsdickicht und Felsgetrümmer gar hoch herunterfällt und in einer Schlucht dahinrinnt, welche den schönsten im Hochgebirge gleicht.

Nicht verschweigen will ich hier, daß das Hochschloß jetzt dem Herrn Hofrath Hanfstengl gehört, meinem kunstreichen Freunde und Gönner, der mich selbst schon einmal in seiner Burg ganz artig aufgenommen hat. Auch ist's noch gar nicht lange her, daß Pähl zur Sommerszeit fast der geistreichste Ort im Oberlande war. Da sammelten sich nämlich zur Ferienzeit eine große Anzahl gelehrter und berühmter Männer, wie die Herrn Philipps, Ringseis, Arndts, Brentano, Gotthilf Heinrich Schubert und viele andere, die sich glücklich fühlten, hier als einfache Sommerfrischler ihre freien Wochen dahinbringen und sich an einander erbauen zu können. Im Lauf des letzten Jahrzehents hat sich diese ländliche Akademie allerdings mehr und mehr zusammengezogen; am längsten ist der greise Schubert dem freundlichen Dorfe treu geblieben.

Die Lehre von der Erdkruste und die historische Sage über die frühere Gestalt der Pähler Gegend sind übrigens nicht ganz in Uebereinstimmung. Während nemlich erstere behauptet, der Ammersee habe einst durch die jetzigen Möser bis nach Weilheim gereicht, erzählt letztere, dieser Boden sei vielmehr ganz trocken gewesen und vor uralten Zeiten habe sich von Pähl bis Raisting eine große Stadt verbreitet. Richtig ist es, daß in dem Moose vor nicht langer Zeit ein Eichenwald gestanden, bei dessen Umlegung schwere eiserne Panzer, Schwerter, Lanzen, Hufeisen gefunden wurden, welche dann die besinnungslose Industrie der benachbarten Schmiede zu ländlichen Zwecken verarbeitete.

Weilheim hat durch die Starnberger Eisenbahn und die Einrichtung des Dampfschiffes seinen Verkehr erheblich geschmälert sehen müssen. Wer auf dem kürzesten Wege das Gebirg erreichen will, fährt jetzt gewöhnlich von Seeshaupt aufwärts ohne den Ort zu berühren; nur wer den Peißenberg zu besteigen gedenkt, ist noch an das freundliche Städtchen gebunden, welches übrigens außer seiner schönen Lage nichts zu erwähnen gibt, als daß es seit neuerer Zeit der Sitz eines Bezirksgerichts und seit alten Tagen nach dem Volksscherz das bayerische Abdera ist — ungefähr was Hirschau in der Oberpfalz oder Schilda und Schöppenstedt in andern Ländern. Es versteht sich, daß die „Weilheimerstücklein" eigentlich nur in der Tradition fortleben, vielmehr daß auch nicht eines historisch nachzuweisen ist, so daß man fast besser thut, an Ort und Stelle gar nicht darnach zu fragen.

Nicht weit von Weilheim an der Landstraße nach Murnau liegt Kloster Polling, in der grünen, kornreichen Fläche der Ammer. Dieses Stift soll schon 750 der Bayerherzog Tassilo als Frauenkloster gegründet haben und zwar nachdem er gesehen, wie ein gejagtes Wild auf dieser Stelle, die damals zu tiefst im Walde lag, drei Kreuze und einen Schatz von Reliquien aus dem Boden grub. Später zerstörten es die Ungarn, aber im Jahre 1010 stellte es Kaiser Heinrich II. wieder für Mönche her, worauf es dann die Regel des heiligen Augustin annahm. „Seitdem stand Polling, sagt die Vorrede zu seinem Urkundenschatz in den boischen Monumenten (1768), wuchs und blühte in guter Zucht und lehrte die Seinigen den Musen jene Muße weihen, welche andere (wer denn?) mit bedenklichen Spielereien oder auch mit Nichtsthun dahinbringen. Und noch heutigen

Tages bewahrt es den durch solche Tugenden erworbenen Ruhm. Unter seinem Probst Franciscus setzt sich die angenehme Verbindung der Wissenschaft und der heiligen Religion für alle Dauer fort. Von allen Seiten fließen in die ebenso gewählte als zahlreiche Bibliothek die besten Bücher zusammen, seien es nun die heimischen Schätze der Germanen oder die Ausbeute der Nachbarländer, allen denen zum Gebrauche, welche mehr am Geiste als am Leibe zu gedeihen wünschen."

Aber auch Polling, obwohl ein Sitz der klösterlichen Musen, mußte damals fallen und ist ganz entheiligt bis auf seine Kirche, in welcher noch ein altes Bild zu sehen, ein uraltes Gemälde in Kreuzesform, welches den Gekreuzigten darstellt und auf eine Haut, ja eine Fischhaut gemalt sein soll. Gewisses weiß niemand darüber, denn in der Nähe ist das Bild, das über dem Hochaltar hängt, noch nie betrachtet worden. Der Sage nach hat es Herzog Thassilo damals mit den andern Heiligthümern im Walde gefunden. Außerdem zeigen sich in der Kirche noch ein paar schöne alte Grabsteine und in der Sacristei die Handschuhe, welch einst Bischof Hartmann von Augsburg getragen haben soll.

Drei Stunden von da breitet sich in hoher Lage der schöne Markt Murnau aus, der seit dem großen Brande im Jahre 1834 sehr stattlich wieder auferstanden ist. Hier sind fast mehr große und gute Gasthäuser als man erwarten sollte. Aber die Gegend ist angenehm, den Münchnern sehr gelegen, und daher im Sommer viel besucht. Auf einer Anhöhe dicht beim Flecken steht ein altes Gebäude, fast Schloß zu nennen, in welchem die Amtleute des Klosters Ettal, dem Murnau unterthan war, lange Zeit gehaust.

Ein kurzer Spaziergang führt von Murnau an den Staffelsee, welcher ein paar Stunden im Umfange und an der tiefsten Stelle nur etwa hundert Fuß mißt. Das milde Wasser wird von der Sonne leicht erwärmt und dient daher zu angenehmen Bädern. In dem See sind mehrere kleine Eilande — aber nur das größte derselben, der Wörth, ist bewohnt. Jetzt findet sich dort ein Landgut, welches dem Herrn Erzgießer und Inspektor von Miller zu München gehört. Im grauen Alterthum stand da nach der Sage ein Heidentempel, wie man denn auch in unsern Tagen eine Urne voll römischer Münzen, Mosaikböden, Geschirre und Helme gefunden hat. Später erhob sich auf dem Eiland ein Klösterlein, von dem Abt Lantfried zu Benedictbeuern ungefähr zur selben Zeit erbaut, wie das nachbarliche Polling, und später von denselben Ungarn zerstört, welche damals fast alle Stifter des Oberlandes niederbrannten. Aber das Kloster im Staffelsee hat sich nie wieder erhoben. Eine uralte, mächtige Eiche, die Bonifazeiche, soll noch ein Andenken sein, daß der Apostel der Deutschen die erste Kirche hier eingeweiht.

Zu Rieden, einem Dörfchen am sumpfigen Ufer, wurde 1763 Joseph Utzschneider geboren, ein sehr strebsamer, talentvoller Mann, der später zusammen mit Fraunhofer das ruhmreiche optische Institut gegründet, zugleich auch mannichfach in Staatsgeschäften sich Verdienste erworben hat und 1840 gestorben ist.

Von Murnau aus gelangen wir südwärts strebend über die kleine Anhöhe bei Höhendorf in die flache Niederung der Loisach, welche einen See bedeutet, der hier in vorhistorischen Zeiten gefluthet. Verschwinden läßt ihn die Sage auf folgende Weise: Bei Ohlstadt standen

einst zwei Burgen, die sich in die Fenster sahen, aber zwischen beiden lag ein tiefes Wasser. Der Ritter, der das jenseitige Fräulein liebte, schwamm jede Nacht hinüber und bald ging es ebenso wie in dem Liede von Hero und Leander. Zuletzt verwünschte das Fräulein den See, welcher dann das Murnauer Moos zurückließ und sich als Staffelsee weiter unten wieder sammelte.

Die Loisach, oder wie die Bauern sagen, die Luisa ist jener kleine Gebirgsstrom, der hier die muthwillige Knabennatur schon aufgegeben hat, und zwischen sumpfigen Wiesen ruhig dahinrinnt. Der Weg geht noch in der Ebene, aber auf ein Thal zu, aus dessen Tiefen die ungeheure Zugspitz, Bayerns höchster Berg, gar prächtig aufsteigt. Es ist ein eigener Anblick, wenn man noch im Flachlande stehend diesen neuntausend französische Fuß hohen Gebirgsstock von der weißen Scheitel fast bis zu den grünen Fersen herunter vor Augen hat, diese ragende Alpenmasse, die das weite Gletscherreich, das mitten im Tirol liegt, wie einen verlorenen Posten vorgeschoben hat bis an den Saum der bayerischen Ebene. Zwischen ihren Gipfeln, die man erst in unsern Tagen erstiegen, glänzen die weißen Schneefelder. Zu ihren Füßen in den Thälern liegen große, uralte Dörfer, durch welche die Straße nach Italien geht.

Zur Linken, über der Loisach, hatten wir schon lange die Vorberge zu Begleitern. Ueberhaupt ist es dort drüben viel anmuthiger als auf der kahlen Landstraße und ein heiterer Fußgänger wird's nicht bereuen, wenn er, um diese öde Strecke zu umgehen, von Murnau seinen Weg nach Schwaiganger nimmt und dann über Ohlstadt weiter zieht, bis er bei Eschenlohe wieder auf die Hauptstraße kommt. In Schwaiganger findet dieser Fußgänger

das Stammgestüt für die bayerischen Fohlenhöfe, in welchem edle Thiere, englische Halb- und Vollblut, norddeutsche und siebenbürgische Pferde erzeugt, geboren und erzogen werden. Zumal aber die Umgebung von Ohlstadt ist reich an mannichfachen Reizen, welche F. W. Walther in seiner Topischen Geographie von Bayern meisterhaft beschrieben hat.

Bei Eschenlohe steigen die Felsen auch zur Rechten gar schnell aus dem Boden und stellen sich steil abfallend an die Straße. Sie tragen die Trümmer einer Burg und daneben ein Kirchlein, dessen weiße Mauern dem Wanderer weithin entgegenschimmern.

Die Grafen von Eschenlohe waren einst reich begütert und mächtig diesseits und jenseits der Alpen. Zu Ulten, in dem Thale enthalb Meran, steht noch eine sehr ansehnliche Ruine gleichen Namens und man nimmt an, daß die beiden Schlösser einst demselben Geschlechte gehört haben. Darnach würden diese Eschenloher mit jenen zu Ulten in die Sippschaft der südtirolischen Welfen einschlagen, welche einst bei Bozen auf dem Hauptsitz Hoheneppan saßen. Heinrich von Eschenlohe aus dem Tiroler Geschlechte trug das Hauptbanner von Oesterreich in der Schlacht bei Sempach und fiel daselbst (1386). Die bayerischen Grafen des Namens scheinen dagegen bedacht gewesen zu seyn, in ihrer gutsherrlichen Brauerei ein pfennigvergeltliches Nationalgetränke herzustellen; jedenfalls war schon in frühen Zeiten eine solche Anstalt vorhanden, denn Heinrich „der Braumeister zu Eschenloh" und Diemuth seine Wirthin spielen bereits eine ganz ansehnliche Rolle in einer Urkunde des Jahres 1359 und verschenken da mit Freudigkeit eine Hube zu Au an das Kloster Schlehdorf.

Eine Stunde weiter überkommt uns das Klappern der Gypsmühlen von Oberau, und in der Loisach sehen wir die Flöße liegen, die das Mehl von dannen führen. Ueber dem Dorfe auf der Höhe steht abermals eine Kapelle. Von Oberau geht die Straße in der Ebene neben der Loisach dahin nach Farchant, einem ansehnlichen Dorfe, und dann weiter bis rechter Hand oben auf einem waldigen Vorsprung des Kramers die Ruine Werdenfels erscheint, das alte verfallene Schloß, das der Grafschaft und dem gegenwärtigen Landgericht seinen Namen verliehen hat.

Auch von der Burg zu Werdenfels ist wenig zu berichten. Wer sie erbaut hat, ist unbekannt, sicher aber, daß sie Graf Berthold, der letzte von Eschenloh, 1294 sammt den Herrschaften Mittenwald und Partenkirchen an den Bischof Enicho von Freising verkaufte — und zwar sehr billig, nämlich um jährliche Leistung von fünf Fuder Bozner Wein und zwanzig Pfund Münchner Pfennige auf Lebenszeit. So beherrschten die Bischöfe auf dem Domberg zu Freising diese entlegene Grafschaft zu den Füßen des Wettersteins, den sie von ihren Fenstern aus nur noch in blauer Ferne dämmern sahen. Das Schloß aber wurde der Aufenthalt der Freisingischen Proconsule, der Pfleger, und blieb es bis in die zweite Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts. Um diese Zeit zogen sie zu Thale, wo nun eben so sicher aber viel bequemer zu wohnen war als auf der Höhe und so verfiel die Burg.

Von den Ergötzlichkeiten, die ihre Hallen einst belebt, ist nichts bekannt, wohl aber von traurigem Winseln und jammervollem Gestöhne. Im Jahre 1590 hat hier nämlich Caspar Poyßl, der Pfleger, einen großen

Hexenprozeß instruirt und ein halbes Hundert verheiratheter Weibspersonen in das Verließ werfen, dann foltern und mit Strang und Scheiterhaufen hinrichten lassen. Die Hinterbliebenen mußten die schweren Atzungs-, Untersuchungs- und Hinrichtungskosten tragen und gingen daran dann auch zu Grunde. Man hört nichts von einem Gnadenstrahl, der von oben herab, vom Domberge her in diese Höhlen der Verzweiflung geleuchtet hätte; es scheint aber wirklich, als sei der Fanatismus der Werdenfelser so furchtbar aufgeregt gewesen, daß das Uebelste zu befürchten stand und der Pfleger wie der Bischof mehr gezwungen als freiwillig gegen die Unglücklichen einschritten.[1]

Partenkirchen ist ein Markt, der zunächst aus einer langen und nicht sehr breiten Gasse besteht, über welche die Dächer der steinernen Hochlandshäuser schattig hineinragen. Im grauen Alterthum hatten auch die Römer hier, der Durchfahrt wegen, ein Städtlein oder Markt erbaut, welchen sie Partanum nannten. Auch ein Fähnlein Rhätier lag hier damals in Besatzung. Zwei andere Namen mahnen ebenfalls noch an jene Zeit: die Fauken (fauces), welches eine benachbarte Bergschlucht und daraus hervorströmendes Gewässer, sowie der Kanker (cancer), welches ein Krebsbach ist.

Uebrigens ist seit dieser langen Zeit nicht viel Merkwürdiges in dem Orte vorgekommen. Viele tausend Güterwägen, voll levantischer Kostbarkeiten, welche die Kaufleute zu Venedig an ihre Geschäftsfreunde zu Augsburg spedirten, sind hier freilich vor Zeiten durchgefahren,

[1] Siehe jedoch, was J. Görres in der christlichen Mystik Schönes und Beherzigungswerthes zur Rechtfertigung des Hexenverbrennens vorgebracht.

aber außer dem Knallen der Fuhrmannspeitschen und dem Rollen der Räder störte die tausendjährige Stille des Markts nur wenig historisches Geräusch. Allerdings fehlt es nicht an solchen, die einen großen Auftritt der deutschen Geschichte hieher verlegen wollen. Als nämlich Friedrich der Rothbart mit den Lombarden in großer Noth war, beschied er Heinrich den Löwen, damals Herzog in Bayern und Sachsen, zu einer Unterredung. Er hoffte ihn zu gewinnen und mit seiner Hülfe siegreich zu werden. Heinrich erschien, verweigerte aber seinen Beistand in des Reiches Drangsal. Der Kaiser bat so flehentlich, daß er ihm zuletzt gar schier zu Füßen fiel. Aber der Welf, wie das alles längst bekannt ist, blieb hart und unerbittlich, fand jedoch bald darauf seinen Sturz und verlor seine Herzogthümer. Wer hat damals Recht gehabt? Vielen gilt der Löwe als der treulose Vasall, der seinen Lehensherrn gegen Pflicht und Ehre im Mißgeschick verlassen, von andern wird derselbe belobt, daß er den italienischen Gelüsten des Kaisers widerstanden und damit den echten Weg zur deutschen Macht und Einheit gewiesen habe. Freilich, hätten die Hohenstaufen Italien nie gesehen, nie das apulische Elysium geschaut, wären sie nie Könige von Sicilien geworden, hätten sie vielmehr in unseren Landen geherrscht, das Reich gewahrt und aufgeräumt, so wäre alles besser gegangen und wir wären um manche Sorge für Deutschlands Einheit leichter. Nur wären dann wahrscheinlich auch von Heinrich dem Löwen und denen, die ihm gleichstanden, vielmehr von deren Enkeln, wenige übergeblieben, um die späte Belobung dieser frühen Staatsweisheit entgegenzunehmen.

Diese Begebenheit, welche eigentlich zu Chiavenna

stattfand, verlegen manche nach Partenkirchen, was doch kaum richtig, da der Rothbart im damaligen Wirrsal wohl nicht auf drei Wochen aus Welschland abkommen konnte. Doch sind die Partenkirchner bescheiden; sie behaupten keineswegs, daß diese Begebenheit ihnen zustehe, sie zeigen nicht einmal das Haus, in welchem sie, wenn sie hier stattgehabt, etwa vorgefallen sein könnte, obwohl es auswärts nicht an Versuchen fehlt, ihnen den alten Bau des „Gschlößls" als Schauplatz zu oktroiren.

In der nächsten Nachbarschaft des Marktes liegt die Wallfahrtskirche St. Anton, zu welcher man unter schattigen Linden gelangt, einen sanften Berghang hinan steigend. Der Sommerfrischgast erhebt sich gerne auf diese Höhe, um oben die schöne Aussicht in das weite Thal zu genießen.

Ferner ist nicht weit gegen Mittag das alte Kainzenbad zu finden, ein gelinde jod- und schwefelhaltiges alkalisches Wasser, welches etwas widerlich riecht und schmeckt. Daher auch sein Name, denn kainz, ursprünglich keinnutz, keinnütz, bedeutet in der Mundart abgeschmackt, garstig. Andre meinen dagegen der Name leite sich von Kunz, Konrad, her. Es steht jetzt den Badegästen ein großes Haus zur Verfügung, in welchem sie zu billigen Preisen beherbergt, gebadet und gespeist werden. Manche derselben, die da keine Unterkunft finden können oder wollen, nehmen auch ihren Aufenthalt in dem nahen Markte. Herr J. B. Prechtl, mehrerer gelehrter Gesellschaften Mitglied, erwähnt in seiner dankenswerthen Chronik von Werdenfels eine alte Ueberlieferung, laut deren hier, am Kainzenbade, Johann Parricida, nachdem er den König Albrecht ermordet,

eine Zuflucht gefunden und sein übriges Leben verbracht habe.

Dem schattenlosen Ufer der Partnach entlang geht ein Fußpfad nach Garmisch, dem Schwestermarkte, der etwas weiter rechts, im Winkel der Auen ruht. Abgelegen von der großen Heerstraße für Römerzüge, Güterverkehr und Kunstreisende hat er fast noch ein stilleres Leben geführt als Partenkirchen, ist aber neuerer Zeit mit demselben Schwunge in den Vordergrund alpenhafter Sommerfrischörter hereingestolpert wie dieses. Namentlich von Berlin und den Ostseehäfen kömmt da jetzt viel Volk zusammen. Wer am meisten Ruf, Glanz und Vortheil daraus zieht, ist die Husarenwirthin, die wackere Frau, die manchmal an ihrem Tische vierzig und fünfzig Personen zu speisen hat. Den Namen hat ihr Gasthof daher empfangen, daß im obern Stocke ein Husar und noch ein Militär des vorigen Jahrhunderts zum Fenster herausschauen, die Ankömmlinge gemüthlich betrachtend, welche beide ein unbekannter Meister jener Zeit gewissermaßen als Wirthshausschild hier angemalt hat.

Der Ort ist nicht, wie Partenkirchen, in einer Reihe an die Straße gestellt, sondern eine heitere, doch unregelmäßige Sammlung von größeren, kleineren, mitunter auch ärmlichen Häusern und von stattlichen Amtsgebäuden, die noch aus der Freisinger Bischofszeit herrühren. Auch ein gutes Bräuhaus findet sich hier mit einem schöngelegenen Sommerkeller.

Garmisch, der Name, ist jetzt so verwischt, daß man kaum wüßte, in welcher Sprache ihn unterzubringen, wenn nicht in Urkunden die alte Form Germarisgowe noch erhalten wäre. Dieß bedeutet also den Gau des Germar und letzterer Mannsname erklärt sich

wohl aus dem althochdeutschen Ger, Speer und mar, berühmt.

Betrachtenswerth ist die alte Kirche, welche als die älteste und die Mutter sämmtlicher Gotteshäuser in der Grafschaft Werdenfels verehrt wird und aus den frühesten Zeiten stammen soll, wie denn die Sage geht, daß auch sie ursprünglich ein Bethaus der Heiden gewesen.

Die Gegend, wo Partenkirchen und Garmisch liegen, ist bekanntlich sehr reich an Naturschönheiten, an solchen sowohl, die sich dem Pilger bei jedem Schritte darbieten und daher keinen eigenen Namen haben, als auch an solchen, die bereits registrirt und mit ihrer besonderen Etikette oder Firma in die Reisehandbücher aufgenommen sind. Zu letzteren gehören die Partnachklamm, der Reinthalerbauer, der Eibsee und noch so viele andre, daß die Liste, welche der Führer Joseph Reindl verfaßt hat, deren vierzehn aufweist. Aber mein Buch soll allmälig zu Ende gehen und da es viel dickleibiger zu werden droht, als in meinen Wünschen lag, so muß ich jetzt leider an manchem schnell vorüberschlüpfen, was ich sonst nicht ungern länger betrachtet hätte.

Doch scheint es unumgänglich, einen kurzen Bericht über den Gebirgsstock zu geben, der sich im Süden des Thales erhebt und mit seinem Gesammtnamen der Wetterstein genannt wird. Wir folgen dabei der schönen Darstellung, die wir bei F. W. Walther finden.

Die Giganten der Wettersteinkette sind rings durch tiefe Thaleinschnitte von den andern Alpenstöcken getrennt. Gegen Westen bricht die mauergleiche Felswand mit ihrer höchsten Kuppe, der Zugspitz, plötzlich ab und fällt jäh ins Loisachthal hinunter. Dort sind Zeugen gräßlicher Zerstörung um den hochliegenden

Eibsee hergestreut. Gegen Aufgang schneidet das oberste Thal der Isar die Wettersteinwand von ihrem Gegengebirge, dem Karwendel, ab. Nördlich von dem ungeheuren Geschröfe breitet sich das herrliche Wiesenthal der Loisach aus. Lieblich und großartig zugleich, wie kein anderes, ist das Bild der breiten, grasreichen Ebene, der die Riesen des Gebirges, zackig aufstarrend und theilweise in ewigen Schnee gehüllt, entsteigen. Freundliche Bilder sind im Innern des Wettersteins wenige zu schauen; aber in den Wüsteneien, an den Abgründen des Höll- und Reinthales kann der Wanderer die ganze großartige Wildheit der höchsten Alpenreviere der Schweiz und Tirols wiederfinden. Enge Felsthäler, senkrechte Klüfte, welche das Zernagen der Gewässer schauerlich klar machen, ältere und neuere Bergstürze, hie und da ein blaugrüner Bergsee bieten unbeschreibliche Scenen. Der kühne Bergsteiger wird die Wasserfälle der Partnach und des Hammerbaches nicht verabsäumen und, weiter vordringend, den Gletscher des Reinthales betreten. Von wahrer Bewohnbarkeit ist beim ganzen Gebirge gar keine Rede und selbst die vereinzelten Wohnungen der Menschen nehmen gar bald ein Ende. Nur der Jäger und Schleichhändler, der Wanderer, Hirte und Bergmann beschreiten das Gebirge; der Wanderer selbst aber niemals zu anderem Zwecke, als um zu schauen, denn überschritten wird dieser Rücken nur an einem Punkte ins Geisthal und selbst da nur vom geübten Steiger.[1]

[1] Ueber die Besteigungen der Zugspitz vom Jahr 1835 an und die Errichtung des Kreuzes auf dem Gipfel (12. August 1851) sind mehrere interessante Berichte gedruckt.

Die Bewohner der Grafschaft Werdenfels zeigen wenig Alpestres. Die ehemalige Bauerntracht ist schier untergegangen; es ist mehr der Charakter einer handeltreibenden Bevölkerung als eines Hirtenstammes. Der früher stark gepflogene Schmuggel, der rege Viehschacher und die damit verbundene Neigung zu allerlei Listen und Kniffen, der lebhafte Wandertrieb, der oft zu weiten Reisen führt, von welchen die Leute nicht unversehrt zurückkehren, der Widerwille gegen anstrengende und nachhaltende Arbeit, all dieß und Aehnliches führt man an, um den Ursprung des jetzigen Wesens der Werdenfelser pragmatisch darzulegen und es darnach zu schildern. Doch finden sich auch darüber sehr verschiedene Meinungen. Im Ganzen gelten sie für wißbegierig und anstellig. Auch Liebe zur Musik legen ihnen einige bei; sie singen gerne und die Cither finde viele kundige Hände, während Sepp behauptet, sie seien viel gemüthsärmer als ihre Nachbarn, fast ohne Lied und Gesang, auch arm an Sage und Ueberlieferung. Dieser Gewährsmann, der namentlich ihre romanische Abstammung betont, beurtheilt sie überhaupt ziemlich streng. „Des Werdenfelsers Augen sind schwarz, sein Angesicht blaß, seine Physiognomie hat etwas Lauerndes, Unheimliches. Ihr Charakter ist Verschlossenheit und Berechnung u. s. w.“ Hoheneicher dagegen, der schon zur Zeit des Krummstabs Landrichter allda gewesen, beklagt zwar auch die eingerissene Sittenverderbniß, meint aber gleichwohl, daß die Grafschaft noch immer von einem schönen, kräftigen, verständigen, für jede Belehrung empfänglichen, frohsinnigen, derbnaiven Menschenschlag bewohnt werde. Namentlich rühmt er auch dessen Versöhnlichkeit. Zeising behauptet, daß hier der Fremde, der in irgend eine

einsam gelegene Alpenhütte einkehre, mürrisch und meistentheils einsylbig empfangen werde. Wenn dieß wahr ist, so kommt es etwa daher, daß die meisten Hochweiden Galtalpen sind, d. h. nur für Vieh bestimmt, welches keine Milch bringt und von den alten grämlichen Ochsnern gehütet wird. Wären Almerinnen oben, so wäre wohl mehr Freudigkeit auf der Höhe.

Mit ihrer Obrigkeit sind die Werdenfelser selten ganz zufrieden gewesen, hatten wohl auch nicht immer Ursache dazu. In den letzten Jahrhunderten kamen mehrfach Unruhen und Aufstandsversuche vor. „Ja, wer sollte es glauben, daß während der ersten französischen Revolution in Mittenwald ein Freiheitsbaum aufgerichtet wurde und in Folge dessen die Freisinger Grenadiere eine ganze Bande Rebellischer zu Floß die Isar hinunter transportirten?"

Was Erwerb und Wohlstand betrifft, so haben wir über Mittenwald schon früher gesprochen. In den äußern Theilen der Grafschaft, nämlich um Garmisch und Partenkirchen herum, ist die ökonomische Lage der Einwohner auch nicht die beste. Die Durchfuhr der Güterwägen hat seit drei Jahrhunderten immer mehr abgenommen, manche früher geübte Handelschaft ist im Verfall, und ein erheblicher Unterschied, z. B. von der nahen Jachenau, liegt schon darin, daß in der Grafschaft Werdenfels der Staat die sämmtlichen Wälder als sein Eigenthum anspricht, während dort jeder Bauer seinen Forst hat.

Die Bevölkerung des Bezirkes ist wegen des vielen öden und unbewohnten Berggeländes sehr gering, die mindest dichte im ganzen Königreich. Während nämlich durchschnittlich in Bayern 2408 Menschen auf die Quadrat-

meile fallen, zählt man im Landgericht Werdenfels auf diesen Raum nur 649.

Mit diesem unsern Gang in das Thal des Wettersteins wollen wir nun einen Ausflug nach Ammergau verknüpfen, wo ja bekanntlich alle zehn Jahre und namentlich gerade heuer die berühmte Passion gespielt wird. Wir gehen also zuerst nach Oberau zurück.

Westlich vom Dorfe, in einem stillen Winkel, wo die Wurzeln des Ettaler Mandls und der Noth ganz waldig zusammenlaufen, steht ein Wirthshaus auf wohlgewähltem Flecke, denn durch den finstern Knäuel zieht, wie wir überrascht erst in der nächsten Nähe sehen, die Straße nach Schwaben, und hier beginnt der Ettaler Berg. Dieß ist ein langer Steig, der an der Halde jäh in die Höhe führt. So geht man im tiefen Schatten bergauf eine halbe Stunde lang, rastet zuweilen auf den mächtigen jonischen Capitälen, die als Ruhebänke am Wege liegen, und kommt dann hinaus, wo in einem grünen Bergkessel das Kloster Ettal[1] steht, Ludwigs des Bayern Stiftung. Es soll nämlich, als der Kaiser zu Rom voll Trübsal in einer Kirche betete, ein unbekannter Mönch vor ihn getreten sein, ihm ein steinernes Bild der Mutter Gottes übergeben und ihn gebeten haben, zu Ehren desselben nach der Heimkehr bei Ampferang in Deutschland ein Kloster zu erbauen. Darauf sei der Mönch verschwunden, und deßwegen glaubt man, es möchte ein Engel gewesen sein. Weiter

[1] Ettal, wohl Oedthal, obgleich einige an den alten Welfen Ethiko denken und also Ethikothal deuten.

erzählt die Sage, als Ludwig im zweiten Jahre darauf heimwärts ziehend zu Partenkirchen angelangt, habe ihm ein Jäger von Oberammergau, Heinrich Vendt mit Namen, kund gethan: der Ort Ampferang,[1] den er suche, sei jenseits der nächsten Berge, im Thal der Ammer. So habe sich der Kaiser aufgemacht und der Jäger ihn hinan geführt, bis wo jetzt die Klosterkirche steht, und hier sei Ludwigs Pferd dreimal auf die vordern Füße gefallen, was sofort als Zeichen genommen worden, daß dieß der Ort sei, den der Mönch gemeint. Also ließ der Kaiser den Bau in der Einöde beginnen, der im Jahre des Herrn 1332 vollendet wurde. Kaiser Ludwig, obwohl im Kirchenbann, that doch keinen vergeblichen Schrei, als er St. Benedicts Jünger in die neuen Zellen rief, vielmehr folgten seiner Einladung deren zwanzig unter dem Abt Friedrich Heinrichsreuter aus dem Kloster Reichenbach. Er unterließ auch keineswegs, die neue Abtei gar fürstlich auszustatten; schenkte ihr ganz Murnau, die Seen bei Iffeldorf und genug Güter hinunter bis nach Maisach, wo jetzt die Eisenbahn vorüberlauft.

Die Stiftung sollte aber nicht allein für Mönche sein, sondern auch ein Ruhesitz für des Kaisers alte Kriegsgefährten, die eines solchen allenfalls bedürftig wären und so ließ er auch Kemenaten bauen für dreizehn Ritter und ihre Frauen. Diesen gab er eine „Ordnung,“ welche noch zu lesen ist, auf daß „wie die Mönche ihren Orden, so auch die Ritter und die Frauen ihre Ehe recht und redlich halten sollten.“ Den Rittern ward

[1] Nicht Amperanfang, wie manche deuten, sondern für Amperwang. Wang ist Wiese. Der Ort wird übrigens schon im zwölften Jahrhundert erwähnt. S. Mon. Boica VII. 21.

ein Meister, den Frauen eine Meisterin vorgesetzt. Jene sollten blaue und graue, diese nur blaue Gewänder tragen. Außerdem mochten die Ritter noch Hut und Hosen, goldenen Gürtel, Fingerling und beschlagenes Messer führen. Beiden war geboten, stät und tugendlich miteinander zu leben, Tanz, Trunk, Würfel- und anders Spiel um Geld zu meiden, täglich der Mette und anderm Gottesdienste wohlgezogenlich beizuwohnen, jährlich fünfmal unsers Herrn Leichnam zu empfahen und die Fasttage der Kirche zu halten. Es sollen auch, heißt es wörtlich, beide, Ritter und Frauen, alle bei einander essen, doch ob dem Tische nicht reden ohne des Meisters oder der Meisterin Erlaub; man soll ihnen auch bei Tische etwas Deutsches lesen, das göttlich sei und sollen sie beide ihre Stätte an dem Tische alle Tage wechseln und der Meister und die Meisterin sollen an dem würdigsten Orte sitzen. Zur Kurzweil mit der Armbrust schießen, pürschen, beizen, jagen war den alten Kämpen wohl erlaubt. Dem Meister, der über das Kloster waltete und dessen Amtleute setzte, waren vier Rosse, ein Läufer, ein berittener Koch, zwei Junker, ein Schreiber, ein berittener Jäger mit dreizehn Hunden und ein berittener Falkner gewährt. Den andern Edelpfründnern zusammen wurden acht Rosse gehalten. Kein Ritter sollte seine Kinder auf der Hofstatt (in der Anstalt) haben, jene ausgenommen, welche da geboren würden, aber auch diese nicht länger als bis zum dritten Jahr.

Letztere Bestimmung erscheint sehr hart; auch manche der wohlgemeinten Strafen möchten uns bedenklich scheinen. Wenn z. B. ein Ritter sich an der Ehe vergäße mit einer Frauen außerhalb des Klosters, so sollte ihn der Meister bessern durch offenscheinige Buß zu Kirchen

und zu Tisch, also daß er in der Eßstuben vor andern Rittern auf dem Boden sitzen und Wasser und Brod essen soll, so lange es dem Meister gutdünke. Wenn die Anstalt überhaupt gedeihen sollte, so war wohl nothwendig, daß die Ritter und besonders die Ritterinnen ein sehr gutes Gemüth, wenig verstimmte Nerven und viel Verträglichkeit mit in die Hofstatt brachten. Doch ward dieser Brüderschaft auch kein fair trial vergönnt; denn gleich nach des Stifters Tode zogen dessen Söhne die Einkünfte der Anstalt zum größten Theile wieder an sich und im Jahre 1348 war sie, wie es scheint, schon gänzlich eingegangen. Nur die Mönche blieben aller Noth zum Trotz darinnen und führten wenigst die Hälfte der kaiserlichen Absicht aus.

Mehrere Jahrhunderte später, nämlich im Anfang des vorigen, entstand zu Ettal, das unterdessen sehr reich geworden, eine Ritterakademie, eine Erziehungsanstalt für Söhne adelicher Geschlechter, welche bald zu großer Blüthe kam, auch vom Ausland viel beschickt wurde und, als sie aufhörte, in ihren Matrikeln zwei Fürsten und einhundertunddreißig Grafen zählte. Dort starb auch 1736, an einem Pfirsichkerne erstickend, Maximilian, der letzte Graf von Wartenberg, aus jener bayerischen Seitenlinie, welcher Herzog Ferdinands Ehe mit der schönen Maria Pettenbeck, der Tochter des Pflegers von Haag, ihren Ursprung gegeben (1588). Die Anstalt dauerte bis zum Jahre 1744, wo eine große vom Blitz entzündete Feuersbrunst mit der Kirche und anderem Zubehör einen ganzen Flügel der Abtei in Asche legte, gerade jenen, in welchem die Akademie ihren Sitz gehabt. So liefen die Lehrer, denn für Reit-, Fecht-, Tanzkunst und andere weltliche Kenntnisse waren

auch Laien angestellt, die Lehrer und die Schüler liefen auseinander und es gab kein Mittel mehr, die Anstalt wieder herzustellen.

Aus den Tagen des Stifters ist jetzt kein Andenken mehr zu finden, als das wunderthätige Marienbild. Dieses ist eine weiße, vierzehn Zoll hohe, leider nicht ganz unverletzte Statuette aus einem Gestein, das man für orientalischen Alabaster oder Porphyr hält. An Haaren, Augen und Mund ist das Bild bemalt. Nach dem Sonntagsgottesdienst wird es gewöhnlich aus dem Tabernakel genommen und am Chorgeländer herum den wallfahrenden Landleuten zum Küssen dargeboten. Ueber dieß Bild sind schon mancherlei Muthmaßungen an den Tag getreten. Früher hielt man es für ein künstlerisches Meisterstück. Obernberg nennt es „ein himmlisch-schönes Bild, das Aller Aufmerksamkeit und Bewunderung von jeher auf sich gezogen habe." Auch Zschokke sagt: „Das Bildchen ist echtes, altrömisches Kunstwerk; eine Juno Lucina, an der man den schönen Busen zum Theil weggemeißelt hat. Aber der ungemein liebliche Kopf blieb unverletzt." Spätere meinten, das Bildchen habe bei weitem diesen Kunstwerth nicht und den Römern geschähe wenig Ehre, wenn man ihnen dessen Verfertigung zuschreiben würde. In der „Bavaria" finde ich, daß es Hr. J. Sighart für ein Werk des Nicolo Pisano oder eines seiner Schüler ansieht, welche Meinung, als die jüngste, wohl auch die überlegteste und richtigste sein wird. Es hat früher viele Wunder gewirkt.

Die Klostergebäude, an deren äußerem Thore noch der kaiserliche Adler prangt, sind längst an Private verkauft worden, nur die Kirche ist, was sie war, geblieben. Diese ist innerhalb zwar fertig, eine schöne Rotunde im

neuern römischen Style, mit buntem Marmor getäfelt und von den seiner Zeit berühmten Tirolern J. J. Zeiler und Martin Knoller ausgemalt; außerhalb aber wurde sie nach dem Brande nur von der Kuppel herab bis auf die Hälfte zur Vollendung gebracht; der untere Theil ist Ruine. Die Säcularisation trat dazwischen, ehe die Prälaten zu Ende kamen. Die Bausteine waren wohl schon alle zur Stelle geschafft, aber seitdem sind sie meist wieder anders verwendet worden, und die jonischen Säulencapitäle liegen, wie schon gemeldet, als Ruhesitze am Ettaler Berg.

Nun muß aber — freilich am letzten Platze — noch eine andere Merkwürdigkeit von Ettal erwähnt werden, nämlich das Bräuhaus. Dieß florirte schon seit Jahrhunderten her, denn die frommen Väter hörten sich gerne rühmen in ihrem edlen Biere, und liebten selbst einen gesunden Trunk. Glücklicherweise ist die alte Ueberlieferung nicht zu Grunde gegangen in dem Sturm der Zeiten, sondern das Bräuhaus fährt in seinen weiten Hallen noch immer fort, den Trank zu sieden, wie er ehedem gewesen, rein, mild und stark. Aus diesen Pfannen werden siebenundzwanzig Wirthe versehen, die weder die Ferne noch der Ettaler Berg abschreckt. Mancher Wanderer ist vielleicht überrascht, wenn ihn diese kühlen Arsenale aufnehmen, wo an der Wölbung jeder Tritt wiederhallt, wo die Brunnen rauschen und die Pfannen, die Bottiche, die Kühlen, die Tonnen und alle die Armaturstücke, die zu des Gerstenkorns verherrlichender Wandlung dienen, den Eintretenden gigantisch anstarren. Von diesen großen Eindrücken aber mag er sich leicht erholen in dem „Bräustübel," zu dem ein dunkler Gang führt, den ihm Kundige gerne weisen werden. Es ist

ein uraltes Herkommen, daß neben Klosterbräuhäusern in einem stillen, heimlichen Winkel sich ein Stübchen findet, wo die ehrwürdigen Väter mit wenigen vertrauten Männern und Kennern den Trank von erster Hand verkosteten und prüften, wo auch bekannten Gästen ein labender Becher gereicht wurde. Hier nun ist sie noch in ihrer alten Gestalt vorhanden, die Grotte, in die dicken Mauern, wie in die Felsen hineingesprengt, halb schon in der Erde kühlem Schooß. An dieser kleinen gewölbten Feste hat die Glut des Brandes umsonst geleckt, und wir bilden uns ein, es sei noch die Halle, wo einst die alten Ritter gezecht und die heitern Mönche Bescheid gethan. Es weht ein milder Schauer von Vergangenheit in der grauen Stube. Da steht noch der große Ofen, wie sie jetzt nicht mehr gebaut werden, große Stühle mit hohen gepolsterten Lehnen mahnen auch an vergangene Tage und auf den gepflasterten Estrich schaut durch vergilbte Bogenfenster und grüne Laubgitter die Sonne dämmerlich, wie in eine alte Kapelle. Ja, wenn kein Schatten mehr ausgibt, wenn's auch unter den Linden schwül wird, und die Luft glüht in den Hundstagen, dann seid ihr noch da, ihr steinernen Lauben und unterirdischen Sommerhäuser! Dann perlen eure Humpen frisch aus dem Keller herauf, kühler und kühler, je drückender es draußen im sonnigen Freien wird, und dann rinnt aus den duftenden Krügen der erfrischende Saft so begütigend hinunter in den lechzenden Menschen, daß er die Julianssonne vergißt und in Liebe und Dankbarkeit der guten, alten Herrn gedenkt, die so wohlgesinnt für die heißen Tage der Enkel gesorgt.

Von Ettal noch eine Stunde und wir sind in Ammergau, auf dem Boden des vielbesprochenen Spieles.

Bekänntlich ist es Professor Oken gewesen, der zuerst im Jahre 1830 die öffentliche Aufmerksamkeit auf dieses Schauspiel lenkte und zwar durch eine Schilderung, welche in einem Münchner Blatte erschien. Die nächste Spielzeit, das Jahr 1840, fand die Gemüther schon wachsam und bald darnach traten die ausführlichen und vielgelesenen Berichte von Guido Görres und Eduard Devrient an den Tag. Seitdem hat sich die Literatur noch ansehnlich vermehrt und Domprobst von Deutinger zu München, der im Jahre 1851 alles bis dahin erschienene sammelte, konnte schon fünfundzwanzig Berichte geben und ein Buch von sechshundert Seiten füllen. Unter den Berichterstattern findet sich sogar ein Franzose, der Baron Ferdinand v. Roisin.

Was mich betrifft, so habe ich mich in meinem Leben schon zweimal schriftstellerisch mit dem „G'spiel" beschäftigt. Einmal nämlich im Jahre 1840, wo ich eine längere Schilderung verfaßte, welche dann später wieder in das Büchlein „Aus dem bayerischen Hochland" aufgenommen wurde, und das zweitemal im Jahre 1850, wo ich als freiwilliger Herold in der Allgemeinen Zeitung einen feierlichen Aufruf an ganz Deutschland erließ, sich bei den Vorstellungen möglichst vollzählig einzufinden. Diese beiden Schriftsätze lassen sich nicht leicht in einen einzigen verschmelzen und ich wage es daher, den einen wie den andern mitzutheilen, jedoch fleißig bedacht, daß alle Wiederholungen vermieden werden. Zwar hat sich seit dem Jahre 1840 mancherlei verändert, aber nicht so viel, daß eine völlige Umarbeitung

des damaligen Berichtes nöthig wäre. Vielmehr schien es ausreichend, wenn auf die neuern Abweichungen nur in den Noten hingewiesen würde. Hr. J. A. Daisenberger, Prodecan und Pfarrer in Oberammergau, dem wir auch eine gute Geschichte dieses Ortes verdanken, hat meine Darstellung in Deutingers Buch einiger freundlicher Berichtigungen gewürdigt, die ich entweder in den Text verarbeitet, oder in den Anmerkungen berücksichtigt habe.

Vorerst sei aber erwähnt, daß ich auch schon dieses Jahr und zwar am 16. Juni in Ammergau gewesen bin. Man brach um ein oder zwei Uhr in der Frühe zu Murnau auf und fuhr in zahllosen Gefährten, meistens Stellwagen, durch die kurze Nacht dahin. Schon am Ettaler Berg verbreitete sich aber das Gerücht, daß gestern um drei Uhr bereits alle Billete vergriffen gewesen, was große Bestürzung erregte. Zu einigem Trost erfuhr man gleichwohl, als man zu Ammergau angekommen, daß am andern Tage wieder gespielt werden würde. Ausnahmsweise gelang es mir noch auf der hintersten Loge einen Stuhl zu 2 fl. 18 kr. zu erhalten. Dieser theuerste Platz, der eigentlich der beste sein sollte, ist in der That der schlechteste, denn die Entfernung ist zu groß und man hört und sieht nicht mehr recht deutlich; doch hat man den Vorzug, im Schatten zu sitzen. Meine Nachbarn waren fast lauter Bauern, die zum Theil schon seit sechs Uhr auf der Stelle saßen, um ihres Platzes sicher zu sein. „Gebildete“ waren noch sehr wenige zu bemerken; sie kommen und nicht mit Unrecht erst später, zur Zeit der Ernte, wo das Gedränge nicht mehr so stark. Das Theater, Bühne und Zuschauerraum, ist gegen früher bedeutend vergrößert,

letzterer so, daß er jetzt über 5000 oder gar über 6000 Menschen faßt. Da die Witterung etwas zweifelhaft war, so wurde um Mittag keine Pause gemacht und es war daher von acht, oder eigentlich von sechs bis vier Uhr auszuhalten. Für Mundvorräthe hatten übrigens die meisten gesorgt; sie brachten sie nämlich in der Tasche mit. Links von mir wurde eine kalte Gans, zu meiner rechten eine schöne Zunge verzehrt. Wer sich nicht vorgesehen hatte, war übel daran. In der Nähe des Schauplatzes fanden sich nur zwei schlecht ausgestattete Käseständе und ein Mädchen aus dem Vintschgau, welches Meraner Kirschen verkaufte. Im Uebrigen muß man den Ammergauern zum Ruhme nachsagen, daß sie Alles thun, um ihre Gäste zufrieden zu sehen. Verschiedene Herren, die in Schnitzlerhäusern über Nacht geblieben, erzählten Wunder, wie freundlich die Aufnahme, wie emsig die Bedienung und wie „fabelhaft billig" die Rechnung gewesen; ein gutes und nachahmungswerthes Beispiel für sonstige deutsche Städte (die sich viel mehr einbilden, als das bescheidene Ammergau), namentlich am vornehmen Rheine, wo an Liedertafeltagen und andern patriotischen Festen der liebe Gast bekanntlich immer so bitterlich mitgenommen wird.

Nach diesen Vorbemerkungen folge denn der oben erwähnte Aufruf aus dem Jahre 1850.

„Da man seinen Landsleuten zuweilen auch einen Gefallen erweisen darf, so erlauben wir uns hiemit Gönner und Freunde des süddeutschen, insbesondere des altbayerischen Volkslebens, einen hohen Adel und verehrliches Publikum für diesen Sommer zum Passionsspiel nach Ammergau einzuladen.

Ammergau ist ein großes Dorf und liegt im

bayerischen Oberlande zwischen Partenkirchen und Schongau, eine Stunde von dem ehemaligen Kloster Ettal. Auf einer Seite hat es die Voralpen um sich, den Ammergauer Kofel, das Ettaler Mandl und andere alte Bekannte unserer besten Bergsteiger und Gemsenjäger; auf der andern Seite gegen das Flachland hin öffnet sich die Gegend und geht bald in das lechrainische Hügelland über, aus welchem sich der fernsichtige Peißenberg erhebt. Das Dorf erfreut sich auch einer sehr achtbaren Urgeschichte, indem schon zur Zeit der Karolinger der alte Herr Ethiko, das Haupt der Welfen, in die Wildniß von Ammergau floh und dort sich eine Bethütte erbaute, um an tiefem Gram zu sterben, weil sein Sohn die Erbgüter um Lech und Amper vom Kaiser wieder als Lehen genommen und so dessen Dienstmann geworden, während er ein freier Welfe bleiben konnte. Eigentlich berühmt aber ist der Ort durch sein Passionsspiel, welches alle zehn Jahre gefeiert wird, und also heuer, nachdem wieder ein Decennium stillschweigend abgelaufen, bereits ausgeschrieben und angekündigt ist — eine Wiederkehr, die nicht übel zusammentrifft mit der jetzigen Schmerzenszeit des lieben Vaterlandes. Es ist aber jenes Spiel eine dramatische Darstellung des bittern Leidens und Sterbens unsers Heilands Jesu Christi, ein Werk, welches, obwohl mannichfach geändert und erneuert, doch unmittelbar auf die geistlichen Schauspiele des Mittelalters, die Mysterien, Mirakelspiele und Moralitäten zurückweist. Bekanntlich wurden diese Vorstellungen ursprünglich von den Geistlichen in der Kirche selbst aufgeführt, gewannen dann aber allmählig das Freie, und gingen damit ganz in die Hände der Laien über. Man hat noch ausführliche Nachrichten,

mit welchem Eifer und mit welcher Pracht solche Stücke ehemals in Frankreich und in England dargestellt wurden. Auch in Bayern beging ehedem jedes achtbare Städtchen von Zeit zu Zeit seine Passion, und erst vor kurzem wurde im Archiv zu Sterzing in Tirol ein Dutzend solcher alter Spiele gefunden, welche im Anfang des 16. Jahrhunderts ein bayerischer Meister dorthin gebracht, wie uns Dr. Adolf Pichler des weiteren berichtet. Um dieselbe Zeit scheint man auch in ganz Tirol sehr fleißig gespielt zu haben, ja selbst zu Cavales im Fleimserthale, das jetzt ganz italienisch spricht, gab man deutsche Passionsstücke. In Bayern waren noch bis in unser Jahrhundert die Vorstellungen zu Mittenwald an der Scharniz sehr besucht, nun aber auch diese eingegangen, sind die Ammergauer allein auf dem Platze geblieben, und vollziehen damit noch immer getreulich ein Gelübde, das sie 1633 zur Abwendung der Pestilenz gethan.

Das Theater, das früher auf dem Gottesacker war, liegt jetzt im Freien auf einer Wiese, dicht am Dorfe. Die Bühne ist von Holz nur vorübergehend aufgeschlagen, und davor stehen unter dem blauen Himmel die Bänke der Zuschauer. Die Einrichtung der Bühne, ganz nach der alten Ueberlieferung gehalten, soll ebensowohl der Sophokleischen als der Shakspearischen entsprechen, und ist daher als sehr belehrend zu erachten. Das Proscenium, ein freier, ziemlich großer Raum, ist ohne Vorhang, beständig offen. Rechts und links vertieft es sich in die Gassen von Jerusalem, in der Mitte aber steht eine kleinere Bühne für sich, welche durch einen Vorhang geschlossen werden kann. Das „G'spiel" zerfällt nun in drei verschiedene Bestandtheile — in den

Chor, die lebenden Bilder (Tableaux) und die eigentlich dramatische Handlung. Der Chor besteht aus sechs Sängern und fünf Sängerinnen, sämmtlich blau und weiß gekleidet, ungefähr, wie man sich auf dem Lande die Schutzgeister [1] denkt, stellt sich in den Pausen auf das Proscenium, bespricht mit Gesang die Handlung, die vorausgegangen ist oder kommen soll, und mahnt den Hörer zu andächtigen Betrachtungen. Die lebenden Bilder werden alle in der Mittelbühne dargestellt, und bringen uns, nach der bekannten Symbolik der Bibelauslegung, jene Begebenheiten des alten Testaments vor Augen, welche sich als Vorbedeutungen auf die Geschichte des neuen Bundes beziehen. So geht z. B. der Mannaregen in der Wüste als Tableau der Einsetzung des Abendmahls voraus, die Wiedergeburt des Jonas aus dem Bauche des Wallfisches der Auferstehung aus dem Grabe. Die Geschichte des Leidens endlich spielt in allen Abtheilungen der Bühne, und für solche Scenen, die man nur im geschlossenen Raume denken kann, wie die Berathung des Synhedriums, das Abendmahl u. s. w., bildet gerade jene Mittelbühne einen sehr passenden Rahmen.

[1] Das Volk nennt sie auch so. Ursprünglich war der Chor ein einziger Genius oder Engel, der, wie ich selbst noch in Tirol gesehen, mit einem Lilienstengel singend vor dem Souffleurkasten auf- und abging, um die plastische Darstellung zu erläutern. In neuester Zeit besteht der Ammergauer Chor aus siebzehn Sängern beiderlei Geschlechts. Auch die Tracht derselben ist verändert. Die früheren reichbefiederten Diademe — Reisin nannte sie deßhalb die Mexicaner des Chors — sind gefallen, der Schnitt des Gewandes ist, wie Guido Görres gewünscht, dem der Chorknaben ähnlich geworden, und die Farbe ist nicht mehr für sämmtliche blau und weiß, sondern wechselt.

Alles, was zum Schauspiel mitwirkt — mehr als vierhundert Personen — muß nach altem Herkommen aus der Gemeinde sein; auch soll der Leumund im ganzen zu der Rolle stimmen, so daß ein leichtsinniger Bursche nie wird Christum spielen dürfen — das letztemal war es, wenn man sich recht erinnert, ein Herrgottsschnitzler — und die Jungfrau Maria muß bis dahin ein züchtiges Mädchen gewesen sein. Auch unter die Apostel werden nur ehrsame und weise Männer aufgenommen; aber bei den römischen Kriegsknechten und den conservativen altjüdischen Bummlern, die es dem lieben Jesus verübelten, daß er das Christenthum stiften wollte, ist die Einreihung an weniger lästige Bedingungen geknüpft.

Die Unterkunft betreffend, so ist dieselbe nicht ohne alle Schwierigkeiten, da Wallfahrer aus Bayern und Schwaben, Tirol und Vorarlberg oft nach Tausenden zu zählen und die Wirthshäuser von Ammergau bald überfüllt sind. Heikle Christen, die ihre Andacht gern mit etwas Comfort verbinden, werden daher klug handeln, wie die Schlangen, wenn sie die Nachtherberge in einem der benachbarten Flecken bestellen, in Murnau, oder besser in Partenkirchen oder Garmisch. Dorthin können sie nach dem Spiele, welches um 4 oder 5 Uhr zu Ende geht, im Wagen leicht noch kommen.

Und so wünschen wir denn den Ammergauern lauter schöne Tage zu ihren Festen und viele andächtige Gäste, viele geistliche Erbauung und viel weltlichen Erlös. Vielleicht wenn so ein betrübter Wanderer mit schwarz-roth-goldenem Herzen sich auch vor diese Bretter verirrt, so ein rechter Deutschthümler, wie es vor zwei Jahren noch viele gegeben hat, so denkt er dabei auch,

während sie die alte Geschichte aus Palästina aufführen, an die neue Passionsgeschichte der theuern, aber verlassenen und schutzlosen Jungfrau Germania, die auch zuerst mit Palmzweigen, mit Frohlocken und Hosianna eingeholt wurde, die aber jetzt von schnöden Schacherern, von Pharisäern und Schriftgelehrten verfolgt, etwa gar von einem russischen Pilatus, wie man sagt, zum Tode verurtheilt und unter hörbarem Spott und Jubel alles abgestandenen Gesindels geschändet, gegeißelt und gekreuzigt wird. Vielleicht tröstet sich aber dann ein solcher bekümmerter deutscher Mann, daß sein Jugendlieb nach schmerzhaftem Leid und kurzem Schlaf eine fröhliche Auferstehung feiern wird, die uns leichtlich den neuen Bund und seine Herrlichkeit, allen denen aber, die sich an ihr versündigt, die ewige Verdammniß bringen kann."

Folgt nun die Schilderung aus dem Jahre 1840:

Wer diesen Sommer auf seiner Gebirgsfahrt Partenkirchen oder Hohenschwangau besucht, der unterläßt es gewiß nicht, die Reise so einzurichten, daß er auf einen „Spieltag" nach Oberammergau kommt; und wenn er auch noch ferner ist, wenn er nur auf dreißig Stunden sich nahe findet, so muß es ihn hineinziehen, wenn er auch in dieser Ferne noch die passionslustige Regung unter Jung und Alt gewahrt, die begeisterten Erzählungen der Dortgewesenen, die sehnsüchtige Freude derer, die noch hinzugehen trachten. So macht er sich also auf, und welchen Weg er auch eingeschlagen hat, um in das hohe Thal zu kommen — er mag vom schönen Murnau ausgegangen sein, oder von dem geigenkundigen Mittenwald, oder von den Lechstädten, von Füßen, Schongau oder Landsberg, oder er mag auf engen Alpen-

wegen aus dem Tirol herbeiwandern — überall wird er am Vorabend des Festes die Straßen wimmelnd von Wallfahrern, die Wirthshäuser bis ins Dach hinauf vollgepfropft, das Unterkommen schwierig finden. Im Dorfe Ammergau selbst ist der Lärm am größten: ganze Schaaren von Pilgern ziehen betend ein, mächtige Haufen von andern kommen plaudernd heraus, Wagen jeder Art, vom derbsten Leiterwagen bis zum feinsten Cabriolet, rasseln durch die Menge; einzelne Reiter kommen herbeigesprengt, viele Hunderte stehen da, um die bunten Ankömmlinge zu mustern; alle Fenster sind besetzt, alle Thüren stehen voll; Zuruf und Begrüßungen an allen Enden. Jede Stunde bringt ihr Tausend mit sich; die Gasthäuser sind schon lange zu enge und die Gäste stehen dicht und summend vor den offenen Pforten.

Zufällig sind wir schon um Mittag angelangt, und da das Getümmel erst gegen Abend sich erhebt, so haben wir noch freien Gang im Dorfe. Es liegt in einem hohen Thale, das gute Wiesen, aber unergiebige Felder hat, und weit mehr zur Viehzucht als zum Ackerbau einladet. In frühern Zeiten hat man auch auf Gold gegraben, allein in unsern Tagen ist der Hort wieder ganz verschollen. Die Häuser der Ammergauer sind nach Hochlandsart gebaut, neigen aber, wie Sitte und Wesen der Einwohner selbst, sichtlich zum Städtischen hin. Die flachen Dächer sind erhalten, aber die malerischen Balkone lassen sich meist vermissen. Dafür sind alle Wände bemalt mit frommen Darstellungen aus der Schrift oder aus den Geschichten der Heiligen; auf dem Ehrenplatze in der Mitte der Vorderseite prangt fast überall das Bild der gnadenreichen Mutter von Ettal. Es sind wohl lauter Leistungen der Ammergauer Kunstschule aus

der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, daher auch Schnörkel, Muscheln, Schuppen und alle Schönheiten des Roccoco reichlich angebracht erscheinen.[1]

Die Einwohner betreiben seit langer Zeit ein eigenes Gewerbe, das der Holzschnitzerei, deren Erzeugnisse, wie die der Grödner, Berchtesgadner und Nürnberger, in alle Welt gehen. Diese Industrie hat eine völlig fabrikmäßige Ausbildung erhalten, auch darin, daß die Kinder von klein auf mitarbeiten. Dieses lebenslange Sitzen über der Arbeit, immer das Schnitzmesser oder den Pinsel in der Hand, in den niedern Stuben, die wegen des Trocknens der Farben stets geheizt werden, und daher Winters wie Sommers voll Qualm und Farbendunst sind, ist dem Aeußern des Schlags nicht förderlich, und den kriegerischen Ausdruck der Schlierser, den stolzen Anstand der Jachenauer wird man unter den Männern von Ammergau so wenig finden, als unter den Mädchen die dralle Frische der Hochländerinnen. Den Vertrieb ihrer Holzwaaren haben die Ammergauer meistentheils in die Hände eines „Verlegers,“ des Hrn. Lang gegeben, der ein großes Magazin unterhält, das man nicht unbesucht lassen darf. Da ist ein freundliches Wiedersehen all der Wonnen unserer frühesten Jahre. Hier liegen die gelenkigen Hanswurste, die noch in der Kinderstube ein Leben fristen, das ihnen die Bühne grausam abgesprochen; da stehen Steckenpferde zu vollen Schwadronen, dort hängen ganze Pensionate von tugendhaften Puppen; ja, es ist Alles hier zu sehen, was den Knaben freut und das Mädchen ergötzt, alles nagelneu und glänzend

[1] Die meisten dieser Gemälde sind von Franz Zwink, welcher einst dem berühmten Knoller, als dieser in Ettal seine Kunstwerke schuf, als Gehilfe diente. (Pfr. Daisenberger.)

in farbenreichem Wechsel. Das Kostbarste, was das Waarenlager aufzuweisen hat, sind kleine, drei bis vier Zoll hohe Schnitzereien aus feinerem Holze und ohne Farbenanstrich, theils Conterfei neuerer Monumente, theils Abbilder berühmter Lebender und Todter. So sieht man Schiller, Gutenberg und Albrecht Dürer, nach ihren ehernen Statuen getreu geschnitzt; Friedrich von Preußen scheint noch eben so wohl seine Käufer zu finden, als Napoleon, und neben andern gekrönten Häuptern steht da für reisende Engländer auch das Bildniß der Königin von Großbritannien im vollen Krönungsornate, wahrscheinlich nicht nach dem Porträt gemacht, aber doch mit Benützung des Winkes, den die Zeitungen gaben über ihre remarkably fine bust, denn die Bildung des Oberleibs läßt an schöner Fülle nichts zu wünschen übrig. Solche Bildchen stehen im Werthe zwischen sechs bis zwölf Gulden; einzelne Kunstwerke mögen wohl auch noch theurer verkauft werden.[1]

Wie alt diese Beschäftigung hier sei, ist nicht ausgemacht. Hr. v. Koch-Sternfeld meint, sie sei schon von ältesten Zeiten her heimisch und die Raitenbuchner Mönche, die im zwölften Jahrhundert nach Berchtesgaden verpflanzt wurden, hätten sie aus dem Ammergau schon dorthin gebracht. In den ältesten Pfarrbüchern des Ortes kommen die ersten Bilderschnitzler, wie Hr. Pfarrer Daisenberger berichtet, zu Ende des

[1] Vor zwanzig Jahren fand sich in diesem Lager noch viel altmodisches, geschmackloses Zeug, allein der Zeichnungsunterricht, für welchen eine eigene Schule vorhanden, gute Vorbilder und das Streben der Schnitzler selbst haben einen solchen Umschwung herbeigeführt, daß jetzt Ammergau vollkommen auf der Höhe der Zeit steht.

sechzehnten Jahrhunderts vor. Demnach begann das Gewerbe in jedem Fall um hundert Jahre früher als im Grödnerthale.

Uebrigens blühten schon um das Jahr 1700 Ammergauer Handlungshäuser zu Petersburg, Kopenhagen, Drontheim, Cadix und in Holland.

Ein Versehen ist es, wenn ich oben (S. 20), wo von den Thälern, welche ihre Goldgruben in der Fremde finden, die Rede ist, die Ammergauer, die Mittenwalder und die Berchtesgadner unerwähnt gelassen habe, und ich fühle mich selbst nicht ganz entschuldigt, wenn ich behaupte, daß ich dort eigentlich nur die Flachländer im Auge gehabt oder daß die Ammergauer keine Bajuvaren, sondern Schwaben oder daß die Mittenwalder und die Berchtesgadner keine Altbayern seien.

Des andern Tags früh um acht Uhr finden wir uns unter vielen Tausenden vor der Bühne des Passionsspiels. Das Drama von Oberammergau ist schon in seiner letzten cyklischen Epoche der Aufmerksamkeit reisender Autoren nicht entgangen, und hat auch diesesmal wieder seine Darsteller gefunden, so daß wir die Bauart der Bühne sowohl als des Schauplatzes als bekannt voraussetzen dürfen. Den jetzigen Text, so wie überhaupt die ganze gegenwärtige Einrichtung der Passion verdankt man einem ehemaligen Benediktiner des Klosters Ettal, dem spätern Pfarrer Otmar Weiß von Jesenwang.[1] Die Musik aber hat Hr. Dedler gedichtet, der früher Chorknabe zu Raitenbuch, später Schullehrer zu Ammergau war. Ehedem wurde hier auch jedes fünfte Jahr

[1] Dieser Text wurde zum erstenmale im Jahr 1820 benützt. Für das Jahr 1860 kommt ein umgearbeiteter, von Hrn. Pfarrer Daisenberger in Anwendung.

zwischen der Passion ein anderes Spiel aufgeführt, welches man die Kreuzschule nannte. Dieses war so zu sagen der Gegensatz seines Doppelgängers; denn Alles, was in der Passion dramatisch gegeben wird, kam dort als mimische Darstellung vor, und was jetzt symbolisch in Tableaux zur Aufführung kommt, war dort dramatisch behandelt.

Das Spiel beginnt und der Chor erscheint. Dieser stellt sich halbkreisförmig im Proscenium auf und leitet die Darstellung, vom Orchester unten begleitet, mit einem Gesange ein. Sowie er diesen vollendet, tritt er wieder ab, der Vorhang der Mittelbühne rollt auf und wir sehen Jesus in Jerusalem einziehen. Diese erste Scene ist vielleicht die beste des Tages; der Heiland kommt auf dem Füllen der Eselin aus der Tiefe der einen Straße, zieht durch den Mittelraum in die andere und dann über das Proscenium. Das jubelnde Volk umgibt ihn in großer Bewegung, es schwingt die Zweige, streut Blumen aus; Hosanna! tönt es, Hosanna! Männer und Greise, Weiber und Kinder rufen und singen. — Wer beim Schwabenwirth wohnt, der kennt gleich das kleine vierjährige Töchterlein wieder, das recht vernehmlich mitruft und triumphirend auf die Kunden hinausblickt, die es Tags zuvor seine Rolle aufsagen ließen. Der ganze Auftritt wird mit so lebendiger Freude und so liebevollem Eifer durchgeführt, daß sich jeder gleich in eine wohlmeinende, empfängliche Stimmung versetzt fühlt.[1]

[1] Diese früher von männiglich belobte Scene fand ich jüngsthin leider sehr verändert. Irgend jemand kam auf den Gedanken, beim Einzug zwei Teppiche anzubringen und diese verderben nun alles. Man breitet dieselben, so wie der Heiland

Nun folgt die Austreibung aus dem Tempel und dann geht Jesus nach Bethania, worauf der Vorhang der Mittelbühne fällt. Der Chor tritt wieder auf, beleuchtet singend die vorhergegangene Scene, knüpft sie an die nächste und erklärt den Zusammenhang, in dem die plastische Vorstellung, die wir nun sehen sollen, mit den Ereignissen steht, denen sie vorausgeht. Dieß ist überhaupt seine mühevolle Aufgabe während des Tages, in welcher er allerdings dadurch unterstützt wird, daß auch der schlichteste Bauersmann sein Spielbüchlein in Händen hat und so dem Gesange zu folgen im Stande ist. Wenn nun im Innern alles vorbereitet und der Augenblick für die plastische Darstellung gekommen ist, so theilt sich der Chor, stellt sich zu beiden Seiten der Mittelbühne, deren Vorhang emporgeht, und fährt singend in seiner Erklärung fort; endlich tritt er ganz ab, um wieder den dramatischen Auftritten Raum zu geben. In größern Zwischenräumen kommt es dann auch vor, daß der Chorführer, der der Gemeindevorsteher und ein Kürschner ist, [1] umgeben von seinen Sängern, in feierlich

im Hintergrund erscheint, vor dem Eselein aus, welches dann einen Hopser macht und sich in einzelnen Capriolen vorwärts stößt. Sobald ein Teppich frei geworden, nimmt man ihn hinten weg und legt ihn vorne wieder hin. Dieß geht natürlich sehr langsam vor sich und ebenso langsam schleppt sich das Volk von Jerusalem daher, welches nun gar nichts zu thun hat, als auf den beständig aufgehaltenen Christus zu warten. Es ist eine träge, stagnirende Masse geworden. Der Aufzug langweilte das Publikum nicht weniger als den Heiland, welcher bald absprang und die Händler aus dem Tempel zu jagen begann. Wir hoffen, daß uns statt dieses peinlichen Anfangs bald wieder der frische, belebte und belebende Jubelzug, wie er früher war, gegeben werde.

[1] Jetzt dessen Sohn.

gehaltener Prosa sich über die Lage der Dinge ausspricht und auf das Kommende vorbereitet.

Zunächst erscheint also eine plastische Vorstellung: Die Söhne Jakobs beschließen, ihren Bruder Joseph aus dem Wege zu räumen. Einzelne dieser Gemälde nun sind einfach und bestehen zum Theil nur aus zwei, drei Figuren, wie z. B. das Opfer Abrahams, Adam und seine Familie nach der Vertreibung aus dem Paradiese; andere sind wieder aus mehreren hundert Personen zusammengesetzt, dicht gedrängt, Kopf an Kopf, in aufsteigender Anordnung, von den zweijährigen Kindlein, die vorne an der Grenze des Prosceniums theils stehen, theils in den Armen ihrer knieenden Mütter ruhen, bis in den Hintergrund, wo die größten Männer der Gemeinde das Gemälde abschießen. Im Ganzen gaben wir den einfachen Darstellungen den Vorzug, obgleich uns auch unter den volkreicheren manche sehr gelungen schienen, so namentlich das Bild, wie der Herr in der Wüste das Manna schickt, wo das ganze Volk Israel, unzählig wie der Sand am Meere, mit dankender Geberde zum Himmel blickt, während Moses und Aaron auf erhöhtem Standpunkte gebieterisch unter der Menge stehen und das Manna, durch kleine Papierschnitzel vertreten, in dichten Flocken herunterschneit. Diese Darstellungen erinnern an jene Bilder, wo John Martin ganze Nationen in übersichtlichen Tausenden auf die Leinwand gebracht hat.

Die plastische Darstellung, wie sich die Brüder Josephs über sein Verderben berathen, entspricht aber symbolisch der Rathsversammlung der Hohenpriester und Schriftgelehrten, wie sie Jesum fangen und tödten können. So sehen wir bald mitten hinein in das Synedrium zu

Jerusalem. Dieß ist übrigens, gelinde gesagt, eine sehr lang dauernde Scene.[1] Die beiden Hohenpriester, Annas und Caiphas, halten sehr gründliche, aber wenig unterhaltende Vorträge, über welche dann die Abstimmung der übrigen Rathsglieder erfolgt. Jeder motivirt sein Votum besonders; die meisten sind mit den hohenpriesterlichen Anträgen einverstanden, geben aber doch, um nicht geradezu Ja zu sagen, in gutgewählten Synonymen eine Umschreibung derselben, und nehmen sich dabei so viel Zeit, daß jedermann mit Sehnsucht dem Ende dieser Sitzung entgegensieht.

Nach den Vorgängen in Bethania finden wir Jesum wieder in Jerusalem bei der Feier des Passamahles. Hier versinken wir nun gänzlich in die fromme Weihe der Darstellung, die in ihrer biblischen Einfachheit, ohne alle Zuthat rednerischer Zierden mächtig ergreift. Dann sehen wir wieder Judas vor dem Synedrium, und endlich beginnt die Leidensgeschichte. Den jetzt folgenden Scenen nun, wenigstens vom Gebete auf dem Oelberge bis nach der Dornenkrönung, wünschten wir in ihrer grellen Natürlichkeit allerdings eine mildernde Hand. Wie empörend wirkt es, wenn Jesus im Todeskampfe dreimal auf das Angesicht fällt und platt und langgestreckt jedesmal fast eine Minute liegen bleibt! Dieß ist eine Unschönheit, mit der wir uns auch dann nicht aussöhnen konnten, als wir einsahen, daß sie nothwendig gewesen, weil während dieser Lage auf die Stirne des Heilands, die bis in die Coulisse reichte, lange, schwere Blutstropfen gemalt werden mußten, mit denen er nun vor's Publikum tritt. Es wird schon schwierig sein,

[1] Sie ist in der neuen Bearbeitung wesentlich gekürzt.

diesen blutigen Schweiß in der Darstellung zu rechtfertigen; denn wenn auch der heilige Athanasius diejenigen für Ketzer erklärt, welche nicht an die Thatsache glauben, sehen wollen wir den Graus dessen ungeachtet nicht. Nun ist aber selbst noch die Dornenkrone bei der Geißelung mit Blut gefüttert, das bei jedem Drucke herabrieselt, und der Heiland wird mit gebundenen Händen und Füßen von den Kriegsknechten noch immer einmal von dem Marterstuhl herunter auf den Boden gestoßen, obgleich nach Hofrath Oken schon im Jahr 1830 eine Bauernfrau Zweifel über die Authenticität dieser Rohheit geäußert hat, und obgleich diese Zweifel durch das Stillschweigen der heiligen Schrift beträchtlich unterstützt werden.[1]

Der Vorhang der Mittelbühne rollt wieder empor und die Scene auf Golgatha steht in aller Erhabenheit vor uns. Die beiden Schächer sind schon an's Kreuz geheftet, Christus wird eben aufgerichtet. Weinen und lautes Schluchzen bezeugen die tiefe Rührung der Zuschauer. Die römischen Kriegsknechte würfeln um das Gewand des Herrn, wir hören den Spott der Juden und die letzten Worte vom Kreuze; der Heiland neigt das Haupt und gibt den Geist auf. Erdbeben und Zeichen folgen. Hierauf werden die Gebeine der Schächer mit Knütteln gebrochen, was wir immerhin mit Gleichmuth ansehen können, weil die Knüttel elastisch sind; dann tritt Longinus heran und durchsticht mit der Lanze die linke Seite des Herrn, aus welcher sofort Blut fließt. Endlich folgt, nachdem die Schächer heruntergenommen sind

[1] Das Blut kommt jetzt nicht mehr vor; der Stoß von dem Marterstuhl aber hat sich erhalten.

und Römer und Juden die Bühne verlassen haben, die Abnahme Christi vom Kreuze mit bewunderswerther Ruhe und Würde. — Zwei plastische Vorstellungen treten nun ein: Jonas, von dem Wallfisch gesund an's Land gesetzt, dann das Volk Israel, trockenen Fußes durch's rothe Meer ziehend, und darauf sehen wir fröhlich Christus auferstehen. Das Schauspiel schließt mit einer schönen allegorischen Vorstellung, die Verherrlichung der Stiftung des neuen Bundes bedeutend.

Wir haben hiemit die Hauptmomente der Vorstellung berührt, die durch Zerfällung in einzelne Scenen, durch Dazwischentreten der Tableaux und des Chors, an äußerem Umfange so gewinnt, daß nicht allein von acht bis zwölf Uhr, sondern nach Unterbrechung einer Stunde wieder fortgespielt wird, bis gegen vier und fünf Uhr Abends. Ueber das Spiel der Darstellenden haben schon bedeutende Gewährsmänner sich rühmend geäußert, und wir treten ihren Aussprüchen bescheiden bei. Der Ruhm des Tages scheint dem Christus zu gebühren, der das Wesen des menschgewordenen Gottes, so weit es für uns Sünder erreichbar ist, mit weihevollem Anstand vorführte. Auch das Spiel des Judas ist sehr zu loben, wie denn überhaupt niemand ganz aus der Rolle fiel. Manche fragen vielleicht nach der Farbe des sprachlichen Vortrags, und denen sei zur Antwort, daß die Ammergauer ein Idiom sprechen, in dem sich bayerische und schwäbische Elemente unentwirrbar mischen, und daß sie mit den Tirolern das harte ch gemein haben, das immer dreifach klingt; deßwegen wird man auch ganz reinen Accent nicht verlangen, und sich an den rauhen Kehlenlauten nicht stoßen.

Die Ammergauer haben ihr Spiel unter Schmerzen

geboren, und lieben es auch darnach. Wie viel Eifer und Hingebung, wie viel Verlust an Arbeitsstunden und an Erwerb gehörte dazu, bis dieses Orchester, bis dieser Chor, die plastischen Darstellungen, die dramatischen Auftritte zu so tüchtigem Zusammenspiel eingeübt waren, und dieß von einfachen Schnitzern, von Greisen, Männern, Weibern und Kindern, von mehreren hundert Personen! Wir finden es daher in der Ordnung, daß die Meister stolz sind auf ihr Werk, und finden es auch erklärlich, daß sie empfindlich sind gegen den Tadel; dieß sind sie aber auch in hohem Grade. — Haben wir nicht selbst erlebt, daß der wohlmeinende Verfasser des Artikels über „das Theater im Mittelalter und das Passionsspiel in Oberammergau" in den historisch-politischen Blättern, dem wir für seine Besprechung vielen Dank schuldig geworden sind, ein bitteres Gefühl gegen sich aufregte, weil er die Spielleute des Orchesters statt in schwarzen Fräcken und weißen Beinkleidern lieber in der grauen Joppe gesehen hätte,[1] da doch jene Tracht nach der Meinung derer, die darin stecken, die höhere Bildungs-

[1] Dieser Wunsch ist jetzt erfüllt, aber es geht auch hier wie so oft mit erfüllten Wünschen. G. Görres dachte sich, wenn man ihnen die schwarzen Fräcke und die weißen Hosen nähme, so würden sie in der „malerischen Landestracht" erscheinen. Nun haben aber die Ammergauer schon lange keine eigentliche Landestracht mehr und ihr Costüm spielt daher jetzt in allen groß- oder kleinstädtischen Moden. Man sah dießmal im Orchester Röcke des verschiedensten Schnittes und dann Strohhüte, Filzhüte nach Miesbäcker oder fast nach Calabreser Art, Mützen, Studentenkäppchen u. s. w. Dieser Zustand scheint mir auch nicht der passende. Nach meinem Geschmacke, den ich aber niemanden aufdringen will, sollten die Musiker gleichförmig dunkle, joppenartige Tuniken tragen und dunkle breitkrempige Hüte dazu.

stufe, die sie über ihre Nachbarn im Gau errungen, gerade am deutlichsten bezeichnet. Indessen lassen wir's uns nicht nehmen, in bester Absicht auch Einiges vorzubringen, was vielleicht deßwegen günstiger aufgenommen wird, weil es nicht die Spielenden selbst betrifft, sondern den Text. Wir meinen nun also zuvörderst, daß das Drama zu lange dauert, und legen dieß zunächst, außer der oben berührten Gedehntheit einiger gesprochener Scenen, den oft gewaltig langen Chorgesängen zur Last. Einmal werden dreiundvierzig Zeilen in tragisch trägem Zeitmaß abgesungen, und ein paar anderemale nicht viel weniger. Die Last und die Mühsal, die auf den Singenden ruht, wird da zu schwer mitempfunden, und wenn man auch die Idee dieses Chores loben will, so ist man doch öfter mit der überschwänglichen Verwirklichung wenig zufrieden. Wenn diese etwas zugeschnitten würde, so könnte das Drama vielleicht in einem Vormittage durchgespielt werden und hätte dadurch sicherlich nichts zu verlieren.[1] Endlich wollen wir auch aufmerksam machen, daß bei der letzten Durchsicht des Textes noch manches stehen geblieben ist, was verschwinden dürfte. So macht es einen gar seltsamen Eindruck, wenn einer der Schriftgelehrten den aufbrausenden Hohenpriester mit den Worten beschwichtigt: „Ereifern Sie sich doch nicht so, Herr Hoherpriester!" oder wenn einer der

[1] Pfr. Daisenberger erinnert hiegegen, daß die Chorgesänge nicht länger dauern als nothwendig, um in der Mittelbühne für die nächste Vorstellung die Vorbereitungen zu treffen. Die meiste Zeit nimmt wohl die Herrichtung der Tableaux in Anspruch. Ob man nicht einmal auch den Versuch machen sollte, wie sich das Drama ohne Chöre und Tableaux ausnimmt? Für uns andere sind diese Dinge doch nur Dilatorien.

Soldaten, der einen Auftrag auszurichten hat, Vollzugsanzeige im besten Curialstyl des laufenden Jahrhunderts abstattet und zu Pilatus spricht: „Auf Dero allergnädigsten Befehl habe ich die Ehre zu melden u. s. w.,“ oder wenn Petrus, nach der Gefangennehmung des Herrn, mit Johannes still und trauernd durch die Gassen von Jerusalem wandelt und diesen endlich in brüderlicher Herzlichkeit anredet: „O du mein lieber Johann!“ Solche Anachronismen im Texte reißen immer wieder für einige Zeit aus der Stimmung und wären leicht herauszuheben.[1]

Wem daran liegt, auch das Treiben und die Einrichtungen hinter der Bühne kennen zu lernen, dem ist es nicht versagt, einen Ausflug dahin zu machen; nur muß er nicht unversehens in eine der Straßen von Jerusalem treten, zu denen eine Menge verlockender Zugänge führen. Man wird freundlich aufgenommen und von allem Wissenswerthen gefällig unterrichtet. Die Leute findet man recht heiter und aufgeräumt hinter ihren Coulissen; wenn die Vorbereitung des Spieles auch in tiefem Ernst geschieht, während der wiederholten Vorstellungen bricht doch der natürliche Frohsinn der Gebirgsländer wieder hervor und das Spiel ist ihnen kein lastendes Gelübde mehr, sondern eine angenehme, gern gelöste Aufgabe. So wandeln wir also mit unsern Führern umher, betrachtend und bewundernd, und treten dann auch in die Rüstkammer und haben unsere Freude an all den Merkwürdigkeiten, die hier unter einem Dache zu sehen sind. Da zeigt man uns das Hündchen Tobiä, die Salbenbüchse Mariä, die Wein-

[1] Sie sind jetzt auch herausgehoben.

traube aus Kanaan, den Rock Josephs, das Schurzfell Eva's, den Felsen Gabaon, den Widder Abrahams, die Schnur, mit der sich Achitophel erhenkt, die eherne Schlange Mosis, den Wallfisch Jonä und vieles andere mehr. In dieser Gegend wird auch Bier geschenkt zur Erquickung für die Spielenden, die deren an warmen Sommertagen oft wohl bedürftig sind. Hieher kommen auch die römischen Soldaten und scherzen bei vollen Gläsern mit den Mädchen von Ammergau.

Kaum ist das Spiel geschlossen, so geht ein ungeheurer Aufruhr durch das Dorf. Der Lärm ist noch um etlichemale größer als bei der Ankunft, denn was damals nach und nach herankam, das will jetzt auf einmal wieder fort. Ein Fahrzeug nach dem andern löst sich ab aus der wirren Wagenburg, die den Hauptplatz fast unzugänglich macht; tausend und tausend Fußgänger verlassen in dichten Haufen das Dorf. Es ist, als wenn, wie in uralten Zeiten, wieder ganze Stämme unterwegs wären, sich eine neue Heimath zu suchen. Alles plaudert brüderlich zusammen über die frommen Freuden dieses Tages; aus einigen Wagen hört man auch Gebete tönen. Gar viele suchen noch Murnau zu erreichen, obgleich dieser Flecken fünf Stunden vom Schauplatz liegt. Einige hundert Glückliche fahren in raschem Trabe voraus, um noch Stuben und Betten zu erhaschen; die andern zu Fuße ziehen später ein und legen sich vergnügt auf's Stroh.

Fürstenfeldbruck. Grafrath. Greifenberg. Andechs. Diessen. Wessobrunn. Peißenberg. Steingaden. Hohenschwangau.

Wer sich auf diese Wanderung begibt, fährt auf der Bahn, die nach Augsburg zieht, bis nach Maisach und sucht dann den nahen Marktflecken Bruck zu erreichen, welcher hübsche Häuser, mehrere Brauereien und Sommerkeller oder eigentlich Alles besitzt, was man von einem Orte solcher Größe verlangen kann. Zu einem ansehnlichen Rufe haben sich in neuerer Zeit seine Bäder, die Amperbäder, emporgeschwungen. Man weiß sich viel zu erzählen von den guten Wirkungen dieses Wassers, welches, was Flüsse betrifft, unbedingt für das feinste, angenehmste und wohlthätigste, das wir haben, erachtet wird.

Jenseits der Amper [1] liegt am Fuß einer waldigen Anhöhe die ehemalige Abtei Fürstenfeld, welche im dreizehnten Jahrhundert Herzog Ludwig von Bayern stiftete, als er in einem jähen Anfall blinder Eifersucht seine junge Hausfrau, die schöne Maria von Brabant, hatte enthaupten lassen. Von dieser schauerlichen That erhielt

[1] Oberhalb des Ammersees heißt der Fluß die Ammer, unterhalb die Amper.

er den Beinamen der Strenge, der ihm auch verblieb, ungeachtet der tiefsten Reue und Zerknirschung, welche nach der Sage so gewaltig gewesen, daß ihm, als er sich von der Unschuld der Gemordeten überzeugt, in einer Nacht die Haare weiß geworden. Er ging auch bald als Büßer nach Rom, wo Papst Alexander IV. ihn von der Blutschuld lossprach und zur Sühne die Gründung eines Karthäuserklosters auferlegte.

Doch mangelten damals im Bayerlande die Brüder jenes strengen Ordens und so berief der Herzog die Väter von Cisterz, die auch das Kloster übernahmen, in welchem er später selbst die ewige Ruhe fand. Dem jähzornigen Herrn haben übrigens nacheinander noch zwei Fürstentöchter die Hand zum ehelichen Bunde gereicht, Anna von Schlesien und Mechthildis, Kaiser Rudolphs von Habsburg Tochter. Auch sie wurden einst an seiner Seite zu Fürstenfeld begraben. Die schöne Maria von Brabant schläft ferne von ihm in der Liebfrauencapelle zu Donauwörth.

Aber jene Grabmäler sucht man jetzt vergebens; nicht minder fehlen alle andern aus der alten Zeit. Man sagt, die Schweden, welche hier herum fürchterlich gehaust, haben die Denksteine zerschlagen und die Gebeine zerstreut. Indessen ist ebenso sicher, daß in den letzten Jahrhunderten, wo die Mönchlein alles eher pflogen als Dankbarkeit gegen ihre Stifter und Wohlthäter, gar vieles schöne Angedenken wegrenovirt und zertrümmert worden ist. Diese Art von Aufklärung, als deren Vater man gewöhnlich den sonst sehr verdienstvollen Grafen von Montgelas nennt, ist in Bayern viel älter und aus den Klöstern selbst hervorgegangen. Wie die Mönche früher sehr träge waren in der schrift-

lichen Aufzeichnung des Geschehenden, so waren sie später sehr gleichgültig gegen ihre eigenen Alterthümer — es wären denn Gold, Silber, Perlen, Edelsteine oder Erwerbsurkunden gewesen. Von den andern Manuscripten waren schon vor der Säcularisation sehr viele durch Sorglosigkeit verschwunden. Damit soll indessen der Vandalismus der spätern Klosteraufheber, der noch allenthalben in greulichem Andenken steht, keineswegs entschuldigt sein.

Das Kloster Fürstenfeld hat eine sehr stille Geschichte — sie lebten, beteten und starben, wurden auch endlich aufgelöst. Hr. Caplan Riedl hat sich neuerer Zeit nicht ohne Erfolg bemüht, diese Dämmerung etwas aufzuhellen. Seinen Mittheilungen entnehmen wir, daß der 3. Juni 1653 ein großer Tag für Fürstenfeld war und für den Markt an der Bruck. Damals nämlich kamen die geistlichen Kurfürsten von Köln, Mainz und Trier des Weges, da sie die Wahl des römischen Königs Ferdinand IV. glücklich vollendet hatten und von dem Kurfürsten von Bayern zum Besuche nach München herrlich eingeladen waren. Der Zuschauer aus der Nachbarschaft fand sich eine unzählbare Menge zusammen. An acht langen Tischen, welche in der Abtei aufgestellt waren, saßen fünfhundertfünfzig Personen zu Tafel. Am andern Morgen hörten die Kurfürsten die Messe. „Als Kur-Trier und Kur-Köln das Kloster und die Stallungen besichtigt hatten, spazierten sie sammt ihren Herren bis zur Pullachmühl und hetzten durch einen ansehnlichen Hund zwei Enten.“

Bedeutsamer für unsere Geschichte ist es, daß bei Fürstenfeld auf einer Wiese, die noch der Kaiseranger heißt, einst Ludwig der Bayer starb (11. October 1347).

Beim fröhlichen Gastmahle zu München in der Burg fühlte er plötzlich Schmerzen in den Eingeweiden, ritt, um sie zu bemeistern, hinaus auf die Bärenjagd und kam in die Nähe des Klosters. Da sah man ihn auf dem Rosse schwanken und langsam herabsinken. Landleute und Gefolge stürzten herbei, er aber sprach nur wenige Worte und gab seinen Geist auf. König Max I. errichtete da eine Denksäule.

Seit der Auflösung der Klöster ist Ludwig des Strengen Stiftung einer Compagnie Invaliden eingeräumt, heitern alten Kumpanen, die von den französischen Schlachten erstaunliche Dinge zu erzählen und ihr thatenloses Alter durch die Jugenderinnerungen aus den Napoleonischen Kriegen angenehm zu würzen wissen.[1] Sie sitzen gerne und lange bei einem Gläschen Branntwein und finden zuweilen selbst noch ein Schätzchen, das ihre alten Tage erfreut. Wenigstens käme, wie man hört, nicht jeder unbehelligt durch, wenn noch, wie ehemals im Ritterstift zu Ettal, ein Held, der sich vergäße, auf den Boden sitzen und Wasser mit Brod genießen müßte.

Das Gotteshaus wird noch im Stand erhalten, hat aber die gothische Melancholie längst von sich gethan und schillert jetzt im farbenreichen Bombaste des letzten Jahrhunderts. Die Kirche gilt übrigens bei Bürgern und Bauern für die schönste weit und breit und ihre Architektur besticht sie besonders durch die sonnige Helle, die durch die hohen Fenster in die weiten Räume fällt. Vorn am Chore stehen die Standbilder Ludwigs des

[1] Jetzt werden von solchen wohl wenige mehr übrig sein. Der größere Theil dieser Schilderung der Gegend von Maisach bis auf den Peißenberg ist übrigens noch aus dem Jahre 1841.

Strengen und Ludwigs des Bayern, des Stifters und des Gutthäters der Abtei, beide mit Stoßdegen, Halskrausen und Manschetten, beide ungefähr so, wie im Jahre 1766, als sie Roman Boos verfertigte, die Kurfürsten und Kaiser im Ornate aussehen mochten. Von Alterthümern ist, wie gesagt, nichts mehr übrig, und da uns diese Neuigkeiten nicht lange anziehen, so gehen wir bald im Amperthale hinauf, in einem grünen Wiesgrund, rings von Laubwald eingeschlossen und gelangen nach Schöngeising an der alten Römerstraße, wo einst die Station ad Ambre geblüht, wo einst auch die Bayern den Ungarnkönig Geisa erschlagen haben sollen, ein durch Grabhügel, Münzfunde, die verfallene Sunderburg und verhallende Sagen ausgezeichneter, obwohl sonst unbedeutender Ort. Von da erreichen wir bald Wildenroth, ein malerisch gelegenes Dörfchen, dessen niedere Häuser eng aufeinander an zwei Anhöhen sitzen, welche die blaue Amper trennt. Hier bildet der Fluß ein grünes Eiland, auf dem ein weißes Kirchlein zur Andacht ladet. Vor langen Zeiten war hier der Stammsitz der Herrn von Wildenroth, deren Veste auf einem Bühel lag, der heutzutage mit dichten Buchen bewachsen ist. Es geht übrigens ein weit verbreitetes Gerücht, es habe dieser Ort in seiner Lage auffallende Aehnlichkeit mit Bethlehem, dem Geburtsorte unseres Heilands, und Reisende, die aus Palästina gekommen, sollen durch dieses Zusammentreffen seltsam überrascht worden sein. Ich behalte mir meine Meinung bevor, bis ich erst selbst im gelobten Lande gewesen bin.

Dicht bei Wildenroth windet sich die Amper um einen Hügel, hinter dem ein uralter Spitzthurm hoch emporragt. Er soll seinem untern Theile nach ein

römischer Wartthurm sein und ist jetzt Glockenträger für eine kleine Kirche, die jedenfalls viel neuer ist. Einen Büchsenschuß weiter steht mitten in der Amperwiese das Gotteshaus von Grafenrath, eine vielbesuchte Wallfahrt. Der heilige Graf Rath, dessen modernde Gebeine hier mit Krone und Wappenrock in einem Glaskasten zur Verehrung ausgestellt sind, war, wie neuere Geschichtsschreiber wahrscheinlich machen, aus dem Stamme der Huosi, die in den uralten Gesetzen der Bojoarier, wie schon einmal erwähnt, unter den ersten nach dem herzoglichen Geschlechte der Agilolfinger genannt werden. Sie waren reich begütert in den Gegenden an der Amper und dieselben, die sich später von Andechs und Diessen nannten. Ratpoto, Rapoto, Razzo, Rasso, der Heilige, jetzt Graf Rath genannt, strahlt als ein mächtiger, aber etwas sagenhafter Held in den Zeiten des großen Otto. Sein Kriegerleben gottselig zu schließen, ging er im Jahr 949 wallfahren zum heiligen Grab in Jerusalem und verrichtete seine Andacht. Heimkehrend that er zu Rom dasselbe und sammelte da wie dort einen Schatz von heiligen Gebeinen, den er glücklich über die Alpen brachte und hier im schönen Amperthale in dem Kloster niederlegte, das er selbst gebaut und das St. Ulrich, der Bischof von Augsburg, eingeweiht hatte. Zu gleicher Zeit nahm er Abschied von der Welt, ging als Laienbruder in sein Stift und starb am 19. Juni 954; ein Tag, der noch jetzt Hunderte von Wallfahrern in die kleine Kirche und das nicht weit entlegene große Wirthshaus zieht. Der heilige Graf Rath wird von dem Landvolke der Umgegend in den verschiedensten Nöthen angerufen, und soll laut der volksthümlichen „Lebensgeschichte,“ welche 1839 zu Kaufbeuren gedruckt wurde, in dem

kurzen Zeitraum von 191 Jahren mehr als fünfzehntausend Wunder gewirkt haben. Dessen zum Zeugniß sind in der Kirche eine Anzahl Krücken zu sehen, deren ehemalige Besitzer gesund davongingen und diese Zeichen zum Andenken zurückließen, sowie auch eine unzählige Menge von wächsernen Füßen, Händen, Augen und dergleichen, die auf langen Rahmen zum Gedächtniß aufgestellt sind. Endlich zieren auch noch viele hundert Votivtafeln die Wände. In der Mitte der Kirche steht ein schönes Grabmal des ritterlichen Grafen, das übrigens nicht gleichzeitig, sondern aus dem fünfzehnten Jahrhundert ist (1468).

Aus dem freundlichen Thalgelände verliert sich der Pfad bald wieder in den Forst, den er erst da verläßt, wo von der Höhe des Waldes herab der Ammersee erschaut wird. Bald erreichen wir die Hauptstraße, wo in der schönsten Umgebung, dicht am See, das einsame Wirthshaus zu Stegen liegt und gelangen dann in einer Stunde nach Greifenberg, wo die Freiherren von Perfall in einem alten Schlosse hausen, das sie nach dem Aussterben der alten Greifen von Greifenberg im Jahre 1507 von den Herzogen von Bayern zu Lehen erhalten. Der Ort liegt an einem gegen Süden fallenden Abhange, und von dieser Höhe löst sich ein gleich hoher Kegel ab, auf dem die Burg erbaut ist. Außen herum zieht sich sowohl über die Hochebene als die Halde hinab ins Thal eine durch die Vorsprünge und Einbiegungen des Erdreichs malerisch gehobene englische Anlage. Oben am Jägerhause bildet sie einen Erker, den eine Weinlaube überwölbt. Von dieser Ecke geht der Blick an dem hohen Schlosse vorbei und über den abwärts laufenden Garten hinunter in grüne Auen und wogende

Felder und über schöne Eichenforste hinein auf den See, der aus tiefem Becken heraufglänzt, auf einer Seite an dem waldigen Fuße des heiligen Berges sich bricht, gegen Mittag aber so nahe an die Gebirge reicht, daß sie aus seinem silbernen Spiegel in ungeheurer Höhe aufsteigen. Freilich ist dieß nur scheinbar, denn von dem obern Ufer erstreckt sich noch eine geräumige Fläche bis an die Vorberge der Alpen; aber diese Fläche zieht sich für das Auge so eng zusammen, daß die blauen Höhen fast unmittelbar in den See zu stürzen scheinen.

Unten am Fuße des Schloßberges liegt eine kleine, bis jetzt in Deutschland noch wenig besprochene Badanstalt, Theresien-Mineralbad genannt. Ihre Quelle wurde erst 1833 entdeckt, bald darauf chemisch untersucht und für ein Laugen- oder Seifenwasser erkannt, das sich nicht so fast durch überwiegende Stärke eines Bestandtheils, als durch eine glückliche Mischung schwächerer auszeichne, wie es denn in der That sich bereits gegen die Gicht besonders wirksam erwiesen. Das jetzige Gebäude ist zur Aufnahme der Gäste niedlich eingerichtet und enthält auch einen freundlichen Kursaal. Dieses Theresien-Mineralbad ist kein vornehmer, aber ein recht einladender Ort, sich zu heilen und der Landluft zu genießen. Es ist da nicht theuer zu leben, und deßwegen hat sich auch besonders der Mittelstand hier heimisch gemacht, ehrsame Münchner Bürger und wohlhabende Oekonomen aus der Nachbarschaft, zu denen einzelne beurlaubte Beamte oder das Landleben liebende Officiere treten. Sie hausen recht vergnügt miteinander und machen sich und ihren Frauen manchen unschuldigen Spaß. Die großen goldenen Glücksspiele werden zwar nicht betrieben, aber das feine Tarok ist desto beliebter,

und zuweilen kommt es sogar zu einer Whistpartie. Lectüre ist kein tief gefühltes Bedürfniß und deßwegen auch nicht viele Sorge dafür, aber eine Kegelbahn im kleinen Gärtchen hält die Genesenden zu stärkender Gymnastik an, und zu kurzen Spaziergängen in der Nähe bietet die englische Anlage an der Burghalde die schönste Gelegenheit. Der Mittagstisch ist wohlweislich sehr gut bestellt und ihn verherrlicht oft ein ansehnliches Nagmaul (spr. Amaul), angeblich der kostbarste Fisch der süßen Gewässer, der aber nirgends gefunden wird als im Ammersee.[1] Am Abend endlich steigen die Badgäste, so viele davon der Geselligkeit ergeben sind, die Halde hinauf und verlieren sich im Herrenstübchen des Wirthshauses, wo die Honoratioren der Umgegend, die Pfarrer und Gutsverwalter oft als erheiternde Trinkgenossen erscheinen.

Indessen ist auch hier unseres Bleibens nicht; wir gehen nach Schondorf am See, und zwar durch den Weingarten, was eine Waldung ist, die durch ihren Namen auch noch an den Weinbau erinnert, der in früheren Jahrhunderten über Bayern verbreitet war. Aus jenem Dorfe ragt eine uralte Kirche mit sechs Fuß dicken Mauern, die noch aus der romanischen Zeit (etwa 1100) stammt.

Nun besteigen wir den Nachen und rudern hinein in den einsamen See. Der Ammersee ist eine Stunde breit und vier Stunden lang, also etwas kleiner als der von Starnberg, sein Nachbar, aber immer noch eine ansehnliche Fläche. An seinen Gestaden, welche sich gegen

[1] Die neuere Ichthyologie behauptet allerdings, daß er auch im Kochelsee und unter dem Namen Schill selbst in der Donau vorkomme.

Morgen zu nicht unbeträchtlicher Höhe emporheben, grünen Wiesen und rauschen Wälder, aber die Ortschaften sind sparsam gesäet. Nach den stattlichen Schlössern und Landhäusern, nach den städtischen Gasthöfen, die in langer Reihe den Starnberger See zieren, sieht man sich vergeblich um; und daß daher dieser viel mehr gefeiert wird, versteht sich von selbst. Manche ziehen aber gerade den Ammersee vor wegen seiner reizenden Ländlichkeit.

Vom andern Ufer führt ein schattiger Weg aufwärts nach dem Kloster Andechs, das dem Volke bekannter ist unter dem Namen des heiligen Berges. Auf dem Gipfel steht die weitgesehene Wallfahrtskirche, neben ihr die hohen Gebäude des Stiftes. Eine herrliche Aussicht geht fern in die Runde über den Ammersee, das Hügelland und über die Fläche gegen Norden; im Süden schließen die Alpen. Auf dieser Höhe prangte vor Zeiten eine Burg, von welcher in ihren Tagen wohl noch ungleich mehr die Rede war, als jetzt von der wunderreichen Wallfahrtskirche, die an ihrer Stelle erbaut worden ist. Hier saßen im frühern Mittelalter schon die Andechser, die Enkel des heiligen Rasso, ein glorreiches Geschlecht, bei der Einnahme von Jerusalem, bei andern Kreuzfahrten und Römerzügen, auf den Reichsversammlungen und auf den Schlachtfeldern hochansehnlich vor Allen, gefeiert in den Heldenliedern; Pfalzgrafen in Bayern, später auch zu Burgund, Bischöfe und Pröbste da und dort, einer sogar, Berthold, Patriarch zu Aquileja, seßhaft zu Andechs und Diessen, zu Wolfratshausen und Ambras, wie auf der Plassenburg, weit reichend mit ihren Herrschaften von der istrischen Mark bis ins Vogtland, reich begütert in Kärnthen und Krain, im Innthale, an der Isar und der Amper, am Chiem- und

Staffelsee, im bayerischen Nordgau, in Ostfranken; Lehensherrn stättlichen Dienstadels, von dem noch manche Geschlechter blühen, mit allen Fürstenhäusern verwandt, vieler Stifte Gründer, Wohlthäter und Schirmvögte. Von Graf Rapoto, der gegen das Ende des eilften Jahrhunderts starb, geht wohl zum erstenmale die später auch auf andere Geschlechter übertragene Sage, daß er von Andechs gen Rom reisend alle Nacht in eigenen Burgen herbergen konnte.

Als 1180 Konrad, der letzte Graf von Dachau, starb, erbten die Andechser mit großem Besitzthume auch die prächtigen Herzogstitel von Kroatien, Dalmatien und Meranien, deren schwierige Erklärung von ältern Geschichtsforschern so oft beseufzt wurde, bis endlich Freiherr von Hormayr dargethan, daß es lediglich Anspruchs- und Repressalientitel des heiligen römischen Reichs gegen Ungarn und Venedig gewesen, auch unter Meranien nicht das damals noch wenig bekannte Meran in Tirol gemeint sei, sondern die Meeresküste abwärts von Triest. Herzog Berchtholds Tochter Agnes trug die Krone von Frankreich und war (1196) König Philipp Augusts Gemahlin, nachdem dieser die schöne Dänenprinzessin Ingeburg, König Kanuts Schwester, am Hochzeittage von sich gestoßen hatte. Aber der Papst erklärte jene Ehe für nichtig, und da der Bannfluch erscholl und das Volk meuterisch wurde, mußte der König die geliebte Agnes aufgeben. Sie ging ins Kloster und starb ein Jahr darauf aus Gram (1201). Philipp überwand sich und nahm die Dänin wieder in sein Haus, aber zu Mantes auf dem Grabe Agnesens weihte er dem theuern Schatten ein großes Frauenstift. Eine Schwester derselben, Gertrud mit Namen, bestieg mit König

Andreas den Thron des Ungarlandes. Sie wurde die Mutter der heiligen Elisabeth, Landgräfin von Thüringen. Ihr Ende war aber noch tragischer als das ihrer Schwester, denn sie fiel ermordet unter dem Schwerte des Banus von Kroatien. Damals kamen auch für die Andechser lange Jahre der Noth, als Otto von Wittelsbach den Kaiser Philipp zu Bamberg erschlagen hatte und jene, der Mitschuld verdächtig, in des Reiches Acht verfielen. Herzog Ludwig von Bayern vollzog den Spruch in seinem Herzogthum und riß die Burg zu Andechs nieder; die Herren waren landesflüchtig und irrten geraume Zeit in der Fremde. Später fanden sie des Kaisers Gnade wieder, und eine letzte schöne Zeit erlebte das Geschlecht mit Herzog Otto „dem Großen" von Meran, der Innsbruck mit Mauern und Stadtrechten begabte. Nicht lange nachher (1248) starb Otto II., der letzte des glorreichen Namens, verdächtigen Todes zu Nießen in Ostfranken. Er ruht in seinem Stifte zu Langheim, im vogtländischen Gebirge. Das reiche Erbe gerieth in viele Hände.

Auf den Trümmern der Burg zu Andechs erhob sich im Laufe der Jahre wieder eine kleine Kapelle, und in dieser wurde 1388 auf wunderbare Art eine vergrabene Truhe gefunden, die, wie man meinte, früher bei drohender Zerstörung hier unter die Erde versteckt worden war. Man traf in ihr alle die Heiligthümer wieder, die seit Jahrhunderten, von den Zeiten des gottseligen Rasso an, von Kindern und Kindeskindern gesammelt worden. Von jetzt an beginnt der heilige Ruf des Berges, nachdem der ritterliche, der ihn einst verherrlicht, allmählig im Lande verklungen war. Die Heiligthü[redacted] gebracht und dort

unter ungeheurem Zulauf der Andächtigen im alten Hofe zur Verehrung ausgesetzt, bis zu Andechs ein würdiges Gotteshaus erbaut werden konnte. Nach sieben und vierzig Jahren war dieser Bau vollendet und die Reliquien wurden wieder auf den heiligen Berg zurückgeleitet, wo sie seitdem verblieben sind. Herzog Albrecht III. († 1460) stiftete nachher eine Benediktinerabtei und wurde in der Gruft daselbst begraben. Neben ihm fand seine Gemahlin, Anna von Braunschweig, ihre Ruhestätte, und mit der Zeit wurden auch noch andere Sprossen des herzoglichen Hauses von Bayern hier beigesetzt. Albrecht, der fromme Fürst, einst der Gatte der unglücklichen Agnes, der Bernauerin, schlief da in stillem Frieden den ewigen Schlaf, bis in Bayern die Klöster aufgehoben wurden. Damals aber ging der Commissär, der nach Andechs beordert war, mit brennender Pfeife in die Fürstengruft hinunter, und befahl die Särge des Herzogs und seiner Gemahlin aufzusprengen. Albrecht lag da unverwest, nur eingetrocknet, in langem, blausammtenem Gewande mit langen, weißen Haaren. Der Beamte schnitt eine Locke ab und ein Stück von dem Kleide, nahm die goldene Kette, die um den Hals hing, brach den Finger weg, der den goldenen Siegelring trug, weil dieser nicht von ihm lassen wollte, und steckte ihn in die Westentasche. Der alte Pater, der ihn hinuntergeführt, fing zu weinen an, und weinte seiner Lebtage, so oft er die Geschichte erzählte. Zur selben Zeit begab es sich auch im Stifte zu Wessobrunn, daß der Aufhebungscommissarius der Jungfrau Maria auf dem Hochaltar die goldene Kette abnahm, um sie der Wirthin umzuhängen, welche er liebte u. s. w.

Von jenen Heiligthümern ist schon Vieles geschrieben worden und ließe sich daher auch Vieles erzählen; wir wollen aber kurz sein und nur erwähnen, daß außer den heiligen drei Hostien, die, in eine goldene Monstranz gefaßt, am höchsten geachtet werden, noch allerlei andere seltene Gegenstände zu sehen und zu verehren sind, als z. B. Stücke von dem Tischtuch und vom Schleier der Jungfrau Maria, von dem Tischtuch Jesu beim heiligen Abendmahle, ein Theil des Schweißtuches, das Jesus am Oelberge gebraucht, ein Zweig von der Dornenkrone, zwei Spänlein von der Ruthe Aarons, der Brautrock der heiligen Elisabeth, der Landgräfin, das Bild unserer lieben Frau, vom heiligen Lucas gemalt, eine Stole des Evangelisten Johannes, in welcher ein lateinisches Distichon, das Maria selbst hineineingewirkt, den Gürtel der Büßerin Magdalena, ein metallenes Krucifix von wirklich uralter Arbeit, welches das Siegeskreuz Karls des Großen genannt wird und einst sein eigen gewesen sein soll u. s. w.

Die unzähligen Wunder, die der Vermittlung dieser Heiligthümer zugeschrieben werden, haben die Kirche zu Andechs in den Geruch eines von oben besonders ausgezeichneten Gnadenortes gebracht, und führen noch zu allen Zeiten des Jahres Tausende von Wallfahrern herbei, zumal seitdem im vorletzten Jahrzehnt die Benedictiner, die alten Grabhüter der Andechser, das Gotteshaus wieder übernommen haben. Die beliebteste Epoche ist aber die Kreuzwoche im Mai, wo die Pilger pfarreienweise „mit dem Kreuze" anlangen, oft von mehreren Tagreisen her. Ehemals kamen die Kurfürsten selbst, in sechsspännigen Wagen, begleitet von ihrem frommen Hofe, alljährlich als Kreuzgänger auf den

heiligen Berg (auch die Kaiser Friedrich III. und Max I. waren einst als Wallfahrer zu Andechs); jetzt sind die höhern Stände ziemlich selten geworden und die Beter bestehen fast nur aus Landleuten und Bürgern der benachbarten Städte. An besonders festlichen Tagen, wie an Christi Himmelfahrt, ist dann auch Markt, und das Gedränge zwischen den Buden größer als auf den größten Messen. Anmuthiger als in diesem Gewühle ist es an solchen Tagen in den nahen Wäldern, wo von allen Seiten mit wallenden Fahnen die Kreuze heranziehen. Es ist ein malerischer Anblick, wenn ein solcher Bittgang, um auszuruhen, im Walde Lager schlägt. Das mitgetragene Kreuz wird an einer lichten Stelle aufgepflanzt und eine Schaar von Jungfrauen im schönsten Feiertagsstaate knieet, wie eine Fahnenwache, betend in der Runde. Um den Pfarrer sammeln sich auf dem Rasen die Männer der Gemeinde, und in weiterem Kreise kauert das Weibervolk, während die Jugend das Lager spielend umschwärmt.

Vom heiligen Berge herunter begeben wir uns wieder an den Ammersee und fahren nach Diessen, einem schönen Marktflecken, der in langer Zeile am obern Ende des Sees liegt. Er war, wie bereits erwähnt, in frühern Zeiten ein Sitz der Andechser, welche da (1130) eine Probstei stifteten, deren weitläufige Gebäude jetzt einer adelichen Familie als Wohnung dienen, wogegen die hohe Stiftskirche, deren Thurm im vorigen Jahrhundert abgebrannt ist, noch ihren ursprünglichen Zwecken erhalten wird. Dießen ist das Emporium des Ammersees, und alle drei Jahre, wenn je der große Floß gebaut wird, herrscht besondere Regsamkeit daselbst. Ein solcher Floß ist ein Fahrzeug von sechshundert Fuß Länge, welches aus

zweitausend Klaftern Scheiterholz besteht, das zu vierzehn Fuß Höhe aufgeschichtet ist und acht Fuß im Wasser geht. Alles dieses kommt auf der Ammer herbei, die hier einmündet und den Reichthum der Gebirgswälder in den See flößt. Diese ungeheure Arche wird nun mit vorgesetzten Segeln, wenn möglich, in Einer Nacht von Diessen nach Stegen getrieben und dort wird das Scheiterholz auseinander gelöst und schwimmt auf der Amper in die königliche Triftanstalt zu Dachau.

Von Diessen am Ammersee geht man oft auf den Peißenberg. Man kommt da zunächst durch viel Moos und Filz, durch Busch und Hochwald, in dem man sich leicht verirren kann. Menschliche Ansiedlungen sind selten und die Einsamkeit läßt nichts zu wünschen übrig. Ein Sträßchen ist schwer zu erfragen, jedenfalls scheint es kaum fahrbar zu sein.

Gerade in der Mitte, an der Heerstraße, die von Landsberg nach Weilheim führt, liegt das Kloster Wessobrunn. Auch dieses gehört zu den ältesten des Landes und ist um das Jahr 750 von Herzog Tassilo und dem Abte Lantfried von Beuern gemeinschaftlich für Benedictiner gestiftet worden. Von des Herzogs Jäger, Wezzo, der da eine in Kreuzesform aus dem Boden sprudelnde Quelle entdeckt, soll das Kloster sogar den Namen, von Altaich aber den ersten Abt, Ilsung, erhalten haben. In der Zeit vor der Lechfeldschlacht ist auch dieses Kloster von den Ungarn zerstört und auf dem Kreuzberg der Abt mit sechs Mönchen erschlagen worden. In des Stiftes Schriftenschatze fand sich auch neben mehreren andern merkwürdigen Stücken ein althochdeutsches Gebet, von großem Werthe für alle Freunde unseres Alterthums. Man nennt es das Wessobrunner

Gebet und ist durch diesen Fund allein das Kloster bekannter geworden, als viele andere seinesgleichen. Da es nun wohl manchem neuern Bajuvaren nicht mehr ganz erinnerlich sein dürfte, wie seine Vorfahren vor elfhundert Jahren in deutscher Sprache sich ausgedrückt, so geben wir hier wenigstens den in Prosa gefaßten Schluß des besagten Gebetes, welcher also lautet:

„Enti cot heilac, cot almahtîco, dû himil enti erda gauuorahtôs, forgip mir in dînô ganâdâ rehta galaupa enti côtan uuilleon enti craft tiuflun za uuidarstantanne enti dînan uuilleon za gauurchanne“ —

Dieß heißt in unsere jetzige Zunge übergetragen: „Und Gott heilig, Gott allmächtig, du Himmel und Erde wirktest, gib mir in deine Gnaden rechten Glauben und guten Willen und Kraft Teufeln zu widerstehen und deinen Willen zu wirken.“

In dieser Sprache beteten die Bayern zu Lantfrieds Zeiten und als Wessobrunn erstand und Tegernsee und der Irländer Dobda zu Herrenchiemsee die Knaben lehrte.

Aus den Wessobrunner Urkunden geht außer den mancherlei Schenkungen, die wie bei den meisten Klöstern des Oberlandes bis in das Weinland bei Meran hineinreichten, nicht viel Anziehendes hervor. Doch ersehen wir daraus, daß hier auch einst in einer längst vergangenen Klause fromme Schwestern ein heiliges Leben führten. Unter ihrem Dache wohnte im elften und zwölften Jahrhundert die gelehrte Diemuth, in der Schreibekunst und in der Malerei gleichmäßig erfahren, unermüdlich bestrebt, die alten Bücher abzuschreiben und die Abschriften mit schönen Bildern zu versehen. „Erstaunlich,“ sagt die Vorrede in den Boischen Monumenten, „ist die Menge und die Eleganz der Codices,

die wir dem Fleiße dieses einzigen Mädchens verdanken und man sollte kaum glauben, daß drei oder vier Menschenleben hinreichen würden, um so vieles zu Stande zu bringen."

Die fromme Diemuth schrieb meistens Meßbücher und Kirchenväter ab. Viele ihrer Werke gingen durch Brand, viele durch Nachlässigkeit der Mönche verloren. Eine kleine Anzahl findet sich noch auf der Bibliothek zu München. Herr J. v. Hefner hat der bewunderten Nonne im oberbayerischen Archiv ein Denkmal gesetzt.

Die Klostergebäude (bei Merian ist ihr Abbild dem von Benedictbeuern noch ganz ähnlich) waren bei der Aufhebung sehr großartig und umspannten in regelmäßigen Fensterfluchten sechs weite Hofräume. Was nicht abgebrochen wurde, ist noch heute gut erhalten. Die Stiftskirche aber hat man schon lange niedergerissen.

Der Weg von Wessobrunn gegen den Peißenberg bietet mehr Abwechselung, als jener erstere von Diessen her. Man wandelt nun durch eine ganz anmuthige Gegend, die mit Einzelhöfen besetzt ist und kommt sogar an einer Kirche, St. Leonhard, vorbei, welche den zerstreuten Einsiedlern als Pfarre dient. In zwei Stunden ist man auf der Höhe des Bergs.

Der Peißenberg erhebt sich 3000 Fuß über die Meeresfläche und ist ein Ausläufer jenes mächtigen Alpenstockes zwischen der Loisach und dem Lech, der seine waldigen Vorberge nordwärts fast im Dreieck gegen das Flachland hinaussendet und schier zur Ebene werden läßt, bis sie sich hier im letzten Aufschwunge noch zur ragenden Hochwarte erheben. Auf dem Berge

weiden viele Heerden mit melodischem Geläute, und an seinen Seiten stehen viele schöne Gehöfte, niedlich eingehegt und vergattert, hirtlich reizend in der schmucken Bauart des Gebirges. Wälder und Felder lösen sich angenehm ab. Oben auf der Höhe stand einst eine Burg, nunmehr aber prangt da seit dreihundert Jahren, weithinschauend und in weiten Fernen gesehen, eine vielbesuchte Wallfahrtskirche und ein stattliches Pfarrhaus, auf dessen Dach das Observatorium angeschmiedet ist. Ein Gärtchen des Pfarrers, das Wirthhaus und die Kegelstatt unter zwei großen Linden, endlich der kleine Friedhof füllen die Platte aus, zu welcher ringsum gelichtete Halden emporführen.

Auf jenem Belvedere über dem Pfarrhause nehmen nun die Pilger schwindelnd jene bewundernswerthe Fernsicht ein, die dem Berge so hohen Ruhm verschafft. Hier oben erscheint ihnen — und gar Vielen zum erstenmale — der gezackte Alpenkranz in seiner vollen Pracht vom Allgäu bis nach Salzburg, die Vorberge dick mit Wald bewachsen, jene in zweiter Reihe wild und steil abgerissen, mit spitzigen Hörnern, mit klaffenden Schründen, mit silbernen Rinnen und glänzenden Schneefeldern; mitten drin der hohe Venediger, der in seinem ewigen Eismantel als ungeheure Pyramide aus dem fernen Kärnthen fast geisterhaft herüberschimmert. Ueber dem Flachland hinaus sind die blauen Rücken der rauhen Alb, und weiter rechts sollen die Höhen des Böhmerwaldes und des Fichtelberges zu sehen sein. Am Saum der Scheibe, die diese fernen Ränder einfassen, flimmern die Frauenthürme von München, die Domthürme zu Freising und die Ulrichskirche zu Augsburg als graue Marksteine der äußersten Tragweite. In der Nähe liegen

mehrere kleine Städte und Flecken, deutlich und in vollem Umfange, während von andern die Thürme über die Wälder heraus blinken. Auch sind manche von den ehemaligen Stiftern zu sehen, welche die Frömmigkeit der alten Herzoge und Grafen in Bojoarien gegründet, so Andechs, Diessen, Wessobrunn, Polling und Rothenbuch. In all seiner Länge und Breite legt sich der Ammersee, aus dessen Wellen der heilige Berg emporsteigt, mitten in die Landschaft, und wie ein langer Silberstreif glänzt der Würmsee durch die Gegend gegen Morgen. Rückwärts, vom Gebirge kommend, blitzt die Ammer in ihrem tiefen Waldthale, die bald mit breitem Kiesbette aus dem Dickicht hervortritt, bald wieder im Tannenforst verschwindet. Die Hochwälder nehmen allerdings große Flächen ein, aber dazwischen heben sich desto tröstlicher die grünen Auen und die gelben Felder hervor, in denen unzählbar die Flecken und Dörfer, die Schlösser und Edelsitze, die Einödhöfe und Waldcapellen liegen im obern Lande Bayern, im Lechrain, im Allgäu und im fernen Schwaben. Darin gleichen diese blinkenden Punkte dem Sternenheere, daß sie, je länger betrachtet, desto zahlreicher zu werden scheinen; ja, wenn einer stundenlang oben steht und immer von Neuem die Runde macht, er wird immer wieder Neues entdecken, und immer wieder frisch überrascht werden.

Auf dem Peißenberg ist viel vom Sonnenaufgang die Rede, vom Sonnenaufgang, der hier eine Lokalmerkwürdigkeit ist, von Manchen mit ruhiger Gewissenhaftigkeit betrachtet, von Andern mit poetischer Begeisterung angestaunt. Es sind vielleicht wenige darunter, denen es nicht eine Seltenheit ist, die Sonne aufgehen zu sehen, und manche nehmen eigens Urlaub, reißen

sich los von Weib und Kind, von Geschäft und Dienst, um die alte Erinnerung von Zeit zu Zeit zu erneuern. So langen sie denn sehnsüchtig oben an und begeben sich, Männlein und Weiblein, bei Zeiten zu Bette, mit einem stillen Seufzer zum Allerhöchsten, das hohe Steigen und die heutigen Athemlosigkeiten barmherzigst zu erwägen und ihnen doch ja die theuer erkaufte Freude nicht zu verderben. Am andern Morgen aber schlagen sie erwartungsvoll die Augen auf und blicken, wenn es heiter geblieben, freudetrunken hinaus in die dämmernde Welt, wo jetzt das große Spektakel losgehen wird.

Nicht Alle treffen vielleicht die rechte Stunde; wer aber im Hochsommer so um drei Uhr auf die Warte tritt, der sieht weit unter und um sich ein seltsames Wesen. Da verliert sich alles Land in derselben graugrünen, düstern Unendlichkeit der Wälder; alles was Menschenhand hineingesetzt, Wege und Stege, Kirchen und Schlösser, Dörfer und Städte, ist vergraben in dem ungewissen Helldunkel der brechenden Nacht, und das Gebirge steht ehrfurchtgebietend da wie eine finstere Mauer mit zerrissenen Zinnen. Das Gewässer aber, der Ammersee, die ungeheure Lache, die andern kleinen Binnenmeere, die schlängelnden Ströme dehnen sich in bleifarbenem, märchenhaftem Glanze, scheinbar viel mächtiger, als am Tage. So weit das Auge reicht, nichts als bleiches Gewässer und wüstes, dunkles Land. Man meint, am vierten Schöpfungsmorgen als Vorausgeschaffener auf der Welt zu stehen. Wenn es aber beginnt zu tagen und die feuerrothe Gluth im Osten in helles Gold übergeht, das die nahe Sonne verkündet, so ist es gar besonders schön, wie allmählig die Farben des gestrigen Tages zurückkehren, gleichwie bei

weichender Ohnmacht die Röthe auf das menschliche Antlitz; wie die Augen der Gegend den matten, geisterhaften Glanz verlieren und ein frisches, blaues Leben gewinnen, und wie sich von dem dunkeln Einerlei der Wälder die verschiedenen Tinten der Flur ablösen; wie die grünen Auen, die goldgelben Kornfelder, die rothen Moore selbstständig werden. Wenn es so weit gediehen, tritt auch der Mensch auf; seine Dächer fangen an zu scheinen, die Dörfer bauen sich auf, die Dorfkirchen strecken ihre weißen Fingerchen zu Gott empor und der Morgenstern schenkt ihnen als Abschiedsgruß sein letztes Blinzeln. So ist es, da die alte Planetenleuchte noch unter dem Horizonte weilt, als wenn die Erde von inwendig heraus sich färbte und sich selbst erwärmte und Leben annähme. Endlich steigt die Sonne herrlich herauf und verleiht den verjüngten Farben der Erde den Glanz und die Kraft und die feuchte Lasur des Morgens.

Heute ist ein Feiertag und ein wunderschöner klarer Himmel. Die Kirchenglocken tönen aus den Wäldern herauf und die Landleute der Pfarrei klimmen rüstig die Halden heran zum Hochamt, das bald beginnen wird. Während ein summender Haufe vor den Pforten wartet, wandelt ein anderer durch den kleinen Friedhof, still verloren über den Gräbern, die von Nelkenbüschchen duften, und eine gute Anzahl sitzt in der Wirthsstube und bereitet sich lieber dort auf die kommende Andacht vor. Es ruht ein seliger Gottesfriede auf dieser Höhe und auf dem ganzen weiten Lande, das zu unsern Füßen liegt, und die Wälder wie die Berge scheinen, in sich selbst versunken, den geweihten Tag mitzufeiern.

Nachgerade gehen wir auch in die Kirche, wo vom

Chor herab die Jugend der Höhe in vollen Bergstimmen die Messe singt und die Orgel sich mit dem mächtigen Schall der Trompeten und Pauken festlich vereint. Das hat der Hörer dem jungen Lehrer zu verdanken, einem freundlichen Herrn und in mannigfacher Musik wohl erfahren. Es ist überraschend, wie in diesen Gegenden unter liebevoller Pflege des Lehrerstandes sich Bauernorchester bilden, die es bald mit den städtischen werden aufnehmen können. Ohne Mühe finden sich Liebhaber für den Gesang, Andere lassen sich für die Saiteninstrumente werben, aber vor Allem ist die kriegerische Blechmusik ihre Freude, und der nöthige Vorrath an Posaunen, Hörnern und Trompeten wird mit schwerem Gelde, aber mit leichtem Herzen angekauft. Sofort werden Hochämter und andere Kirchenstücke, dann Walzer und pompöse Märsche eingeübt, und so wird man bald an Vorabenden großer Tage in der Stille der Dämmerung den Hörnerschall über wogende Kornfelder von einer Dorfflur in die andere durch's ganze Land vernehmen.

Nach dem Gottesdienste sammeln sich die Leute vom Berge im Wirthshause und an der Kegelstatt unter den Linden. Die Fremden gesellen sich auch dazu oder gehen in's Pfarrhaus,[1] das seit Menschengedenken seine Pforten den Pilgern gastfreundlich öffnet, obgleich das Wirthshaus in neuerer Zeit bescheidenen Anforderungen ganz entspricht. Schöne Tage vergehen selten, ohne daß neues Volk den Berg heraufsteigt. Manche bleiben auch wohl Tage lang, froh der stillen, friedfertigen

[1] Pfarrer ist jetzt Hr. Georg Mayr, ein Sohn des Hrn. Mayr zu Adelholzen. Man wird sehr freundlich aufgenommen und beherbergt.

Atmosphäre in der freien Höhe. So kommt die große Zeit des Sonnenuntergangs heran, weniger gefeiert als der Aufgang, aber deßwegen nicht weniger zu feiern, und darnach hat es schon manchmal sehr vergnügte und denkenswerthe Abende gegeben, wie es die Reisenden oft dankbar in das Fremdenbuch verzeichnet. Wenn andauerndes Regenwetter eintritt, ist oft freilich Mühe und Keuchen umsonst dahin gegeben; wer's aber abwarten will und nicht gar zu lange warten muß, der findet einstweilen hinreichende Unterhaltung in dem besagten Fremdenbuche des Pfarrhauses.

Ein Fremdenbuch an so poetischer Stelle hoch über dem Hauch der Grüfte verliert seinen polizeilichen Charakter und wird gleichsam ein Ziergarten, in dem die köstlichsten Blumen nicken. Dem kalten Verstande nach dürfte freilich hier jede Anpflanzung zu widerrathen sein. Weise Männer unterlassen sie auch in der Regel; die großen Celebritäten, die europäischen Renommeen, die Candidaten des Maximiliansordens und des andern pour le mérite drücken in stolzer Selbstbeschränkung ihren ewigen Hausbuchstaben auf's Papier und gehen wieder bergab. Dasselbe beobachten die untern Schichten, die Handwerksburschen und Bauersleute; nur der Mittelstand verspritzt sein poetisches Herzblut, um den Nachkommenden ein Vergnügen oder sich selbst lächerlich zu machen.

Der Mittelstand hat überhaupt am meisten Physiognomie in den Fremdenbüchern, und wenn er auch nur seinen Namenszug hier niederlegt, so gibt er sich doch viel Mühe, ihn eigens zu costumiren. So ereignet es sich häufig, daß er eine fremde Sprache wählt, und gleich auf dem letzten Dutzend Seiten finden sich zwei Schneider und zwei „Privatiere“ aus München,

ein Professor aus Ingolstadt und ein Lehrer aus Aichach, welche ihre werthen Namen französisch eintrugen. Es ist dieß eine sehr zu entschuldigende Halbmaske; bei den Schneidern ist ja ohnedem Französisch noch die Hofsprache, und die andern haben durch diese leichte Verkleidung die Notiz ihrer Anwesenheit gewissermaßen zum Gemeingut unseres Planeten gemacht, sicherlich in der guten Meinung, dem Berg dadurch an seiner Bedeutsamkeit noch etwas Merkliches zuzulegen. Weiter rückwärts trifft man auch auf eine gebildete Gesellschaft von vier oder fünf Münchener Etudiants en droit — lauter alltägliche deutsche Namen, lauter gute Bekannte, jetzt allbereits in Ehren und Würden, die ich aber an ihre Etudiantschaft namentlich nicht erinnern will, hoffend, der Name sei das einzige Französische daran gewesen. Gymnasisten schreiben in der Regel lateinisch und in der Regel nicht ohne Böcke. Ein merkwürdiges Beispiel von Frühreife gibt unter diesen Jakob Spindler, Studiosus literarum Kampodunensis, natus Tongae VI. Calendas Octobris 1830, der noch im selben Monate, wenige Tage nach seiner Geburt, den Berg besuchte und diese lateinischen Worte eintrug. Deutsche Lieutenante, welche in Griechenland gewesen, schreiben ihre Namen gerne griechisch, die Griechen dagegen, die in München studiren, die ihrigen aus Rache lieber deutsch. Die übrigen Ausländer bleiben bei ihrer Muttersprache, nur ein einziger Engländer gab seinen Namen in der unsrigen; es ist indeß zu bezweifeln, ob dieß ein rechter war.

Den Uebergang von den kalten Namen zu den warmen Herzensergießungen bilden jene Einträge, wo der Firma noch ein kleines, kurz abgestoßenes Schnörkelchen

angefügt ist, eine schwärmerische Interjection, ein sprechender Athemzug einer wonnevollen Seele; als zum Beispiel: „Wunderschön!" — „Kein Schritt gereut!!!" oder auch: „Sehr lustig gewesen!!! Treffliches Bier!!!!" u. s. w. Fast komisch wollt' es uns bedünken, wenn Mancher mit den bestimmtesten Worten versichert: — — „ist auf dem Peißenberg gewesen;" — — „hat den weltberühmten Peißenberg bestiegen," obgleich am Ende nichts dahinter steckt, als ein bescheidener und lobenswerther Sinn für Deutlichkeit, welcher der Vermuthung entgegen arbeiten will, sie seien etwa daheim geblieben und der Berg oder wenigstens das Fremdenbuch ihnen aus Gefälligkeit ins Haus geschickt worden.

Prosaische Gedanken finden sich wenige, oder vielmehr sehr viele, aber die meisten sind in Versen. Ein Augsburger Commis weiht seinen Empfindungen zwei Zeilen französischer Prosa, muß sich aber von einem Nachkommenden corrigiren lassen, weil er in sein Gefühl fünf Sprachfehler hineingewoben hat. Ein Naturforscher drückt den Wunsch aus, es möchten die Besucher ihre naturhistorischen Beobachtungen in dem Buche niederlegen, und diesem Ansinnen entgegengehend, macht einer der nächsten das Phänomen actenmäßig, er sei im stärksten Regen „patschnaß" hier oben angelangt und vom gastfreundlichen Herrn Pfarrer mit frischer Wäsche versehen worden. In ähnlicher Weise wurde seither dem Wunsche häufig entsprochen, und der Forscher hat jetzt eine reiche Auswahl von interessanten Naturbeobachtungen. Was metrische Depositen betrifft, so wurden ehemals viele Geschäfte in fremden Versen gemacht, und Schillers „Auf den Bergen ist Freiheit" u. s. w. (Auch auf den bayerischen? setzte einst einer hinzu, dem jetzt

die Frage wohl nicht mehr in den Sinn käme), jene Schiller'schen Verse also waren ehedem das Organ für eine große Anzahl von Emotionen, die ob der übermäßigen Aufregung nicht zu eigenen Worten kommen konnten. Diese Reminiscenz hat übrigens nicht allenthalben befriedigt, und eine spätere Hand hat hie und da: „O du Papagei!" oder so etwas beigefügt. Einige Wanderer, welche weniger weltläufige Verse anbrachten, ohne den Dichter zu citiren, vielleicht nicht ohne die Absicht, sie für eigene gelten zu lassen, wurden dadurch bloßgestellt, daß eine fremde Hand mit mehreren colossalen Ausrufungszeichen den Autor hinzusetzte. Bei andern scheint diese Anrufung des Verfassers gleichwohl eine Persifflage zu sein, wie denn z. B. „Jean Paul" unter manchen Albernheiten steht, welche wir doch nie in demselben gelesen zu haben uns erinnern. Diese Muthwilligkeit der Kritik hat übrigens den Originalerzeugnissen vielen Vorschub geleistet, und seit mehreren Jahren behaupten letztere fast ausschließlich das Feld. So heißt es denn auch hier: „Singe, wem Gesang gegeben u. s. w.," und daß die Dichtkunst bei uns nicht mehr zünftig ist, geht schon daraus hervor, daß außer den gedruckten Dichtern auch Elementarlehrer, Kaplane, junge Philologen, Assessoren, Rentbeamte und sogar eine Gerichtsdienerswittwe etwas Poetisches zurückgelassen haben.

Uebrigens erhellt aus alle dem, daß grimmige Recensentenhände durch das Buch gehen, wenigstens bis zum letzten Herbste, so daß wir auf den Gedanken kommen, diese herbe Censur mit den Ferienreisen der Studirenden in Verbindung zu bringen, wie denn auch in letzterer Zeit ein reisender Herr aus Stuttgart und ein

Professor aus J., der viele Entzückung über „Schwangau, den göttlichen Punkt,“ und „Peißenberg, den göttlichen Punkt,“ genossen zu haben scheint, sich zu ziemlich schlechten Versen herbeiließen, ohne bisher katechisirt worden zu sein.

Die neuere Sitte der Münchner und Augsburger, den Ehestand im Postwagen zu beginnen, ist in ihrem zarten Dufte auch hier leicht zu verfolgen. Wenn da schon auf jeder Station der Himmel frisch aufgeschlagen wird, so culminirt der Flitterwochenjubel auf dieser Höhe, wo es so bequem ist für den ersten Rasttag. Da besingt der junge Gatte, hoch aufjauchzend in bräutlicher Lust, seine Neuvermählte und legt ihr, voll noch immer nicht gestillter Sehnsucht, gereimte Myrthenkränze um das Haupt, und sie, die himmlische, mildert seine stürmende Hitze mit dem süßen Balsam eigener Reime. Eine dieser jungen Liebenden hat dabei mit schüchterner Hand ein anziehendes Factum constatirt durch den Beisatz: „hier zum drittenmale — (das heißt gewesen), nämlich zweimal ledigen Standes und einmal jetzo.“ Glückliche Gatten in ihrer Seligkeit dreitausend Fuß hoch über dem mittelländischen Meere — hoch und hehr über dem irdischen Jammerthal, doppelt glücklich durch Gesang und Liebe! Und doch vielleicht — wenn sie im nächsten Jahre wieder kommen, wie ganz anders sehen sie sich oft an!

Nach achtzehn Jahren hab' ich im letzten Juni das Fremdenbuch neuerdings durchgeblättert und zunächst den späteren Theil betrachtet. Ich fand darin dieselbe Heiterkeit, dieselbe Sangeslust, doch keine Gallomanie mehr.

Was man aber mitunter seinen Freunden für Gefälligkeiten zu verdanken hat, das zeigt der Fall mit einem Münchner Maler, der vor manchen Jahren seinen ehrlichen Namen eingeschrieben, welchem später ein guter Bekannter die einfältige Bemerkung beifügte: Ist seitdem glatzköpfig geworden! Bei jener Eitelkeit, welcher die Schriftsteller gemeiniglich unterliegen, ist's nicht zu wundern, daß ich neugierig hin- und herguckte, ob nicht vielleicht ein Wanderer der vorstehenden schönen Beschreibung des Peißenbergs mit Freundlichkeit oder Bosheit gedacht habe, was nicht so unmöglich schien, da dieselbe schon seit zehn Jahren dem bayerischen, vielmehr dem deutschen Publicum zugänglich — aber so heimlich und verschwiegen haben wir, der Verleger und ich, es getrieben, daß sie in dem Ocean der deutschen Literatur ganz unbekannt versunken ist. Nur Hr. Generalconsul und Hofrath v. Schauß hat ihr ein, obwohl schwaches Zeichen seiner Aufmerksamkeit gewidmet in folgenden Versen:

Trotz Ludwig Steubens Spötterei'n,
Schreib' ich mir hier doch wieder ein.
Heut' ist die Aussicht wie sein Buch —
Die Ebne flach und ganz verschwommen,
Die Berge schroff und unvollkommen —
An beiden hab' ich satt genug.

Von dem Peißenberg hernieder steigend, hat der Wanderer das Städtchen Schongau im Gesichte, welches nicht ohne Ansehen auf dem andern Hochufer des Lechs sich ausbreitet, ehemals wichtig durch den morgenländischen Handel, der da seinen Durchzug nach Augsburg

hatte und berüchtigt durch den großen Hexenproceß im Jahre 1590, in Folge dessen unter dem Landrichter Hans Friedrich Hörwarth von Hohenburg dreiundsechzig Weiber hingerichtet wurden. Der Landrichter hatte eine solche Freude an diesem Processe, der nach seiner Meinung zu des Herzogs größtem Ruhm gereichen sollte, daß er die Errichtung einer ewigen Denksäule beantragte, ein Vorschlag, der aber glücklicherweise und zum Ruhm des Landesfürsten nicht angenommen wurde.

Etwa eine halbe Stunde darüber hinaus liegt Altenstadt, das Schongau's Mutter gewesen sein will, jetzt ein kleines Dorf, doch mit einer sehr schönen Kirche aus dem dreizehnten Jahrhundert, welche einst ein Gotteshaus der Templer war und noch immer von Kunstfreunden gerne besucht und mit Andacht betrachtet wird.

Der Orden hielt sich in dem Dorfe bis zum Jahre 1289, wo Bruder Friedrich Wildergrave, Meister des Tempelhauses in Alemannien und im Slavenland, vielmehr dessen Statthalter, Bruder Dietrich von Morsbach, alles Eigenthum daselbst sammt Zubehör um 225 Pfund Augsburger Pfennige an das Kloster Steingaden verkaufte. Die Urkunde ist interessant, weil sie schon alle die gewöhnlichen Cautelen des römischen Rechts enthält.

Ehe der Wanderer Schongau erreicht, muß er in der Niederung gleichwohl durch Peiting ziehen. Dieß ist jetzt nur ein großes Dorf mit einem alten Kirchthurm, der wohl aus der Welfenzeit stammt, was ich immerhin noch anmerke, obgleich mich jüngst ein Honoratior der Gegend verwundert fragte: „Haben jetzt Sie eine Freud, wenn ein Thurm älter ist als der andre? Mir sind sie alle gleich — ob sie alt sind oder jung." Auch eine uralte Krypta hat sich in der Kirche erhalten. Nicht minder

ist zu erwähnen, daß von Peiting auch die Peutinger ausgegangen, welche zu Augsburg einst als Patrizier wohnten. Konrad Peutinger, der Stadtschreiber von Augsburg, ist ja männiglich bekannt.

Uebrigens gehört Peiting wie der Peißenberg eigentlich zum Schwabenlande. Bis hieher, ja bis an das linke Ufer des Ammersees sind nämlich in der Vorzeit die tapfern Sueven gekommen und haben sich da bäuerlich niedergelassen. Noch ist auch ihre Mundart unverwischt bis auf den heutigen Tag. Die Grenze derselben geht dann abwärts auf Friedberg zu, während sie aufwärts über den Peißenberg gegen Eschenloh hinstreicht. Dieß Gebiet hieß ehemals der Lechrain (ein Name, der leider jetzt verschollen ist) und erscheint dasselbe auch schon zur Zeit der Karolinger in den Händen der schwäbischen Welfen. Als Kaiser Ludwig der Fromme die schöne Jutta geheirathet hatte, versprach er ihrem Neffen Welfo nach der alten Sage des Landes so viel zu Lehen zu geben, als er in Tagesfrist mit einem goldenen Wagen umfahren könne. Welfo aber ging zum Goldschmied, ließ sich ein gar kleines Wägelein fertigen, schob es in den Busen und ritt an einem langen Sommertage auf flüchtigen Rennern um ein weites Gelände. Dieses soll zwischen dem Lech und der Ammer gewesen sein. Aber des schlauen Reiters alter Vater, Namens Ethiko, ging, wie schon gemeldet, aus Gram darüber in die Wildniß und starb daselbst.

Die Landschaft blieb in denselben Händen bis ins zwölfte Jahrhundert, wo sie ein späterer Welf, der Herzog von Spoleto, Markgraf von Tuscien und Fürst von Sardinien, inne hatte. Dieser lebte zumeist in Deutschland, zu Altdorf bei Ravensburg und zu Pitingowe, das jetzt Peiting heißt. In der Burgcapelle zu Pitingowe,

im Jahre 1147, nahm er auch das Kreuz, umgeben von den Scheirern, den Andechsern und zahlreichem Dienstadel minderen Ansehens. Bischof Konrad von Augsburg segnete die Banner ein, welche wenigstens den Welfen wieder glücklich heimgeleiteten. Darauf lebte dieser noch lange Jahre, bis ihm sein einziger Sohn in Wälschland an der Pest gestorben war. Dessen gedenkt er in seinen Urkunden noch häufig mit väterlicher Rührung. Als aber den kinderlosen Mann das Alter erreichte, „ward er bald durch Schwelgereien berühmter als durch Ehrenthaten in seiner Jugend. Von Gastmahlen und Festen, die er gegeben, ward viel erzählt. Gleich seinem Bruder, dem hochfährtigen Herzog Heinrich, der sein Beilager einst mit großer Pracht auf dem Lechfelde gefeiert, wiederholte der Welf in den Ebenen bei Augsburg das glänzende Schauspiel. Da bewirthete er allen Adel Bayerns und Schwabens unter köstlichen Gezelten und ergötzte ihn Tage lang mit großen Lustbarkeiten. Seinem Aufwande zu genügen, verkaufte er Friedrich dem Rothbart Sardinien, Tuscien, Spoleto und was er von den Mathildischen Ländern besaß. Seinem Bruderssohn, Heinrich dem Löwen, bestimmte er die künftige Erbschaft des schwäbischen Hausgutes. Dafür begehrte er aber Ersatz an Geld. Der Herzog, ohnehin als Erbe der Nächste, verzögerte bedächtlich die Zahlungen. Deß ward der Altdorfer ungeduldig und gab dem Kaiser auch die reichen Stammgüter zu Schwaben um Gold und Silber hin.“

Auf diese Weise kam der Lechrain von den Welfen an die Hohenstaufen. Als aber Conradin, ein geborner Landshuter, durch seine Mutter Elisabeth ein Neffe der Herzoge Ludwig und Heinrich von Bayern, nach Italien zog, um die Kronen von Neapel und Sicilien zu über-

nehmen, setzte er für den Fall seines kinderlosen Absterbens die beiden Oheime zu seinen Erben ein, „dieweil sie ihn glücklich erzogen und noch stäts, wie der Vater einen einzigen Sohn, mit den Armen uneigennützigen Wohlwollens umfaßt hielten.“ Und als er zu Neapel enthauptet war (1268), fiel der Lechrain an Herzog Ludwig den Strengen von Oberbayern, und ist seitdem bei diesem Land geblieben.

Noch bemerkt man aber an dem Volke die kenntlichen Zeichen des schwäbischen Stammes. Es ist gutherzig, oft sinnigen Gemüthes, zum Humor geneigt und mit ziemlich viel Verstand begabt. Es ist aufgeweckt und redelustig, thut gerne gescheidt und hat vielen Hang zum Besserwissen und zum Rechthaben, studirt sich auch mit Liebe in Rechtssachen ein. Unterricht wird hochgehalten und gesucht — das Errungene festbewahrt und ausgebildet. Das Benehmen ist freundlich und artig; auch in der Leidenschaft selten roh. Die Tracht, die Hauseinrichtung, die Lebensweise neigt sich stark dem Bürgerlichen zu. Ueberhaupt ist die Naturanlage des Schwaben viel städtischer, als die des Bayern; der schwäbische Bauer ist immer schon halbwegs ein Städter, während der altbayerische Städter immer noch halbwegs ein Landmann ist. Dagegen fehlt dem ersteren der Schick für das echte poetische Alpenleben, und ein so reckenhafter, sang- und kampflustiger Schlag wie zwischen Isar und Inn, im Unterinn- und Zillerthal ist nach meiner Meinung im ganzen alemannischen Gebirge nicht zu finden.

Derselbe Welf, Herzog von Spoleto, stiftete im Jahre 1147, als er nach Palästina aufbrechen wollte, auch das Kloster Steingaden, welches um eine Poststation südlicher liegt als Peiting. Er widmete es zu

Ehren Johannes des Täufers, nahm darin die Prämonstratenser auf und wurde sammt seinem junggestorbenen Sohne dort begraben.

Im Anfange gab es langen Streit um Steingaden, da der Bischof von Freising das Kloster eingeweiht hatte, der Bischof von Augsburg aber, in dessen Sprengel es gelegen war, diesen Uebergriff nicht gelten lassen wollte, bis endlich mehrere Bullen des Papstes den schwäbischen Kirchenhirten zur Ruhe wiesen. Sonst ist aus den Urkunden nicht viel Bedeutsames zu schöpfen. Zu Tschars (Scardes) im Vintschgau hatte das Kloster seine Weinberge, die ihm der alte Welf zum besten gegeben, und diese werden oft erwähnt. Außerdem dreht sich der Inhalt der alten Pergamente, wie allenthalben, zunächst um Kauf, Schenkung, Tausch, Verpfändung von Gütern und Leibeigenen. So haben sich z. B. Herr Bartholomäus von Schwangau und Ulrich, der Probst zu Steingaden 1325 gar brüderlich verständigt und ausgesprochen: „wo unsre (eigenen) Leute von dem Dorf zu Epfach zusammenkommen mit ehelichem oder ledlichem Heilach (so viel als unser jetziges Heirat), es sei in dem Dorfe oder außerhalb, so sollen wir sie mit einander theilen wie sittlich und gewöhnlich ist, ohne alle Gefährde und Widerrede. Wir sollen auch mit einander theilen Ruprecht des Großen Hausfrau (wie man sich dieses dachte ist nicht ganz klar) und alle ihre Kinder." Deßgleichen verkauft um 1332 auch Herr Ulrich von Schwangau an Niclas Mangold seinen eigenen Mann, Heinrich den Schwaiger von Esterrain, dessen Hausfrau und alle ihre Kinder, außer einem, das sie von ihrem vordern Ehewirth hatte, welches ihm, dem Verkäufer, nur halb zu eigen sei. Der Kauf geschah auf des Reiches Straße um sechs Pfund guter

Augsburger Pfennige. Derlei gemüthliche Handelschaften gehen aber durch alle Bände der boischen Monumente, vielmehr durch das ganze mittelalterliche Deutschland, und ich habe nur etwa vergessen, schon früher davon Erwähnung zu thun. Für ein großes Unglück und Verhängniß galt es jeweils, wenn ein solcher Leibeigner durchging und etwa in der nächsten Reichsstadt als Bürger Aufnahme fand, was wohl dem Convent zu Steingaden, wo Kaufbeuren, Memmingen und Kempten so nahe liegen, zu öfternmalen begegnete. Kaiser Ludwig der Bayer gab ihm daher 1347 ein festes Privilegium, welches solchen Schaden verhindern sollte. Nichtsdestoweniger erfrechten sich sogar die Bürger des landesherrlichen Schongau Eigenleute des Klosters in ihre Stadtgemeinde aufzunehmen, wornach dann Ludwig der Brandenburger 1348 einen neuen Schutzbrief erließ und den Schongauern dieses ernstlich untersagte. Aber aus dem Jahre 1410 erfahren wir schon wieder einen solchen Frevel. Da lesen wir in einem langen Brief, länger als oft die triftigsten Schenkungsurkunden, wie Frau Engel, des seligen Cristani eheliche Wirthin, öffentlich bekennt, daß ihr Sohn, Hans Cristani, von dem ehrwürdigen Gotteshaus zu Steingaden gewichen sei gen Kaufpewern und da ein ehelich Weib genommen, ihr aber wider ihren Gunst und Willen und aller seiner Geschwisterte fünfundachtzig alter guter rheinischer Gulden hinweggetragen, weßwegen sie ihr gnädiger Herr, der Probst Johannes, festgenommen und gefangen habe, sie und ihre Kinder. Also habe sie dem gnädigen Herrn von Steingaden einen Eid geschworen zu den Heiligen mit aufgehobenen Fingern, daß sie fürderhin weder Gut noch Kind dem ehrwürdigen Gotteshaus entführen oder

entfremden oder selbst aus der Genoßsame heilachen oder mannen wolle. Wäre aber, daß sie, obgenannte Engel Cristani, der Artikel einen oder mehrer überführe, so wäre sie hinfüro eine Meineidin und ehrlose Frau und ihrem Herrn und seinem Nachkommen zweihundert guter Ducaten schuldig.

Aber obgleich Frau Engel Cristani, die Wittib, ihre Unterthänigkeit so heilig gelobt und die andern Bauern sich hätten ein Beispiel davon abziehen sollen, so gaben sie doch keinen Frieden. Vielmehr errichtete die „Gepaurschaft" Einung und Bündnuß wider den Probsten und es entstand viel Span und Zweiung. Endlich baten beide Theile die Herzoge Ernst und Wilhelm zu München um einen Schiedspruch. Diese hörten Klage, Red und Widerred von jeglicher Partei, und sprachen dann auf Kathrein 1423 zuvorderst, die Gepaurschaft solle ihr Bündnuß abthun; da aber anderseits das Gotteshaus verlange, wenn seine eigenen Leute ihre Kinder ausgesteuert hätten, so sollen diese nach Vaters und Mutter Tod mit ihrem Gute nichts mehr zu schaffen haben, dieses vielmehr dem Gotteshaus ledig sein, so solle auch dieses fürbaß nicht mehr geschehen, vielmehr das Gut den Kindern zufallen. Auch soll der Probst keinen mehr zur Ehe nöthen, es sei dann, daß sich einer von dem Gotteshaus entfremden wollte, denn dann dürfe der Probst eine redliche Pön darauf setzen (scheint also die Ehe als redliche Pön gemeint zu sein). Ferner solle jeglicher Bauer, der des Gotteshauses eigen oder Hintersaß, dem Probst hinfüro alle Jahre acht Tag mähen und acht Tag rechen, aber ungewöhnliche Dienste und das Garnspinnen sollen sie fürbaß nimmer thun. Und so geht es weiter, woraus man dann leichtlich

ersieht, daß die Herzoge mehr Recht und Billigkeit auf Seite der Gepaurschaft befunden haben, als auf der des andächtigen Probsten.

Später verlautet wenig mehr von dem Kloster. Im Jahr 1525, als in Schwaben die Bauern aufgestanden, kamen etliche Tausend derselben über den Lech, verbrannten Steingaden und Raitenbuch und forderten die bayerischen Landleute auf, in ihren Bund zu treten. Diese thaten ihnen aber zu wissen, sie wollten lieber bei ihren Fürsten bleiben, sammelten sich auf dem Peißenberg, griffen die Schwäbischen an und erschlugen deren nicht wenige, worauf der Haufen wieder über den Lech zurückging. Auch im Schwedenkrieg litt das Kloster viel durch Brand und Plünderung; nachher durch unwirthschaftliche Verwaltung. Die Probstei war eben wieder etwas zu Kräften gekommen, als sie aufgelöst wurde.

Steingaden mahnt den Wanderer mehr als viele ältere Orte an die alte Zeit. Noch steht das Münster, wie es der Herzog von Spoleto einst erbaut, noch ragen die bescheidenen Sattelthürme in derselben Gestalt zum Himmel wie dazumal. Ein einfaches, aber schönes Portal romanischer Art führt in die Kirche, welche innerhalb allerdings die verschnörkeltste ist, die man in Oberbayern etwa sehen könnte. Doch stehen unter einem geweißten Brettermantel noch die alten Säulen und es wäre wohl des Versuches werth, eine oder die andere ihrer ursprünglichen steinernen Nacktheit wieder zurückzugeben. Von dem alten Kreuzgange aus der damaligen Zeit ist noch ein Flügel mit zierlichen Fenstersäulchen erhalten, doch sind keine Grabmäler darinnen. Die Vorderseite der Kirche ist durch einen garstigen Anbau verunstaltet, auch das alte Baptisterium am Eingange des Friedhofs steht

jetzt mit der hintern Hälfte in einem Söldnerhäuschen. Es ist eine romanische Rotunde aus denselben Jahren wie Portal und Kreuzgang. Nach der Säcularisation war diese Capelle, jetzt die Johanniscapelle genannt, verweltlicht worden, und der anliegende Schuhmacher, der sie gekauft, hatte lange Zeit seine Holzbeugen darin. Später that der Bierbrauer Schmid, ein Münchner, sich zu Steingaden auf, ein Mann, der mit wenig Verstand und noch weniger Bildung, aber sehr viel Glück bald der reichste Mensch der Gegend wurde. Derselbe Schmid nun, obwohl kein Kunstfreund, warf doch ein Auge auf das alte Taufhäuslein, kaufte es dem Schuhmacher ab und ließ es ausräumen, auch etwas aufgraben. Dabei fand man nun alte starke Männerknochen und etliche Reste von Kindern.[1] Es ist daher nicht unmöglich, daß die Rotunde eigentlich keine Taufcapelle, sondern eine Gruft der Welfen gewesen und daß man den Herzog von Spoleto, seinen vielbetrauerten Sohn und andere Kinder ausgegraben. Da beschlich den Brauer der Wunsch, in derselben Stätte sein unwürdig Gebein zur Ruhe zu legen, wo einst die Vettern der Kaiserin Jutta und die Vorfahren der Königin von England oder gar des beliebten Herrschers von Hannover und des Herzogs von Braunschweig geschlafen. Auch ließ er sofort ein Loch für seine künftige Asche ausgraben und zeigte den Fremden willig sein stattliches Mausoleum, wobei er kunsthistorische Erörterungen ganz eigener Beschaffenheit anbrachte. Indessen hat's der Brauer nicht erlebt, daß er in Steingaden gestorben wäre, vielmehr verkaufte er im

[1] So erzählte ein Maurer, der dabei gewesen sein will; Prof. Foltz dagegen widerspricht diesen Fund.

höheren Alter alles, was er dort besaß, und zog als Privatier nach München. Sein Besitzthum ging an den Hrn. Grafen v. Dürkheim-Montmartin über, der jetzt die meiste Zeit zu Steingaden lebt. Durch ihn ist auch die Taufcapelle im Innern wieder hergestellt und ein schöner, dem Styl des Gebäudes entsprechender Altar errichtet worden, wie es unser L. Foltz erdacht und vorgezeichnet hat.

Von dem eigentlichen Kloster, den Wohnungen der Prämonstratenser, ist gar nichts übergeblieben, dagegen stehen die Oekonomiegebäude, unordentlich umhergestreut, noch bis auf diesen Tag. Dieß ist noch die mittelalterliche Einrichtung, welche des Klosters Armuth beizubehalten zwang, während bei den spätern Neubauten zu Benedictbeuern, Tegernsee, Ettal u. s. w. alles in ein großes Ganzes zusammengenommen wurde. Es findet sich da eine Brauerei, die Post, welche ein gutes, von freundlichen Leuten verwaltetes Wirthshaus ist, und ein königlicher Fohlenhof. Vor zweihundert Jahren ging eine feste Ringmauer um den ganzen Umfang, wie damals überhaupt fast alle bayerischen Klöster noch in solcher Weise wehrhaft waren.

Hohenschwangau prangt ritterlich mit Zinnen und Thürmen auf dem Felsen, dort zwischen dem dunkeln Tannenwald. Die Sonne scheint auf seine ragenden Mauern und in seine hohen Fenster. Grüne Bergseen sind seine Fontänen und das Hochgebirge sein englischer Garten.

Wenn man den geschlungenen Weg hinauf wandelt zur Burg, so ist es wirklich, als habe man ein altes

Mährlein aufgeschlagen und lese jetzt den freundlichen Eingang, wo gleich Waldesgrün und Vogelsang entgegenkommen, goldene Lauten im Grase liegen und junge Ritter in den Büschen kosen mit unendlich schönen Mädchen. Da ist zur einen Seite ein stiller Teich, eingezackt in den Felsen, und auf dem smaragdnen Wasser schwimmen die Schwäne, die stolzen Wappenvögel der Burg. Zur andern Hand liegt ein Gemsenzwinger, wo das Wild gefangen weidet; das sieht wohl auch oft sehnsüchtig hinauf zu den Spitzen des Seiling, wo seine Heerden ungefangen spielen; denn den ächten Gemsenseelen ersetzt das beste Hofbrod die Alpenfreiheit nicht. Dann geht man unter schönen Reihen von Buchen durch, die hoch über dem Wanderer ihre grünen Spitzbögen wölben. Es laufen Fußpfade ab und zu, die an heimliche Ruhebänke, auf moosbewachsene Felsenblöcke führen und athmet Alles den süßen Waldduft. Ueber dem ersten Burgthor prangt ein steinernes Wappen, in kernhafter gothischer Zierlichkeit gemeißelt: die bayerischen Rauten auf einem Schilde und auf dem andern der Löwe von der Pfalz am Rhein. — Ueber dem zweiten Thorweg stehen zwei gewappnete Bannerherrn, auch aus Stein gehauen, mit jugendlichen, frischen Gesichtern, wie sie Schwanthaler an die Stelle der alten, bärtigen Eisenfresserphysiognomien zu setzen liebte. Der eine der Ritter ist der Kämpe von Bayern, der andere ist einer der Schwangauer, der edlen und festen, und führt das Wappen der Burg in seinem Schild.

In dem Thorweg der zweiten Pforte ist kühle, gothische Dämmerung, doch von jenseits scheint die Helle herein. Dort stehen die sonnigen Zacken der Mauern, und über die Zinnen ragen starke Aeste und schwanke

Zweige, und durch das Laub fallen die Schlaglichter und spielen und weben in dem Gemäuer, grün und golden, still und fromm, wie in dem Kreuzgang eines alten Klosters. Nun kommen wir in den Burghof, aus dem das Schloß mit seinen Eckthürmen gebietend emporsteigt, überall sichtbar in dem Felsen wurzelnd und in allen seinen Grundfesten mit Laub bekränzt, mit Epheugewinden, mit jungen Bäumen und schönen Blumen. Aus der Ringmauer bricht unter alten Linden ein sprudelnder Born und darüber erscheint in heiliger Schönheit die Jungfrau Maria, blau wie das Element, über dem sie thront. Der Burghof ist ein niedliches Felsengärtlein, wie in ein Krönlein gefaßt durch die zackige Mauer, mit erfinderischer Hand geziert, mit sorgsamer gepflegt. In der dunkeln Laube hier stehen Bank und Tisch von Stein zum Vesperbrod im heißen Sommer; dort an den niedern Zinnen ein Ruhesitz für den Abend, um in die Sonne zu sehen, wenn sie hinter den Algäuerbergen untergeht. Auf der Treppe zum Hauptpförtlein wachsen Aloe, Oleander und Orangen, und nebenan blühen Ehrenpreis und Augentrost, Dorant und Dosten, die altdeutschen Wunderpflanzen. Ueberdieß ist aber die Kunst zu beachten, die die schönen Brunnen geschaffen hat, den Schwanenbrunnen, auf dem der eiserne Burgvogel Wasser speit, und den der Löwen, ein Abbild der maurischen Fontäne in der Alhambra zu Granada.

Mittelalterlich angehaucht treten wir in die Pforte und lesen in der Vorhalle den freundlichen Gruß:

Willkommen, Wandrer, holde Frau'n!
Die Sorgen gebt dahin!
Laßt eure Seele sich vertrau'n
Der Dichtung heiterm Sinn!

Die Halle, welche nun den Besucher aufnimmt, wird von Säulen getragen und ist des Schlosses Waffenkammer. Hier stehen auf ihren Pfeilern zur männlichen Erinnerung die Eisengewänder der alten Kämpen, vom Stechhelm herunter bis zum riesigen Sporn, mit geschlossenen Visiren, der Handschuh an den Speer gelegt oder auf das hohe Schwert. An den Wänden hängen die Waffen jener Zeiten in ihren abenteuerlichen Gestalten, die Flamberge, die mit beiden Fäusten zu führen, die gestirnten Streitkolben, die Aexte, die so zugig in der Hand liegen. Auch an der Thüre, die laut der lustigen Reime, die darüber stehen, zur „edlen Leibsalbe" hinunterführt, wird der Freund voller Humpen nicht ohne Empfindung vorübergehen.

Aus der Waffenhalle steigen wir über die Wendeltreppe hinauf in die bunten Gemächer. Da das ganze weite Schloß ein Bildersaal des deutschen Volkes sein soll, so zeigen alle Wände seine Mähren und Geschichten, sein Trachten und sein Dichten von den grauen Jahrhunderten der Völkerwanderung herab bis zum Beginn der neuern Zeit. Hier ist der Saal vom Schwanenritter, der zu Nimwegen für die Herzogin von Bouillon gekämpft, und in einem andern Gaden sehen wir die Helden der Vilkinna-Sage. Auch die alte Geschichte von der schönen Bertha, die den großen Karl gebar auf der Reismühle im Würmthale, ist geschildert, und der junge Longobardenkönig, wie er seine Streitaxt in die Eiche schleudert, um zu zeigen, welche Hiebe Autharis führe. Dann sehen wir im Gemach der Hohenstaufen die Deutschen im Morgenland auf dem großen Schlachtfeld von Iconium und in dem Saal der Schyren die Bayern nach dem Sieg bei Ampfing. In diesem sind uns auch

noch andere anziehende Begebenheiten dargestellt: so das Turnier zu Landshut bei der Hochzeit Herzog Jörgs mit Fräulein Hedwig, des Königs von Polen Tochter, wo der junge Herzog Christoph von München den dicken, prahlenden Woiwoden von Lublin aus dem Sattel zu todt warf; so auch die lustige Geschichte, wie Herzog Ludwig von Bayern Ludmillen, der schalkhaften Gräfin von Bogen, die Ehe gelobte, wähnend, es seien die Zeugen nur drei gemalte Ritter an der Wand, während drei lebendige aus der Tapete hervortraten: oder wie sich Kaiser Ludwig mit dem schönen Friedrich versöhnt. Ferner ist den Thaten der verwandten Welfen ein Gemach gewidmet, und da erscheint Heinrich, der Leu, wie er München, das Dorf, zur Stadt erhebt, und wie er vom Sultan von Rum festlich empfangen wird.

In einem Erkerstübchen sind dann wieder Ereignisse abgemalt, die sich auf dem schmalen Lechrain, zu Füßen, in der Stadt, oder auf der Burg zu Hohenschwangau selbst zugetragen haben. Da sehen wir Conradin von Schwaben, den bald enthaupteten Erben der Kronen von Neapolis und Sicilien, von seiner bangen Mutter Abschied nehmen unter der Burg von Schwangau — eine wehmüthige Erinnerung. Auch Kaiser Lothar, den Sachsen, erblicken wir sterbend zu Breitenwang bei Reute auf dem Rückwege aus Welschland; Herzog Heinrich der Stolze, der Welf, steht am Todtenbette und nimmt die Krone des Reichs zu Handen. Mit frohern Augen betrachten wir den Minnesänger Hilpolt von Schwangau, dichtend im schattigen Hain, oder den Doktor Martin Luther, den der Herr von Langenmantel von Augsburg schützend in diese Mauern geleitet, was mir aber immer noch nicht ganz sicher scheint. Noch

sind zwei Säle da, deren einer das Leben der adeligen Frauen im Mittelalter schildert, der andere den Erdengang der ritterlichen Mannen. Dort ist in schönen Bildern, durch angenehme Sinnsprüche ausgelegt, zu schauen, wie das Edelfräulein in kindlicher Blüthe aufsproßt und liebt und in Mutterfreuden lebt; hier aber ist uns des Ritters Laufbahn aufgethan, wie er als Junker den Rappen tummeln lernt, die erste Waffenwache hält, den Ritterschlag und nach dem Turniere den Dank empfängt und auf der Falkenjagd sich erlustigt; dann wie er liebt und vom liebenden Gemahle Abschied nimmt, im Morgenlande seines Helmes Büsche wehen läßt und endlich heimathssehnsuchtsvoll und wiedersehensfroh sein angestammtes Schloß betritt und Weib und Sohn in hohen Freuden umarmt. In solchen schönen Bildern dargestellt gefällt uns selbst das Ritterleben und wir unterdrücken vorübergehend die Bedenken, die uns aus vergilbten Documenten und alten Geschichten gegen die Zeit des Faustrechts aufgestanden sind.

Aber auch der Orient hat in Hohenschwangau sein Prunkgemach erhalten, und zwar das Türkenzimmer, das die Erinnerungen an die Reise des Burgherrn nach Konstantinopel aufbewahrt. Der Sultan hat selbst einen Theil der Ausschmückung übernommen und kostbares Gewebe verehrt aus seinen Reichen. Dazu kommt eine Zierde, die der Koran jenem versagte, nämlich außer den Landschaftsbildern aus der Levante auch noch andere Darstellungen aus dem Gang der Reise, die um der angebrachten Porträte willen gar angenehm sind, wie zum Beispiel der Besuch des Burgherrn bei dem Padischah zu Konstantinopel.

In feierlicher Audienz sehen wir gegenüber dem

jugendlichen Königssohn aus dem Abendlande mit seinen Rittern den hochseligen Sultan Mahmud Chan in seiner neuen Tracht von eigener Invention, das rothe Fes auf dem Haupte, den violetten Mantelkragen über dem Rücken, in Ueberrock und Hosen, beide dunkelblau und schmucklos. Was sieht der Mann bescheiden aus, wie er so dasteht und die Franken freundlich grüßt, scheinbar recht froh, daß sie ihm die Ehre schenken, dem Sohn des siegreichen Sultan Abdul Hamid, dem Nachfolger des Propheten, dem Herrn von Mekka, Medina und Kuds, dem Padischah der drei ungeheuern Städte Isstambol, Edreneh und Brussa! Hinter ihm und anderwärts im Saale sind seine Würdenträger, ein drolliges Corps, wenn es so aussieht, wie hier. Zuvörderst steht Chosrew-Pascha, auch in blauer Uniform, mit einem niederträchtigen alten Trödeljudengesicht, dabei kurz und dick, eine Figur, widerlich zum Uebermaß, die man aber doch immer wieder ansehen muß, weil sie gar so schnurrig ist.

Nun sind noch zwei Badegemächer da, eines im Erdgeschosse des einen Eckthurms, mit gar feinen Malereien: Meerfrauen im Wasser und Elfen, die in den Lüften daherschweben. Das andere Bad ist in den Felsen gehauen, gerade unter der Burg. Wir treten aus dem Garten durch eine hohe Glasthüre in die glatte Grotte und schaudern überrascht zusammen, wenn sich die Pforte wieder schließt. Da stehen wir in unterirdischer, rosiger Dämmerung, denn durch die rothen Scheiben fällt das Licht magisch gebrochen herein, wie die letzte Glut eines Sommerabends, und auch draußen ist Alles mit seltsamen, zaubervollen Farben übergossen; die Lämmerwolken hängen am Himmel wie zerpflückte Rosenblätter, der blaue Aether und die grünen Berge

spielen in einander violett und purpurroth, die Lilien im Garten erglühen in sanftem Feuer und die Schmetterlinge flattern darauf herum wie fliegende Karfunkel. Dann ist auch ein Fenster gerade über unsern Häuptern in die Wölbung des Felsens gebrochen, durch das wir mitten in den Himmel hinaufsehen, an dem die Sonne hängt, so daß Alles rosenroth flimmert und flammt, und in den rosenrothen Feuernebel steigt senkrecht über uns, Stockwerk auf Stockwerk, schwindelnd hoch und wie aus Gold gegossen, die Burg von Hohenschwangau empor.

Wenn wir nun herauskommen aus den Mauern, so sind wieder die Alpen da, die blauen Seen und die dunkeln Wälder, und sprechen freundlich zu uns und winken. Da kommt's nun darauf an, wollt ihr auf den Alpsee schiffen gehen, oder über den Schwansteig nach Füßen in Sanct Magni Kloster und zum brausenden Lechfall, oder nach Weißensee an seinen stillen Wassern, oder nach Reute und Breitenwang im fröhlichen Lechthal, oder nach dem Ammerwald, von wo ihr an den Plansee hinabkommt und zum Stuibenfall? Das mögt ihr einrichten nach Lust und Gelegenheit, aber auf die Jugend, zum Böllatfalle und auf die alte Burg muß ein Jeder.

Ein schmaler Steig führt bald ins feuchte Tannendunkel und kriecht dann schattig aufwärts, bald mit gefallenem Laube gepflastert, bald mit niedlichen Knütteln eingelegt und gestaffelt. Nach halbstündigem Steigen kömmt man zur „Jugend.“ Jugend heißt hier eine Bank, welche hoch oben über steilem Abgrunde steht am äußersten Rand. Da setzt man sich hin, die süßen Schauer des Waldes hinter sich und alle Freuden eines weiten Umblicks über Land und Wasser vor sich. Unten

von der Tiefe herauf ragt das Schloß aus seinem Walddicicht, auf einer Seite der Schwansee, halb in der Ebene, halb im Gebirge; auf der Gegenseite der Alpsee in seinem Felsenzwinger, schauerlich schön und düster lieblich. Am Lech hinunter, der nicht aufhört zu blitzen und zu glitzern, so lange man ihn sieht, liegt die Ebene, weithin flach. Helle Straßen laufen durch, wie gelbe Schnüre auf dem grünen Jagdkleid der Erde, über das der Strom ein silbernes Wehrgehänge zieht. In der Ferne stehen halbgelichtete Wälder auf niedern Hügeln, weiße Kirchen glänzen herauf und rothe Dächer, auch noch ein paar Seen. Das ist recht gut, aber es ist viel schöner, in die Alpen hineinzuschauen, in den langen, hohen Kranz, wo die Berge so wild und stürmisch durcheinander geworfen sind, als hätten sie erst aufgehört zu fluten und zu wogen. Die Hügel der Ebene, so sanft und grün sie sind, kommen nicht auf gegen diese Löwen, die mit ausgereckten Gliedern übereinander her lagern, starr und stolz, in finsterer Majestät.

Von der Jugend geht es wieder abwärts durch den Wald in eine jähe Schlucht. Allmählig hört man ein Tosen durch die Bäume, und dann sieht man weiße Wassergüsse in dunkler Felsenenge, und zuletzt steht man vor dem Böllatfalle. Hier steigen ungeheure Wände, schwarz und roth, unerklimmbar in die Höhe. Auf den höchsten Zinnen wehen die Tannen im Sonnenschein, an den schattigen Platten herunter kriecht das Moos, aus den Ritzen des Gesteins sprießen junge Fichten, aus dem Moose wachsen Glockenblumen, die die Köpfchen neugierig herunterbiegen in den tobenden Schlund, und mitten durch stürzt donnernd, in einem Falle von

oben bis unten, die Pöllat. Unten sammeln sich die Wasser in runder Felsenschale, spritzen in weißem Schaume auf und schlagen hellgrüne Wellen. Wer da am Rande steht und rückwärts schaut, der sieht nur noch die steinernen Wände, die sich hinter ihm aufgezogen haben, und nichts mehr von der weiten Welt, und steht allein, wie verloren und versunken im tiefen Schacht, allein mit dem tosenden Fall, zwischen den schauerlichen Felsen. Oben am schmalen Himmel ziehen die weißen Sommerwolken, die Fichten rauschen, die Blumen klingeln, der Sturz donnert, die Schale siedet, Alles regt, Alles bewegt sich, ja der Hexenkessel dreht sich. Nur ein bischen Nicken, ein wenig Träumen, und da sind die alten Elfen wieder, jugendlich und herrlich, mit den goldgelben Haaren und den weißen Leibern, spielend und tändelnd im grünen Born. Lebt wohl, ihr weißen Wolken, ihr rothen Felsen, ihr dunkeln Tannen, ihr blauen Blumen! das Wasser rauscht, der Traumchor singt, die Quellmaid winkt, er fühlt den weichen Arm an seinem Nacken, den feuchten Busen an seiner Brust — „halb zieht sie ihn, halb sinkt er hin — es ist um ihn geschehen.“

Nicht weit von dem Pöllatfalle, auf ragender Höhe, stehen die Trümmer der alten Burg von Schwangau: zwei dachlose, verfallene Vierecke, die wohl ehedem zusammenhingen. In den ritterlichen Stuben wachsen jetzt die Buchen und statt der Tapeten kriecht Epheu und anderes Schlingkraut an dem Gemäuer herum. Den Boden deckt hoher Schutt, durch die leeren Fenster sieht man hinaus in das ferne Land, auf Burgen, die nun auch verfallen sind, auf Falkenstein, Freiberg und Eisenberg. Unten liegen die grünen Auen des Lechrains und

seine Dörfer weit umher zerstreut. Einwärts aber, gegen die Berge zu, klafft die Schlucht der Böllat; noch einmal erscheint der Fall und sein Brausen tönt herüber. Ueber dem Sturze steigt der kahle Seiling in die Höhe. Zu oberst auf seinem grauen Haupt liegt eine kleine, grüne Weide; da tummeln sich die Gemsen, das Wild des Berggeists. — —